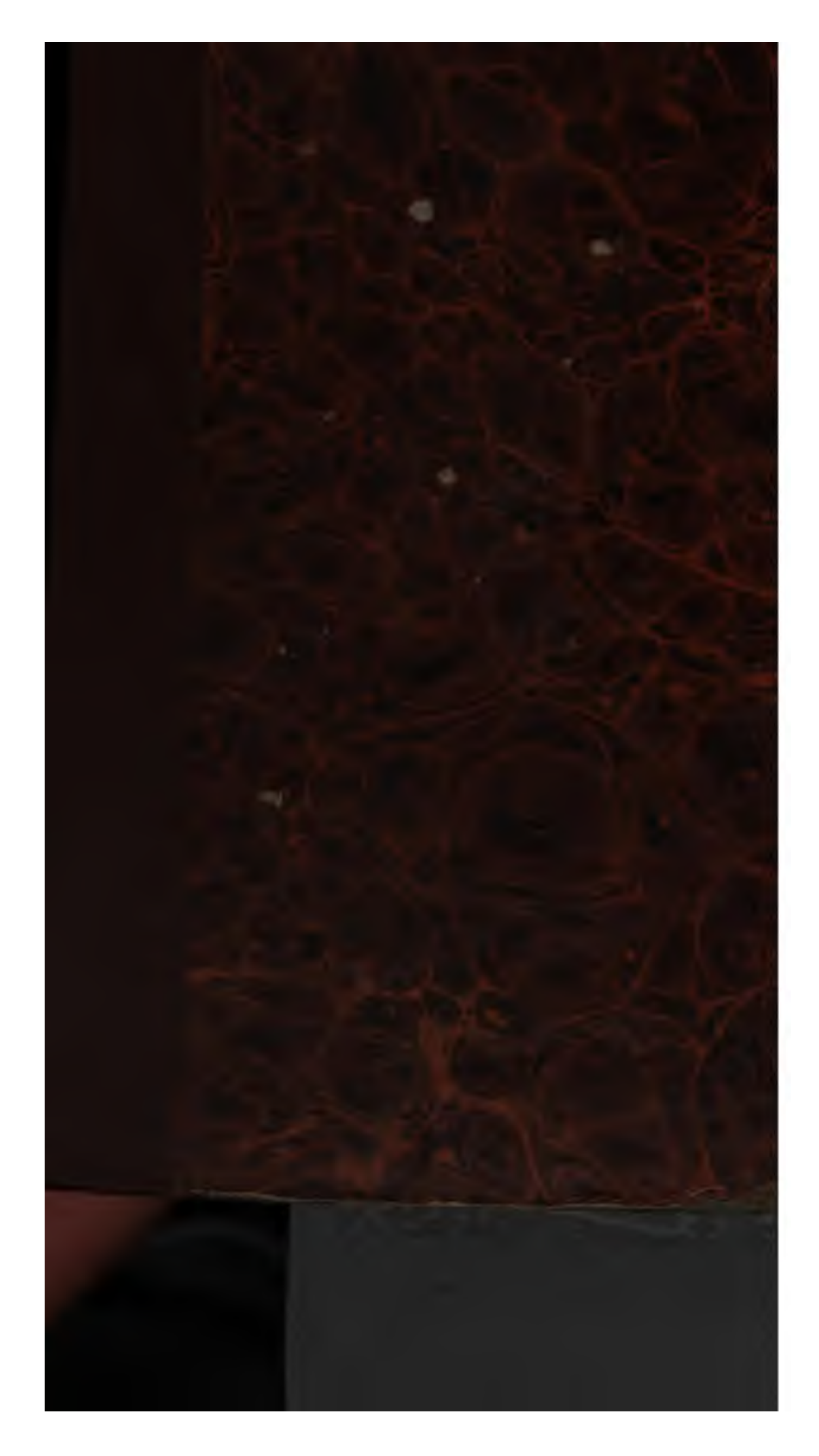
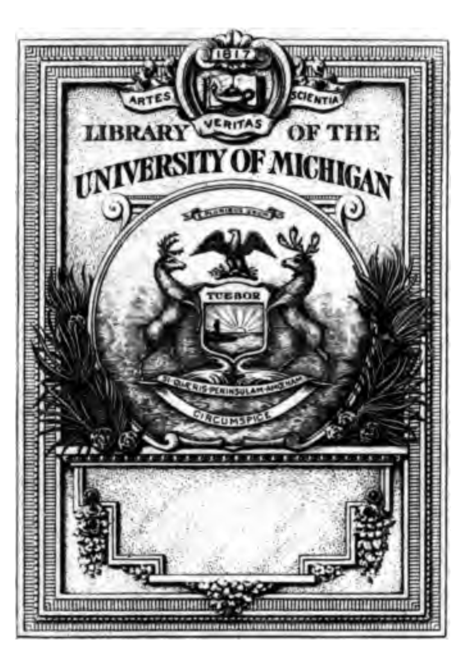



1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE

Das Gesammtgebiet der teutschen Sprache,

nach

Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit

theoretisch und practisch dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz.

Zweiter Band.

Sprache der Prosa.

Leipzig, 1825.
J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Vorrede.

Ueber den Zweck und die Bestimmung des Werkes, zu welchem dieser zweite Band gehört, habe ich mich ausführlich in der Vorrede zum ersten Bande erklärt.

In dem dort angedeuteten Sinne und Geiste erscheint hier die Sprache der Prosa selbstständig und nach ihren einzelnen Gattungen und Formen durchgeführt. Bisher war bei den Teutschen die Theorie des prosaischen Styls so wenig selbstständig angebaut, daß ich blos Voigtel in seinem schätzbaren Lehrbuche der teutschen prosaischen Schreibart (Halle, 1802. 8.) als meinen einzigen Vorgänger in diesem Kreise fand. Ob mein Versuch, die Theorie des prosaischen Styls, im genauesten Zusammenhange mit der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit, aus Einem und demselben höchsten Grundsatze abzuleiten, und dem Gesetze der Form gleichmäßig unterzuordnen, gelungen sey; darüber mögen die Männer vom Fache entscheiden. Sie

werden die Lehren prüfen, die ich für die Eintheilung des prosaischen Styls überhaupt, so wie für die Bezeichnung seiner einzelnen Gattungen, Arten und Formen aufgestellt habe. Sie werden aber auch zugleich ihr Urtheil über die mitgetheilten Beispiele abgeben, in welchen ich — zur Versinnlichung der Fort- oder Rückschritte der Sprache der Prosa in den verschiedenen Zeiträumen der teutschen Sprachbildung — eine chronologische Folge festgehalten habe. Ob ich gleich, bei der Absicht, diesen Theil die Bogenzahl des Alphabets nicht bedeutend übersteigen zu lassen, manches treffliche, mühsam aufgesuchte und im Voraus gesammelte, Bruchstück aus teutschen Schriftstellern unbenutzt wieder bei Seite legen mußte; so glaube ich doch, weder im Lehr-, noch im geschichtlichen Style, irgend einen Meister der neuern Zeit übergangen zu haben. Denn daß diese beiden Gattungen des prosaischen Styls die wichtigsten und zugleich die am reichsten von den Classikern angebauten sind; darüber dürfte wohl unter den Kennern unserer Nationalliteratur kein Zwiespalt statt finden. Doch ist deshalb die Theorie und Praxis des Briefstyls keineswegs vernachlässigt; nur daß der Geschäftsstyl aus Ursachen, die Keinem entgehen können, bis jetzt verhältnißmäßig am wenigsten mit Erfolg für classische Darstellung angebaut ward. —

Bei der Auswahl der Beispiele sorgte ich zugleich für Mannigfaltigkeit und Abwechselung des Tones, und erlaubte mir — um Platz für mehrere zu gewinnen — wohl Abkürzung der aufgestellten Beispiele, nie aber Veränderung derselben, denn jeder Schriftsteller ist beides: Repräsentant seines Zeitalters und seiner Individualität.

Es würde mich freuen, wenn dieser erste Versuch, der Prosa, als selbstständiger Form der Sprachdarstellung, ihr Recht nach Theorie und Praxis zugleich wiederfahren zu lassen, nicht als mißlungen sich ankündigte, weil bis jetzt sowohl von unsern Theoretikern, als auch von denen, welche die zahlreichen Chrestomathieen aus den teutschen Classikern zusammenstellten, weit mehr für die Sprache der Dichtkunst geschehen ist, als für die, mit ihr auf gleicher Linie der Bedeutsamkeit stehende, Sprache der Prosa.

Leipzig, den 6 April, 1825.

Pölitz.

Inhalt des zweiten Theiles.

Das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa.

Einleitung.

2) Der geschichtliche Styl.

3) Der Briefstyl.

4) Der Geschäftsstyl.

Das
Gesammtgebiet der Sprache der Prosa.

Einleitung.

1.

Vorbereitende Begriffe.

Die Philosophie der Sprache, die von der ursprünglichen Gesetzmäßigkeit des menschlichen Geistes und von der Ankündigung der drei selbstständigen Vermögen desselben — des Vorstellungs=, Gefühls= und Bestrebungsvermögens — im Bewußtseyn ausgehet, zeigt, daß, bei dem Uebergange dieser im Bewußtseyn vorgestellten einzelnen Zustände der drei geistigen Vermögen in die Darstellung durch Sprache, drei Urformen aller Sprachdarstellung von einander unterschieden und nach ihrer selbstständigen Ankündigung im Kreise der Sprachdarstellung im Einzelnen entwickelt werden müssen: die Sprachdarstellung der Prosa, welche, in der Gesammtheit ihrer einzelnen Arten und Formen, die Gesammtheit der Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens vermittelst der Sprache vergegenwärtigt; die Sprachdarstellung der Dichtkunst, welche die

Zustände des menschlichen Gefühlvermögens durch Sprache versinnlicht, und die Sprachdarstellung der Beredsamkeit, welche die Zustände des menschlichen Bestrebungsvermögens durch Sprache bezeichnet.

Denn so wie die Philosophie in ihrem theoretischen Theile die drei Vermögen des menschlichen Geistes, nach ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, nach ihrer Eigenthümlichkeit, nach ihrer Verschiedenheit von einander, und nach ihrer Gleichordnung (Coordination) in Beziehung auf die Ankündigung ihrer Thätigkeit im Bewußtseyn entwickelt; so muß auch die Philosophie der Sprache die drei Urformen aller Sprachdarstellung nach ihrer Selbstständigkeit, nach ihrer Eigenthümlichkeit, nach ihrer Verschiedenheit von einander, und nach ihrer Gleichordnung in Beziehung auf ihre Ankündigung im Gesammtgebiete der Sprache theils theoretisch nachweisen, theils diese Ankündigung practisch belegen und durch Beispiele versinnlichen. Das Gesammtgebiet der Sprache überhaupt zerfällt dadurch in drei einzelne Theile: in das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa, in das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst, und in das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit.

Ist nun in der Philosophie der Sprache, nach der Ausmittelung des Verhältnisses zwischen dem darzustellenden Stoffe und der Form der Darstellung, unter welcher der Stoff innerhalb der Sprache erscheint, das Gesetz der Form, als der höchste Maasstab für alles durch Sprache Darstellbare und Dargestellte, nach seinen Grundeigenschaften, der Richtigkeit und Schönheit, und nach allen in diesen Grundeigenschaften enthaltenen unter-

geordneten Eigenschaften des classischen Styls, fest begründet worden; so wird zwar dieses Gesetz der Form am Eingange der wissenschaftlichen Darstellung der einzelnen Gesammtgebiete der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit nicht wiederhohlt; es wird aber als die höchste Bedingung der Annäherung jedes einzelnen stylistischen Erzeugnisses an das Ideal der Classicität vorausgesetzt, und gilt deshalb in gleichem Verhältnisse und in gleicher Kraft in der Sprache der Prosa, wie in der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit, wenn gleich von den untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form nicht alle in jedem einzelnen stylistischen Erzeugnisse vorhanden seyn können.

2.

Fortsetzung.

So streng aber auch in wissenschaftlicher Hinsicht zwischen den drei ursprünglichen Vermögen des menschlichen Geistes unterschieden werden muß; so stehen doch diese Vermögen in einer so genauen Verbindung und Wechselwirkung, daß die oft unmerklichen Uebergänge der Zustände des einen dieser Vermögen in Zustände des andern Vermögens im Bewußtseyn nur mit der größten Aufmerksamkeit beobachtet werden können. Dasselbe gilt daher auch von den oft unmerklichen Uebergängen der einzelnen Sprachdarstellungen in der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, weil, ungeachtet ihrer ursprünglichen Selbstständigkeit, die drei Sprachgebiete der Prosa, der Dichtkunst und der Beredsamkeit unter sich eben so verwandt seyn und so nahe an einander grenzen

müssen, wie die im Bewußtseyn sich ankündigenden Wirkungskreise der drei geistigen Vermögen.

So nahe aber auch die drei Sprachgebiete in der Wirklichkeit an einander grenzen mögen; so verlangt es doch der Zweck der wissenschaftlichen Begründung und Haltung, daß jedes derselben als ein in sich abgeschlossenes Ganzes aufgestellt, und nach allen seinen einzelnen Gattungen, Arten und Formen, nach allen seinen wissenschaftlich ausgemittelten Theilen und Untertheilen, erschöpfend erörtert und durchgeführt werde. Daß dies geschehen könne, erhellt daraus, weil, — wie im Bewußtseyn bei jedem einzelnen wahrgenommenen Zustande die unmittelbare Quelle desselben in einem der drei geistigen Vermögen, — so auch bei jedem einzelnen Erzeugnisse der Sprachdarstellung die Quelle desselben in dem Gebiete der Prosa, oder der Dichtkunst, oder der Beredsamkeit nachgewiesen werden kann.

3.

Der eigenthümliche Charakter der Sprache der Prosa.

Das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa umschließt, nach den in der Philosophie der Sprache aufgestellten Ergebnissen, die Darstellung der gesammten unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens vermittelst der Sprache, es mögen nun diese Zustände des Vorstellungsvermögens im Bewußtseyn entweder als Anschauungen des äußern oder innern Sinnes, oder als Begriffe des Verstandes, oder als Urtheile der Urtheilskraft, oder als Ideen und Schlüsse der Vernunft, oder

als Bilder der Einbildungskraft sich ankündigen. Die Sprache der Prosa enthält daher den wörtlichen Ausdruck und die durch Sprache mögliche Versinnlichung der gesammten unmittelbaren Zustände des menschlichen Vorstellungsvermögens. Es müssen aber die unmittelbaren und die mittelbaren Zustände des Vorstellungsvermögens genau von einander unterschieden werden, sobald man das Gebiet der Sprache der Prosa von dem Gebiete der Dichtkunst und der Beredsamkeit sorgfältig unterscheiden will. Denn die Zustände des menschlichen Gefühls- und Bestrebungsvermögens können nicht unmittelbar, wie dieselben im Bewußtseyn sich ankündigen, durch Sprache dargestellt werden; sie müssen vielmehr erst in Vorstellungen übergehen, bevor sie die Sprache ausdrücken, und durch den abgeschlossenen Kreis der in Vorstellung übergegangenen Gefühle das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst, so wie durch den abgeschlossenen Kreis der in Vorstellungen übergegangenen Bestrebungen das Gesammtgebiet der Sprache der Beredsamkeit sich bilden kann. Wenn daher das Eigenthümliche der Sprache der Prosa darauf beruht, daß in dem Gebiete derselben die unmittelbaren Zustände des Vorstellungsvermögens — ohne irgend einen ursprünglichen Antheil des Gefühls- und Bestrebungsvermögens an denselben — dargestellt werden; so kündigt sich das Eigenthümliche der Sprache der Dichtkunst dadurch an, daß in derselben die ursprünglich im Bewußtseyn wahrgenommenen Gefühle, erst nach ihrem Uebergange in Vorstellungen, dargestellt werden, weil überhaupt alles, was durch Sprache dargestellt werden soll, zunächst vorher Vorstellung gewesen seyn muß,

wenn es auch, seinem Ursprunge nach, einem andern geistigen Vermögen, als dem Vorstellungsvermögen, angehört. Dasselbe Verhältniß, wie bei dem Gefühlsvermögen, tritt auch bei dem Bestrebungsvermögen ein, wo gleichfalls die ursprünglich im Bewußtseyn wahrgenommenen Bestrebungen, erst nach ihrem Uebergange in Vorstellungen, in der eigenthümlichen Sprache der Beredsamkeit dargestellt werden können. Wenn also auch jeder Darstellung durch Sprache zunächst eine Vorstellung vorausgehen muß; so wird doch — nach der ursprünglichen Ankündigung der Zustände der drei geistigen Vermögen im Bewußtseyn — die Grenze des Gebiets der Sprache der Prosa gegen das Gebiet der Sprache der Dichtkunst und der Sprache der Beredsamkeit dadurch aufs strengste gezogen, daß allen Darstellungen in der Sprache der Prosa unmittelbare, den Darstellungen in der Sprache der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit aber nur mittelbare Zustände des Vorstellungsvermögens zum Grunde liegen.

Durch diesen Ursprung aller Stoffe der Sprache der Prosa aus dem menschlichen Vorstellungsvermögen wird zugleich das Gesammtgebiet der Sprache der Prosa ein in sich abgeschlossenes Ganzes. Es muß daher auch die Theorie der Sprache der Prosa ein von der Theorie der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit wesentlich verschiedenes Ganzes bilden, so daß, bei der Festhaltung des ihr eigenthümlichen Charakters in der Sprachdarstellung, keine Verwechselung derselben mit dem eigenthümlichen Charakter der Sprache der Dichtkunst und der Beredsamkeit möglich ist.

(So wenig also eine Ode, eine Elegie, ein

Epos, ein Trauerspiel u. s. w. unmittelbar aus Vorstellungen stammt, sondern aus Gefühlen, welche durch das Mittel (Medium) der Vorstellung gehen, bevor sie in der Sprachdarstellung zur Einheit der dichterischen Form verbunden werden; so wenig stammt auch die Abhandlung im Lehrstyle, oder die Darstellung eines Zeitabschnittes der Geschichte, oder ein Brief, oder ein Kriegsmanifest und ein Friedensschluß aus dem Gefühlsvermögen, sondern aus **unmittelbaren** Vorstellungen, welche der vollendeten **prosaischen** Form des Lehr- oder Geschichtsstyls, des Brief- oder Geschäftsstyls vorausgehen.)

4.

Eintheilung des Gesammtgebietes der Sprache der Prosa.

Obgleich jedes einzelne Erzeugniß im Gesammtgebiete der Sprache der Prosa, nach seinem stylistischen Gehalte, und nach seiner Annäherung an das Ideal der Classicität, so wie nach seiner Entfernung von demselben, einzig nach dem Gesetze der Form — d. h. nach dem in der Darstellung enthaltenen Ausdrucke der Richtigkeit (der formellen Wahrheit) und Schönheit — beurtheilt, und darnach festgesetzt werden kann, welche untergeordnete Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit in demselben angetroffen werden, und ob es in der **niedern**, oder in der **mittlern** Schreibart, vielleicht bisweilen mit einzelnen Uebergängen aus der mittlern Schreibart in die **höhere**, gehalten worden sey; so muß doch die **Eintheilung** des Gesammtgebietes der Sprache der Prosa, ganz unabhängig von dem Gesetze der

Form, abgeleitet werden aus dem Verhältnisse, in welchem das wirkliche (prosaische) Leben zu der Auffassung seiner einzelnen Zustände in unmittelbaren Vorstellungen steht. Denn das Leben des Menschen in der Wirklichkeit — weit abliegend von der Welt der Ideale des Dichters und von dem Einwirken des Redners auf den freien Willen — nach seinen verschiedenen Seiten, enthält die reichhaltigen Stoffe für die Sprache der Prosa. Der Gesammtkreis des wirklichen Lebens, nach der Masse seiner Stoffe, besteht aber entweder in Erkenntnissen, oder in äußern Thatsachen und Vorgängen, oder in schriftlichen Mittheilungen an abwesende Personen unsrer Gattung, oder in der schriftlichen Bezeichnung der Verhältnisse und Zustände des öffentlichen bürgerlichen Lebens.

Daraus ergeben sich die vier Theile des Gesammtgebietes der Sprache der Prosa:

1) der Lehrstyl;
2) der geschichtliche Styl;
3) der Briefstyl;
4) der sogenannte Geschäftsstyl.

5.

Fortsetzung.

Es entsteht der Lehrstyl, sobald wir entweder einen Theil, oder die ganze Masse unserer Kenntnisse, für den Zweck der Darstellung durch Sprache ordnen, und den kleinern oder größern in sich abgeschlossenen Kreis dieser Kenntnisse in irgend einer vollendeten Form der Sprache der Prosa entwickeln. Der Lehrstyl umschließt daher, dem Stoffe nach, die

ganze Masse von Anschauungen, Begriffen, Urtheilen und Vernunftideen, welche durch Sprache bereits dargestellt wurden, oder doch durch Sprache dargestellt werden können. Zu ihm gehört eben sowohl das in sich abgeschlossene philosophische System eines Wolf, Kant, Fichte, Schelling u. a.; wie die faßlichste Volks- und Jugendschrift, und der, einem Epigramme am Umfange gleiche, didactische Sinnspruch (die sogenannte Sentenz). Alle Abhandlungen, die den Zweck der Belehrung, alle kritische und polemische Aufsätze, die den Zweck der Prüfung, Berichtigung und Widerlegung beabsichtigen; alle sogenannte Vorlesungen auf Hochschulen, in welchen allmählig das Ganze einer in sich abgeschlossenen Wissenschaft mitgetheilt wird; alle auf den Gesichtskreis der untern Klassen des Volkes und der zu erziehenden Jugend berechnete Aufsätze und Schriften, müssen, nach ihrer Stellung in den einzelnen Untertheilen des Lehrstyles, theoretisch entwickelt und practisch, durch Beispiele aus Classikern in der Prosa, belegt und versinnlicht werden.

Der geschichtliche Styl entsteht durch die erschöpfende und zur Einheit der Form verbundene Darstellung aller in den beiden Kreisen der Gegenwart und Vergangenheit enthaltenen Stoffe vermittelst der Sprache. Das unermeßlich reiche Gebiet desselben, nach seinen Untertheilen, umschließt daher theils die Beschreibung, theils die Erzählung, inwiefern die Darstellung alles dessen, was zum Kreise der Gegenwart gehört, der Beschreibung zufällt, dagegen die Darstellung dessen, was bereits in den Kreis der Vergangenheit überging, vermittelst der Erzählung vergegenwärtigt und versinnlicht wird. Es gehören daher alle eingesammelten Kennt-

nisse und alle erworbenen Beobachtungen und Erfahrungen über den Erdkörper, wie über die Sonnen= und Milchstraßensysteme, über die unorganisirten, wie über die organisirten und belebten Geschöpfe zur geschichtlichen Beschreibung; — auf gleiche Weise verhalten sich das Individuum, und die einzelne Familie, wie die Riesenreiche der Welt des Alterthums und der neuern Zeit, nach allen ihren Ereignissen und Schicksalen, zu dem gleich unermeßlichen Gebiete der geschichtlichen Erzählung.

Der Briefstyl ist die Bedingung der Unterhaltung mit abwesenden Personen, und der nöthigen Mittheilungen an dieselben. Er soll entweder die bereits bestehende Verbindung mit Abwesenden fortsetzen und unterhalten, oder eine neue Verbindung mit Entfernten anknüpfen, die bisher mit uns noch in keinem Verkehre standen. Er hat daher zunächst die Bestimmung, die mündliche Mittheilung zu vertreten, und darf deshalb, nach seiner ganzen Haltung und Durchführung, diesen Charakter nie verläugnen. Ob nun gleich die mündliche Unterhaltung, in Beziehung auf die Form des Ausdruckes, etwas nachlässiger und minder gehalten sich ankündigt, als der Brief, bei welchem nie vergessen werden darf, daß er als stylistisches Erzeugniß unter dem Gesetze der Form steht; so ist doch wegen der eigenthümlichen Bestimmung des Briefstyls, als Ersatz der mündlichen Unterhaltung, — im Allgemeinen — die Forderung an denselben weniger streng, als an den Lehr= und geschichtlichen Styl. Denn nach der ursprünglichen Bestimmung des Briefes ist er nicht zum Drucke, und zur öffentlichen Mittheilung, sondern unmittelbar an ein abwesendes Individuum bestimmt, dessen Verhältnisse zu dem, der den Brief

schreibt, nicht selten von der Art sind, daß sie aus dem Zusammenhange des Briefes nicht ganz erkannt werden können. Dagegen stehen allerdings diejenigen Briefe, welche sogleich auf die öffentliche Bekanntwerdung berechnet werden, unter einem andern Maasstabe.

Denken wir uns endlich als Mitglieder einer bürgerlichen Gesellschaft, und als Theilnehmer eines besondern Standes im Staate; oder vergegenwärtigen wir uns den Staat, welchem wir angehören, als ein öffentliches (politisches) in sich abgeschlossenes Ganzes, sowohl nach seinen innern Verhältnissen, als nach seinen auswärtigen Beziehungen auf andere neben ihm bestehende Staaten, und stellen wir alle aus diesen so vielfach verschiedenen Ankündigungen des öffentlichen Staatslebens und des besondern Bürgerthums hervorgehende Verhältnisse durch Sprache dar; so entsteht der sogenannte Geschäftsstyl nach seinen Untergattungen und Arten.

---

1) Der Lehrstyl.

6.

Begriff und eigenthümlicher Charakter des Lehrstyls.

Wenn es die Aufgabe des geschichtlichen Styls ist, die Welt außer uns darzustellen, inwiefern sie von uns durch Anschauung aufgefaßt und in der Idee als ein zusammenhängendes Ganzes verbunden wird; so hat der Lehrstyl die Aufgabe zu lösen,

daß er die Welt in uns, so weit sie nicht in Gefühlen und Bestrebungen im Bewußtseyn wahrgenommen wird, sondern in Begriffen, Ideen, Urtheilen und Schlüssen sich ankündigt, darstelle und zur Einheit verbinde.

Das Gebiet des Lehrstyls umschließt daher den Kreis der gesammten menschlichen Erkenntniß aus Begriffen. So weit der Kreis menschlicher Erkenntniß ist; so weit muß auch der Kreis des Lehrstyls seyn. Zugleich folgt daraus, daß jeder neue Zuwachs der menschlichen Erkenntniß, jede Erweiterung des Kreises menschlicher Begriffe und Ideen, nothwendig auch das Gebiet des Lehrstyls, seinem Stoffe nach, erweitern und bereichern muß.

Allein der eigenthümliche Charakter des Lehrstyls beruht nicht blos auf dem ihm eigenthümlichen Stoffe, sondern, in gleichem Verhältnisse, auf der Eigenthümlichkeit seiner stylistischen Form, inwiefern — bei aller Verschiedenartigkeit der dem Lehrstyle zugehörenden Stoffe — die Form desselben doch nur dann das Gepräge der Vollendung trägt, wenn die einzelnen Bestandtheile der menschlichen Erkenntniß aus Begriffen zu einer solchen Einheit der stylistischen Form verbunden werden, daß diese Form in völliger Angemessenheit zu dem Gesetze der Form erscheint.

7.

Verhältniß des Lehrstyls zum Gesetze der Form.

Das Gesetz der Form verlangt die innigste Verbindung der Richtigkeit und der Schönheit von jedem einzelnen stylistischen Erzeugnisse, mithin auch

von jeder einzelnen Form des Lehrstyls. Der Begriff der Richtigkeit der Form ist bei dem Lehrstyle ohne Schwierigkeit auszumitteln, weil der Stoff desselben ganz in Begriffen besteht. Denn da die Richtigkeit in der Darstellung auf dem Ausdrucke der formellen Wahrheit innerhalb unsrer Vorstellungen vermittelst der Sprache beruht; so wird dem Gesetze der Richtigkeit im Lehrstyle Genüge geschehen, sobald durch die gebrauchten Wörter die formelle Wahrheit in den zum Bewußtseyn gelangten Begriffen ausgedrückt und bezeichnet wird. Die formelle Wahrheit besteht aber in der Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen mit sich selbst, weil über die materielle Wahrheit — über die Uebereinstimmung unsrer Vorstellungen mit den Gegenständen in der Wirklichkeit — nicht innerhalb der Philosophie der Sprache entschieden werden kann.

Was die Schönheit der Darstellung in Hinsicht auf den Lehrstyl betrifft; so besteht sie in der Hervorbringung einer Form, durch welche die Mannigfaltigkeit der darzustellenden Begriffe zur Einheit verbunden, und diese Einheit in der Darstellung so vollendet wird, daß die blos mechanische und logische Folge der im Stoffe enthaltenen Begriffe, vermittelst der Form, als ein organisches lebensvolles Ganzes erscheint, welches durch die Versinnlichung der dargestellten Begriffe, — ohne Beeinträchtigung der leichten Auffassung ihrer formellen Wahrheit, — in demselben Grade ein reines Wohlgefallen an der Form hervorbringt, in welchem der Verstand durch die Richtigkeit der Darstellung, d. h. durch den vollendeten Ausdruck der in den dargestellten Begriffen enthaltenen formellen Wahrheit, befriedigt wird. — Es ist daher ein Irrthum, der

auch durch alle gelungene Erzeugnisse echter Classiker im Lehrstyle längst practisch widerlegt worden ist, wenn man die Vollendung des Lehrstyls zunächst nur auf die Richtigkeit der Form beschränkt; denn schon aus dem Ursprunge des Gesetzes der Form aus der gesammten Thätigkeit der drei geistigen Vermögen erhellt, daß jede Darstellung der einzelnen Zustände dieser Vermögen vermittelst der Sprache, sobald diese Darstellung auf Classicität Anspruch macht, dem Gesetze der Form untergeordnet werden muß.

8.

Zweck des Lehrstyls.

Der nächste Zweck des Lehrstyls ist allerdings auf Belehrung und auf Ueberzeugung durch die dargestellten Begriffe berechnet. Der menschliche Geist ist aber, nach der Gesammtheit seiner Vermögen, ein zu innig verbundenes Ganzes, als daß irgend etwas auf das eine Vermögen so ausschließend wirken könnte, daß die andern Vermögen gar keinen Antheil daran nähmen, und ohne alle Berührung von demselben blieben. Daraus folgt, daß wenn gleich jede Mittheilung von Begriffen durch die Sprache zunächst und unmittelbar auf die Belehrung des Verstandes, auf die Berichtigung des Urtheils, auf die Fortbildung der Vernunft, und überhaupt auf die Erweiterung und Vervollkommnung des Gesammtkreises der menschlichen Erkenntniß berechnet wird, doch zugleich, vermittelst der Einheit und stylistischen Vollendung der Form, auch die Einbildungskraft, so wie das Gefühls- und Bestrebungsvermögen für die mitgetheilten Begriffe angeregt und belebt werden, wiewohl die Wirkung der

stylistischen Lehrform auf diese Vermögen nicht von gleicher Stärke seyn kann, wie auf das Vorstellungsvermögen. Der Maasstab für die Beurtheilung der Gediegenheit und Vollendung eines Erzeugnisses des Lehrstyls wird also darauf beruhen, daß der dargestellte kleinere oder größere Kreis der Begriffe, durch seine Deutlichkeit, Klarheit, Bestimmtheit und logische Einheit, unmittelbar Belehrung und Ueberzeugung, mittelbar aber ein Wohlgefallen an der Form selbst, und eine verhältnißmäßige Belebung und Theilnahme des Gefühls- und Bestrebungsvermögens an der versinnlichten formellen Wahrheit in den dargestellten Begriffen enthält.

Was endlich den stylistischen Schmuck im Lehrstyle betrifft; so wird dieser theils von dem gewählten Stoffe, theils von dem Zwecke, auf welchen die Darstellung berechnet ist, theils und am meisten von der Individualität des Schriftstellers abhängen, die auch gewöhnlich über die Wahl der niedern oder der mittlern Schreibart entscheidet. Denn, abgesehen von ihrer übrigen Verschiedenheit, werden die Stoffe aus der Größenlehre weniger Schmuck verstatten, als Stoffe aus dem Kreise der philosophischen Wissenschaften, und in den letztern wieder die Stoffe aus der Denklehre weniger, als aus der Pflichten-, Rechts- und Religionslehre. Eben so wird ein größerer Schmuck in der Darstellung des Lehrstyls nicht blos verstattet, sondern sogar Bedürfniß seyn, wenn der Schriftsteller den Zweck sich vorhält, auf die gebildeten Stände zu wirken, als wenn er für die angehende Jugend schreibt. Vorzüglich aber wird die Individualität des Schriftstellers den Ausschlag geben,

weil Schriftsteller von gleichmäßiger Entwickelung der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens, wie des Verstandes und der Vernunft, auch wenn sie zunächst Belehrung und Ueberzeugung beabsichtigen, doch mit höherm Leben und mit stärkerer Versinnlichung des Stoffes darstellen, und namentlich die mittlere Schreibart für ihre Darstellungen wählen werden, als diejenigen Schriftsteller, bei welchen zunächst nur das Vorstellungsvermögen gebildet und wirksam erscheint.

Nach diesen Grundsätzen muß zugleich die befangene Ansicht einiger Theoretiker beurtheilt werden, welche bald behaupten, daß der Lehrstyl einen höhern Schmuck verstatte, als der geschichtliche, bald diesen höhern Schmuck, vorzugsweise vor dem Lehrstyle, dem geschichtlichen Style beilegen. Nie kann im Allgemeinen darüber entschieden werden, weil, nach den aufgestellten Grundsätzen — welche ihre Bestätigung in den aus den Classikern im Lehr- und geschichtlichen Style entlehnten Beispielen finden — die Ankündigung eines höhern Schmuckes in der stylistischen Form bald von dem gewählten Stoffe, bald von dem Zwecke der Darstellung, bald von der Eigenthümlichkeit und dem erreichten Grade der geistigen Bildung des Schriftstellers abhängt.

9.

Eintheilung des Gebietes des Lehrstyls.

In dem in sich abgeschlossenen Gesammtgebiete der Sprache der Prosa darf die Eintheilung dieses Gebietes, und die Ausmittelung der Untergattungen des Lehrstyls, nicht nach den einzelnen Kreisen des wissenschaftlichen Stoffes versucht, und

z. B. ein besonderer Lehrstyl für die philosophischen, mathematischen, theologischen, juridischen u. a. Wissenschaften aufgestellt werden; vielmehr kann, bei jener Eintheilung, nur die verschiedene Behandlungsweise des Stoffes vermittelst der Form den Ausschlag für die Aufstellung der besondern Untertheile des Lehrstyls geben. Nach diesem Maasstabe zerfällt der Lehrstyl:

a) in den systematischen, in welchem irgend ein Theil der menschlichen Erkenntniß, oder auch ein größeres in sich abgeschlossenes Ganzes derselben, nach dem innern Zusammenhange der dazu gehörenden Begriffe und Untertheile, vollständig und erschöpfend, nach den Bedingungen des Gesetzes der Form, dargestellt wird;

b) in den commentirenden (weiter ausführenden, erläuternden), in welchem die einzelnen Theile eines systematisch dargestellten Ganzen weiter ausgeführt und erläutert, die Schwierigkeiten dabei durch faßlichere Erklärungen und Beispiele gehoben, die dagegen denkbaren oder bereits wirklich erhobenen Einwürfe beantwortet und widerlegt, die in der systematischen Darstellung nicht selten vorkommenden Kunstwörter (Terminologie) erörtert, die mit den dargestellten Begriffen verwandten Gegenstände verglichen, und nicht selten die zu dem ganzen Umkreise des dargestellten Stoffes gehörenden, und bald näher, bald entfernter liegenden Begriffe berücksichtigt werden;

c) in den compendiarischen, in welchem ein abgeschlossenes Gebiet der menschlichen Erkenntniß zwar in sich zusammenhängend und erschöpfend, aber in so gedrängten Umrissen dargestellt wird, daß die weitere Ausführung der einzelnen Theile

in demselben wegfällt, und entweder der Selbstforschung oder dem mündlichen Vortrage überlassen bleibt;

d) in den akademischen Vortrag, durch welchen das systematische Ganze einer wissenschaftlichen Erkenntniß, vermittelst einzelner, den Gegenstand fortführender, mündlicher oder schriftlicher Vorträge, allmählig entstehen und durchgebildet werden soll;

e) in den populären Lehrstyl, in welchem ein wissenschaftlicher Stoff so dargestellt wird, daß man alles von ihm ausscheidet, was den eigentlichen Gelehrten ausschließend angeht, und nur diejenigen Gegenstände desselben in einer lichtvollen Uebersicht und leichtfaßlichen Darstellung behandelt, welche man auch ohne gelehrte Vorkenntnisse verstehen kann, und welche nicht unmittelbar auf die Erweiterung des Umkreises des menschlichen Wissens überhaupt, sondern zunächst auf die Anwendung im wirklichen Leben berechnet werden;

f) in den dialektisch-kritisirenden Lehrstyl, in welchem alle einzelne stylistische Erzeugnisse theils in Hinsicht auf den dargestellten Stoff nach den höchsten wissenschaftlichen Grundsätzen der formellen und materiellen Wahrheit, theils in Hinsicht auf die Form der Darstellung nach dem in dem Gesetze der Form enthaltenen höchsten Maasstabe geprüft und beurtheilt werden.

10.

a) Der systematische Lehrstyl.

Unter einem Systeme denken wir das aus einem obersten Grundsatze abgeleitete, logisch ange-

legte, in seinen Theilen nothwendig zusammenhängende, gleichmäßig durchgeführte, und nach dem Gesetze der Form durch Sprache dargestellte Ganze, in welchem entweder eine ganze Wissenschaft, — ein in sich abgeschlossener Kreis der menschlichen Erkenntniß, — oder doch ein bestimmter Gegenstand des menschlichen Wissens, in materieller Hinsicht den Gegenstand erschöpfend, und in formeller Hinsicht den Stoff zur Einheit der Form erhebend, zur Anschauung gebracht wird.

Jede Wissenschaft kündigt sich nämlich als ein Ganzes von zusammenhängenden und aus Einem höchsten Grundsatze abgeleiteten Sätzen an. Wer daher ein System aufstellen will, muß zuerst den höchsten Grundsatz ausmitteln, aus welchem alle einzelne Lehren und Theile des Systems mit Nothwendigkeit sich ergeben. Die Aufstellung eines solchen Grundsatzes beruht aber darauf, daß derselbe, der Form nach, als Vernunftwahrheit, d. h. als ein widerspruchsfreies und allgemein gültiges Urtheil aufgestellt werde, und daß er, der Materie nach, als der Keim erscheine, aus welchem alle einzelne Glieder des Systems in einer zusammenhängenden Folge sich entwickeln lassen. Es müssen daher in einem Systeme alle einzelne Glieder und Theile, aus welchen das Ganze besteht, nicht nur vollständig vorhanden, sondern dieselben auch nach ihrem innern Verhältnisse gegen einander als Theile, und nach ihrem Verhältnisse zum Ganzen so dargestellt seyn, daß theils der logische Grund aus der Anlage des Ganzen hervorleuchtet, theils die Darstellung selbst in allen einzelnen Theilen so viel Gleichmäßigkeit und Ründung erhält, daß nicht nur der Verstand durch die aufgestellten Begriffe belehrt und

überzeugt wird, sondern auch die Form der Darstellung ein reines Wohlgefallen an derselben bewirkt. —

Nach diesen Grundsätzen wird also die Richtigkeit innerhalb des Systems einer Wissenschaft darin bestehen, daß theils alle dargestellten Begriffe unter sich selbst übereinstimmen (d. h. daß sie formelle Wahrheit haben), theils diese Begriffe auch so sicher aus einander abgeleitet, und so bestimmt mit einander verbuuden werden, daß der Verstand in denselben durchaus weder Lücke, noch Sprung entdecken, sondern vielmehr den Grundsatz, nach welchem alle Theile verbunden sind, wahrnehmen, und denselben mit der Ausführung, Haltung und Behandlung der Theile selbst durchgehends vergleichen kann. Die Schönheit der Form aber wird darin sich ankündigen, daß alle einzelne, obgleich systematisch unter sich verbundenen Theile so in sich stylistisch ausgearbeitet und vollendet sind, daß nicht nur durch diese Gestaltung das Ganze selbst ein freies organisches Leben erhält, sondern daß auch die Form, nach der in ihr vorherrschenden Versinnlichung des Stoffes, als das Bild eines vollendeten Ganzen, von der Einbildungskraft mit reinem Wohlgefallen aufgefaßt und festgehalten werden kann.

Die einzelnen Arten des systematischen Lehrstyls sind:

1) das System selbst, von welchem alles gilt, was überhaupt als Bedingung des vollendeten systematischen Lehrstyls aufgestellt worden ist;

2) die Abhandlung, oder die systematische und erschöpfende Darstellung irgend eines Abschnittes, oder eines einzelnen Theiles aus einem größern wissenschaftlichen Ganzen, — auf

welche die aufgestellten Grundsätze nach dem Verhältnisse, in welchem der Theil zu dem größern Ganzen steht, angewandt werden müssen. — Nothwendig ist es ein bedeutender Gewinn für die Wissenschaften, wenn deren einzelne Theile, bevor sie unter der Einheit eines in sich abgeschlossenen Systems erscheinen, als kleinere organische Ganze ausgeführt und durchgebildet werden, oder auch wenn, nach bereits vollendeter systematischer Gestaltung der Wissenschaft, die einzelnen Abschnitte und Theile derselben, durch neue Bearbeitung, Erweiterung oder Berichtigung, in ein neues Verhältniß zu dem organischen Ganzen des Systems treten.

(Ist irgend bei einer Nation der systematische Geist vorherrschend; so ist es bei der teutschen. Ihrer Literatur gehören daher auch eine große Zahl trefflicher systematischer Werke und völlig durchgebildeter Systeme an. Wie reich ist — um nur bei der Philosophie zu verweilen — die neuere teutsche Literatur an systematischen Werken von Wolf, Kant, Reinhold (z. B. Theorie des Vorstellungsvermögens), Fichte, Schelling, Gtlo. Ernst Schulze (Kritik der theoretischen Philosophie), Fries (neue Kritik der Vernunft), u. a.

Noch reicher ward von den Teutschen das Gebiet der eigentlichen Abhandlung angebaut. Dahin gehören in der philosophischen Literatur die trefflichen Aufsätze von Jerusalem, Mendelssohn, Reimarus, Eberhard, Garve, Engel, Schlosser, Herder, Hamann, Kant, Reinhold, Heydenreich, Fr. Volkm. Reinhard, Fr. Heinr. Jacobi u. a.)

11.

Beispiele des systematischen Lehrstyls von Geiler von Keisersberg, Johann v. Staupitz, Jacob Böhme, Martin Opitz und Phil. Jac. Spener.

Wenn gleich die Bruchstücke aus dem systematischen Lehrstyle der Teutschen aus den Zeiträumen der Sprachbildung bis zum Jahre 1740, weder in Hinsicht der gleichmäßigen Behandlung des Stoffes, noch in Hinsicht der Angemessenheit zu den strengen Forderungen des Gesetzes der Form, mit der Behandlung wissenschaftlicher Gegenstände seit dem Jahre 1740 die Vergleichung aushalten; so durften doch einzelne Beispiele aus jenen frühern Zeiten nicht ganz übergangen werden, theils um den Charakter der Sprache der teutschen Prosa in früherer Zeit, theils die Fortschritte der wissenschaftlichen Sprachdarstellung seit den letzten achtzig Jahren auf teutschem Boden zu vergegenwärtigen.

1) von Geiler von Keisersberg († 1510), aus seinem Trostspiegel (der zu Straßburg, 1503 erschien).

Gedenck, was grossen nutz dynem freund uß dem tod entspringt; sich (sieh), uß was jamers, lydens und ellends, dos in diser zit ist, er hingenommen wirt und etladen. Wer wolt erzalen die unseligkeyt, die alle menschen, sie syen in was standtes sie wellen, erlyden müssen; es bedörfft ein gantz groß buch, das zu erzalen. Liß sanctum Augustinum ym buch von der statt gottes, liß Franciscum Petrarcham vom glück und unglück; so vindestu wunder davon, was ein mensch erlyden muß in

lyb und seel. Heut gesunt, morgen kranck, heut fröhlich, morgen trurig, yetz in eren, morn in schand, yetz rych, morn arm, yetz gelopt, morn gescholten, heut genediger her, morn stoßt man die zung über dich uß, und macht dir esels oren, heut lebendig, morn tod. Was sol ich vil schreiben; ich sprich mit dem Job: der Mensch geboren von eynem wib, lebt ein kurtze zyt, und wirt erfüllet mit vil unseligkeyt; darfür hilfft weder gold noch sylber, weder syden (Seide) noch perlin (Perlen), weder gewalt noch adel, weder kunst noch vernunfft. Nun wolan, uß dem jamer ist dyn freund hingenommen, uß dem schweyßbad gangen, do du noch in sitzest. Ist das, das du also clagest, und so unvernünfftiklichen trurest?

Nun sprichstu: ja wenn ich wüste, daz myn fründ uß diesem jamertal kem in ewige freud; ich förcht aber, das er vom karren diß ellends gespannen werd in den wagen des ewigen Feuers; es darff sich ein dieb nit freuwen, so man yn uß dem turm laßt, und yn an den galgen fürt. Er ist in todsünden villicht gestorben; all syn lebtag eyn weltmensch gewest, gott nie vor augen gehabt, allweg synem mutwillen gelebt. Ich sprich zum ersten: es weiß nyemant, wie er sich an synem letzsten end gehalten hat, er hat villicht geruwet (bereuet), und also ist ym gnad beschehen, wie wol sich nyemans daruff verlassen sol. Ich sprich zum andern: ist dyn freund in todsüuden begriffen und also gestorben, und zu der hellen gefaren; so nit trur. Er sitzt, da er sitzen sol, und nirgen rechter. eyn dieb gehört an den galgen, und ein mörder auffs rad. Wißt ich meinen vatter, spricht sanctus Augustinus, in der hellen, ich wolt nit für yn bitten. Ach gott, sprichstu, het er lenger gelebt; so het er sich villicht bekört; wie kann ym daz zů nütz dienen, daz er in synen sünden tod ist? Ich sprich zum dritten: er wer nit besser worden, ob er schon len-

ger gelebt hett, wenn (denn) sobald gott eynem menschen durch den tod hin nymt, so wer derselb mensch hinfür nymmermer besser worden.

2) von Johann v. Staupitz († 1527), über die wahre Liebe zu Gott.

Ein wartzeichen der lieb gottes ist vo(e)rbringung der gebot gottes; den (denn) lieb geburt (gebiert) gleychformigkeit, macht ein hertz, einen willenn, ein seel. Steygt sy vber sich; so bildet sy sich inn der nachuolg nach dem willen des Geliebtenn. Felt (fällt) sy vntter sich; so bildet sy alle ding nach yr, vnd schatzet kein ding nach seiner natürlichen guete, sondern nach yr selbstgefallenn, macht alßo boß (bös), das in der natur gut von got erschaffenn ist. Der got vber alle ding liebt; der lest ym wolgefallen alles, das got wohlgefelt, vnnd tregt vordries (Verdruß) in allem, das got mißfelt; darumb liebt er die gerechtigkeit, vnd hasset die boßheit. Das end des gesetz (es) ist die lieb gottes vber alle ding, mit welcher nit steen mag vbel thun. Demnach helt der mensch, der recht liebt, alles, das ym got geboten hat, alles das in den gotlichenn wortten verborgen liegt, nach der lere Augustini, des diße nachuolgennde wort seinn. Lieb vnnd thue, was du wilt. Schweichstu; so schweig aus lieb. Rueffestu; so rueff aus lieb. Straffestu; so straff aus lieb. Versonest du; so versone aus lieb. Behalt die wurtzeln in dem hertzen, die rechte gotliche lieb; so mag nichtz den guts auß dir geen, nichtz den seliglichs von dir geschceen. Derhalben werden die menschen von nyemandts anders, den in der schule der liebe gottes gelernig. Zu dieser kunst, zu der lieb gottes, sollen die eldern yre kind, die meister yre junger, die geistlichen hirten yre schefflein ziehn; es ist auch kein andere kunst zu der seligkeit notturftig.

3) von Jacob Böhme († 1624) *), aus seiner Christosophia (Ausgabe von 1730. 8.) S. 231.

Recept vor dem schwarzen Teufel.

Wenn er die arme Seele ansicht, daß sie soll verzagen, soll man ihm dies Recept zu essen geben: der Teufel ist ein stolzer, hoffärtiger Geist, dem kann man nicht weher thun, daß er eher weiche, als daß man einen frischen Muth wider ihn fasse, ganz trotzig und hochmüthig, sich vor ihm nicht entsetze, denn er hat nicht eines Strohhalms Gewalt, und nur seiner spotte, ihm seinen Fall vorwerfe, wie er einst ein so schöner Engel gewesen, und nun ein schwarzer Teufel worden, sprechend: Siehe, wannenhero, Schwarzhans? Ich dachte, du wärest im Himmel unter den Engeln; so kommest du daher gezogen und schleppest dich mit Gottes Zornregister. Ich dachte, du wärest ein Fürst in Gott; wie bist du dann sein Büttel worden? Ist denn ein Henkersknecht aus solchem schönen Engel worden? Pfui dich, du garstiger Henkersknecht, was willst du mit mir? Gehe hin in den Himmel zu den Engeln, bist du Gottes Diener. Pfui dich, packe dich weg, du Henkersknecht; gehe zu deinen Engeln, hier hast du nichts zu thun. Dieses Recept isset er zwar, es dienet zu seiner Gesundheit. — Spotte ihn: ey, schöner Engel, der nicht einen

---

*) Wenn es zu den Zeichen unsers Zeitalters gehört, daß dieser im achtzehnten Jahrhunderte nach seiner Unbedeutenheit gewürdigte Mystiker von einigen Zeitgenossen von neuem hervorgesucht und gefeiert ward; so darf auch hier ein kurzes Bruchstück aus einer seiner Schriften nicht fehlen, das aber — nicht als Beispiel des Classischen, sondern als Warnungstafel seinen Platz erhält.

Tag im Himmel bleiben konnte. Er war ein Fürst, und schleppet sich jetzt mit der Sünden Register, mit dem Schlammsacke. Du Henkersknecht, nimm hin meine Sünde in deinen Bettelsack. Fahre nur hin mit deinem Sündensacke, und nimm meine auch mit; du bedarfst sonst nichts als Sünden. An meiner Seele hast du keinen Theil. Kannst du, friß mich, hier stehe ich; aber höre, ich habe ein Zeichen in mir, das ist des Kreuzes Zeichen, daran Jesus die Sünde und den Tod erwürgte, und dem Teufel die Hölle zerstörte, und ihn in Gottes Zorn band; friß dasselbe auch mit, so wirst du wieder ein Engel.

Kommt er nicht mit einem Schrecken der Furcht; so ist er nicht da, sondern es ist der Seele Entsetzung vor dem dunkeln Abgrunde. Sie denket oft, wenn die melancholische Complexion mit der Grimmigkeit des Gestirns angesteckt wird, der Teufel sey da, ist aber nicht. Wenn er kommt; so kommt er entweder mit hartem Schrecken, oder als ein Engel, also freundlich, wie ein schmeichelndes Hündlein.

Kommt er im Finstern, und du im finstern Orte bist, und erschrecket dich; so weiche ihm nicht von der Stätte, fleuch nicht vor ihm, er ist dessen nicht werth, daß ihm ein Mensch weiche. Spotte seiner in der Finsterniß, sage: Siehe, bist du da; ich dachte, du wärest ein Engel des Lichts, so stehest du da im Finstern lauern, wie ein Dieb; es wären wohl andere Orte für dich, da mehr Stankes wäre, denn hie, weil du nur nach Sündenstank umgehest suchen.

Fährt er aber mit einem Stank von dannen; so gehe bald von dannen, sagende: Pfui, du stinkender Büttelknecht; wie reuchst du nach deiner Herberge, in der Cloaka reucht es eben also; er wird dir nicht bald mit Schrecken wieder kommen.

4) von Martin Opitz († 1639),
aus seinem Buche: von der teutschen Poeterei (s. Opitzens Gedichte. Th. 1. Zürich, 1745. 8. S. 14).

— Ich muß bekennen, daß an Verachtung der Poeterei diejenigen nicht wenig Schuld tragen, welche ohne allen Dank Poeten seyn wollen, und noch eines Theiles zum Ueberfluß, ebener maßen wie Julius Cäsar seine kahle Glitze, sie ihre Unwissenheit unter dem Lorbeerkranze verdecken. Gewißlich, wenn ich nachdenke, was von der Zeit an, seit die griechische und römische Sprache wieder sind hervorgesucht worden, vor Haufen Poeten sind heraus kommen, muß ich mich verwundern, wie sonderlich wir Teutsche so lange Geduld können tragen, und das edle Papier mit ihren ungereimten Reimen beflecken. Die Worte und Syllaben in gewisse Gesetze zu bringen, und Verse zu schreiben, ist das allerwenigste, was in einem Poeten zu suchen ist. Er muß von sinnreichen Einfällen und Erfindungen seyn, muß ein großes unverzagtes Gemüthe haben, muß hohe Sachen bei sich erdenken können, — soll anders seine Rede eine Art kriegen, und von der Erde empor steigen. Ferner so schaden auch dem guten Namen der Poeten nicht wenig diejenigen, welche mit ihrem ungestümen Ersuchen auf alles, was sie thun und vorhaben, Verse fordern. Es wird kein Buch, keine Hochzeit, kein Begräbniß ohne uns gemacht; und gleichsam als könnte niemand allein sterben, gehen unsre Gedichte zugleich mit ihnen unter. Man will uns auf allen Schüsseln und Kannen haben; wir stehen an Wänden und Steinen; und wann einer ein Haus, ich weiß nicht wie an sich gebracht hat, so sollen wir es mit unsern Versen wieder redlich machen. Dieser begehrt ein Lied auf eines Andern Weib; jenem

hat von des Nachbarn Magd geträumt; einen Andern hat die vermeinte Buhlschaft einmal freundlich angelacht, oder, wie dieser Leute Gebrauch ist, vielmehr ausgelacht; ja des närrischen Ansuchens ist kein Ende. Müssen wir also entweder durch Abschlagen ihre Feindschaft erwarten, oder durch Willfahren der Würde der Poesie einen merklichen Abbruch thun. Denn ein Poete kann nicht schreiben, wenn er will, sondern wenn er kann, und ihn die Regung des Geistes treibt. — Daß ferner die Poeten mit der Wahrheit nicht allezeit übereinstimmen, soll man wissen, daß die ganze Poeterei im Nachäffen der Natur bestehe, und die Dinge nicht so sehr beschreibe, wie sie seyn, als wie sie etwa seyn könnten oder sollten. Es sehen aber die Menschen nicht allein die Sachen gerne, welche an sich selber eine Ergötzung haben, als schöne Wiesen, Berge, Felder, Flüsse, zierlich Weibsvolk und dergleichen; sondern sie hören auch die Dinge mit Lust erzählen, welche sie zu sehen nicht begehren, als: wie Herkules seine Kinder ermordet; wie Dido sich selber entleibet; wie die Städte in den Brand gesteckt worden; wie die Pest ganze Länder durchwüthet, und was sonsten mehr bei den Poeten zu finden ist. Dienet also dieses alles zu Ueberredung und Unterricht, auch Ergötzung der Leute; welches der Poeterei vornehmster Zweck ist.

5) von Philipp Jacob Spener († 1705), aus s. **allgemeinen Gottesgelehrtheit** (Frankfurt, 1680.) S. 5. (abgekürzt.) — Der Verfasser beantwortet die Frage:

Ob aus natürlichen Kräften, durch menschlichen Fleiß, ohne sonderbares Licht des heiligen Geistes, und also auch von denjenigen, die desselben Gnadenwirkungen

nit fähig sind, möge einige Wissenschaft und Erkenntniß von göttlichen Dingen aus der Schrift zu wege gebracht werden?

Zu Beantwortung dieser Frage sind einige Dinge vorauszusetzen, die zu derselben richtigerem Verstande gehören. 1) ist zu merken, daß hiermit nicht geläugnet werde, daß auch diejenigen natürlichen Kräfte, die wir haben, und uns ihrer im Studiren, Lesen, Hören, Nachsinnen gebrauchen, von Gott seyen. Es ist ja bereits die Schöpfung, und also was aus derselben vor Kräfte des Leibes oder der Seele an uns seynd, eine Wohlthat und Gabe des großen Gottes. Es ist aber auch eine unter unsern Theologis nicht unbekannte Distinction unter der Gnade des ersten und dritten Artikels; deren jene die Güter, so wir aus der Schöpfung haben, in sich begreift, und unsre Seligkeit noch nicht wirket, als welche eben so wohl bei den Unwiedergebohrnen sich findet; diese aber ist eine Gnade, die aus Christi Verdienst herkommet, uns zur Seligkeit führet, und die Wiedergeburt, oder neue Schöpfung und Creatur, in sich fasset. Da ist also die Frage: ob ohne diese Gnade in Christo ein Mensch, der derselben nicht theilhaftig, oder in solchem Stande ihrer nicht fähig ist, zu einiger Erkenntniß von göttlichen Dingen gelangen könne? — Nächstdem 2) ist auch nicht die Rede nur davon, ob der Mensch aus dem Lichte der Natur zu einiger Erkenntniß Gottes kommen möge? ja auch schon einige Funken solcher Erkenntniß, oder einige Sämlein derselben in sich habe, die durch das Ansehen (Betrachten) der Creaturen, und Gebrauch solcher obschon schwachen principiorum, die wir von Natur verstehen, weiter erweckt und vermehrt werden? In welcher Materie ich nichts demjenigen beizusetzen finde, was von den Unsern ausführlich bisher

ist gelehrt worden; sondern die Frage ist von derjenigen Erkenntniß, die aus dem Buchstaben der Schrift gefasset werden soll, und gefasset wird. Woraus ferner erhellet, daß dann auch nicht die Frage allein angehe diejenigen Materien von Gott, dessen Eigenschaften, Providenz und Regierung und dergleichen, davon der Mensch auch ohne die Schrift und außer derselben einiges Licht hat, sondern auch von den Materien, davon unser Verstand nichts selbst hätte erfinden und erdenken können, sondern die durch Gottes Offenbahrung, durch die Reden unsers Heilandes, vor ihm der Propheten und nach ihm der Apostel und Evangelisten, zuerst kund gethan.

Vorausgesetzt dieser Erklärung, bekenne ich gern, daß aus derjenigen allgemeinen Gnade, da Gott dem Menschen seinen natürlichen Verstand gegeben, und noch nach dem Falle gelassen hat, aus welchem er die Sprachen, Arten zu reden, und was sonsten zu den Worten gehöret, verstehet, und sich einen concept davon zu machen vermag, ein unwiedergebohrner Mensch, der also des h. Geistes nicht fähig ist, wo er fleißig die Schrift lieset, untersucht, nachdenket, Andrer Erklärungen dabei erwäget, und in Summa seinen Verstand anwendet, allein in desselben Licht aus der Schrift und dero Worten etlichermaßen verstehen kann, was die Schrift von diesen und jenen Puncten da oder dorten sage und lehre, kann sich davon einen concept und Gedanken in ihm selbst machen, und einen habitum dadurch erlangen, davon mit Andern reden, handeln, ihnen solches, wie ers gefasset, wiederumb vortragen, es vertheidigen, und damit umbgehen, gleichwie er mit andern weltlichen Dingen umbgehet, die er in philosophischen, juristischen, medicinischen, historischen Büchern lieset, und die entweder aus dem Lichte der Vernunft selbsten oder andrer Leute Worten erkannt werden. Es mögen auch viele

und die meisten der Sätze an sich selbst wahr seyn, so dann dieselbe Wissenschaft sich so viel weiter erstrecken oder enger eingespannt bleiben, als des Menschen Verstand schärfer, sein Fleiß größer, und die Anführung, die er gehabt, füglicher, treuer und vernünftiger gewesen ist. — Dieses erkenne ich gern, und streite nicht dagegen; weiß auch nichts, was solchem Satz aus der Schrift entgegen gehalten werden möchte, — und liegt ja die Erfahrung an dem Tag, wie es nicht nur möglich seye, sondern wirklich geschehe, daß derjenigen sehr viele seynd, dero ganzes Leben von der Zeit an, als sie zu ihrem Verstande gekommen sind, etwa also geführt worden ist, daß klar seyn konnte, daß sie zu der Welt gehören, die den Geist Gottes nicht empfangen kann, dero ihr Sinn, Dichten und Trachten in dem ganzen Leben niemal nach nichts anders gestanden ist, als nach eigener Ehre, Nutzen, Wollust und Fleisches Gemächlichkeit, ja die ihre Studia niemal nach keinem andern Zweck haben zu führen verlanget, und also ohne das Gnadenlicht des h. Geistes, den sie in solchem Stande nicht in sich kräftig haben wirken lassen, alles gethan; die dennoch zu einer vortrefflichen Erudition und Gelehrtheit gekommen sind, daß sie über alle Orte der Schrift mit scharfem Verstand reden, predigen und lehren. Und was ists, das ich herzlicher beklage, als daß derjenigen so viele seyen, die nicht aus Gott gelehrt seynd, und doch Lehrer seyn sollen? —

12.

Fortsetzung der Beispiele.

6) von Thomas Abbt († 1766),
aus s. Schrift: vom Verdienst, S. 42.

Große Geister scheinen tauglicher zum Rathschlagen;

starke Seelen zum Vollführen. Jene sind über das Volk erhöhet, ohne allemal dessen Eingeständniß dazu zu haben; vor diesen erniedriget es sich ohne Murren. Die letztern haben allein das angebohrne Recht zu herrschen; sie besitzen die Feeneigenschaft, alle schwächere Gemüther zu bezaubern. Jede Versammlung, jedes Getöse, jedes wilde Schreien des Volkes verliert sich in ihrer Gegenwart; ein Wort von ihren Lippen ist heilig, wie ein Gesetz. Wer kann ihre große Gewalt, Macht und Herrschaft aussprechen? Sagen sie zu den gewöhnlichen Seelen: „Kommet her, oder gehet hin"; so kommen oder gehen sie ohne Widerrede. Selbst die Thoren widerstreben ihnen nicht mehr. Ihnen ist die Herrschaft über das Meer der menschlichen Leidenschaften zu Theil geworden. — Das erste und wesentlichste Stück der Stärke der Seele, das, was von ihr unzertrennlich bleibt, weil es angebohren wird, ist der Muth zum Empfängnisse eines Unternehmens; die Herzhaftigkeit, es nur zu denken. — Wie viele mögen wohl zu Karthago gewesen seyn, die, nach dem schlechten Ausgange des ersten punischen Krieges, und nach den unseligen Unruhen der Miethstruppen, auch nur das Herz zu dem Gedanken gehabt hatten: Rom in Italien zu bekriegen. Hannibal allein hatte den Muth, durch allen Jammer seines Vaterlandes zu diesem Gedanken sich durchzuschlagen. Dieser Muth entstehet aus der Vorstellung einer großen Sache, verbunden mit dem Gefühle der dazu nöthigen Kräfte. Die starke Seele erringt den großen Gedanken, weil sie ihre eigenen Kräfte dazu fühlt; eine starre Seele erhaschet einen Einfall, weil sie vergißt, wie weit ihre Kräfte gehen. Dieser Muth wird der Seele angebohren; nicht Unterricht, nicht Logik verschaffen ihn. Der junge Cato ward noch von einem Aufseher geleitet, als er diesem schon den römischen Gedanken ins Ohr lispelte,

daß es nämlich so schwer nicht wäre, Rom von einem Sylla zu befreien. Der Hofmeister erschrack, und der junge Mann wunderte sich über das Entsetzen des Hofmeisters. So wie die äußern Sinnenwerkzeuge in größerer Vollkommenheit dem einen angebohren werden, als dem andern; eben so scheinen einige Seelen ein stärkeres Bewußtseyn von sich selbst zu haben, als andere. Daher die innere Zuversicht, das Zutrauen auf sich, wenn auch äußere Stützen unter ihnen sinken; die Dreistigkeit Alexanders: „ich will allein hingehen, und meine Eroberungen fortsetzen; Macedonier ihr, ihr könnt nach Hause gehen."

7) von Moses Mendelssohn († 1786), aus s. philosophischen Schriften, Th. 1. (aus den Briefen über die Empfindungen.)

Das Unermeßliche, das wir zwar als ein Ganzes betrachten, aber nicht umfassen können, erregt eine vermischte Empfindung von Lust und Unlust, die Anfangs ein Schauern, und, wenn wir es zu betrachten fortfahren, eine Art von Schwindel erzeugt. Diese Unermeßlichkeit mag in einer ausgedehnten oder unausgedehnten, in einer stetigen oder unstetigen Größe bestehen; die Empfindung ist in allen diesen Fällen die nämliche. Das große Weltmeer, eine weit ausgedehnte Ebene, das unzählbare Heer der Sterne, die Ewigkeit der Zeit, jede Höhe oder Tiefe, die uns ermüdet, ein großes Genie, große Tugenden, die wir bewundern, aber nicht erreichen können; wer kann diese ohne Schauern erblicken, wer ohne angenehmes Schwindeln zu betrachten fortfahren? Diese Empfindung ist von Lust und Unlust zusammengesetzt. Die Größe des Gegenstandes gewährt uns Lust; aber unser Unvermögen, seine Grenzen zu umfassen, ver-

mischt diese Lust mit einiger Bitterkeit, die sie desto reizender macht. Doch ist dieser Unterschied zu bemerken: Wenn der große Gegenstand uns bei seiner Unermeßlichkeit keine Mannigfaltigkeit zu betrachten darbietet, wie die stille See, oder eine unfruchtbare Ebene, die von keinen Gegenständen unterbrochen wird; so verwandelt sich der Schwindel zuletzt in eine Art von Ekel über die Einförmigkeit des Gegenstandes; die Unlust überwiegt, und wir müssen den verwirrten Blick von dem Gegenstande abwenden. Hingegen ist die Unermeßlichkeit des Weltgebäudes, die Größe eines bewundernswürdigen Genies, die Größe erhabener Tugenden so mannigfaltig, als groß, so vollkommen, als mannigfaltig, und die Unlust, die mit ihrer Betrachtung verknüpft ist, gründet sich auf unsre Schwachheit; daher gewähren sie ein unaussprechliches Vergnügen, dessen die Seele nie satt werden kann. Was für selige Empfindungen überraschen uns, wenn wir an die unermeßliche Vollkommenheit Gottes gedenken! Unser Unvermögen begleitet uns zwar auf diesem Fluge, und drückt uns in den Staub zurück; aber die Entzückung über jene Unendlichkeit, und das Mißvergnügen über unser eignes Nichts vermischen sich in eine mehr als wollüstige Empfindung, in ein heiliges Schauern. Nach einer kleinen Erhohlung wagen wir den zweiten, den dritten Versuch, und die Quelle des Vergnügens ist noch so unerschöpflich, als vorhin. Hier mischt sich kein Ekel, keine Unlust von Seiten des Gegenstandes in unsre Empfindung, und wir wären glückselig, wenn unser ganzes Leben ein ununterbrochener Versuch, die göttlichen Vollkommenheiten zu begreifen, seyn könnte.

8) von Gotthold Ephraim Lessing († 1781), aus der: Erziehung des Menschengeschlechts.

Das Nachdenken über die mannigfaltigen Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unserm Verhältnisse zu Gott, ist unstreitig die schicklichste Uebung des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben. Denn, bei dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand allein an dem üben zu wollen, was unsre körperlichen Bedürfnisse betrifft, würde ihn mehr stumpfen, als wetzen heißen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben fähig macht. — Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchsten Stufen der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? — Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel; bei dem Geschlechte nicht weniger, als bei dem Einzelnen. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen. Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröffnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt; was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sey. Darauf zwecke die menschliche Erziehung ab; und die göttliche reiche dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzelnen gelinget, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? — Lästerung! Lästerung!

Nein, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die

Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

9) vom Könige Friedrich 2 von Preußen († 1786).

(Obgleich die Abhandlung, aus welcher das nachstehende Bruchstück genommen ist, vom Könige ursprünglich französisch geschrieben ward; so darf doch ein teutscher König, unter welchem die teutsche Nationalliteratur einen Riesenschritt vorwärts that, und der selbst in der Reihe der gleichzeitigen Schriftsteller eine der ersten Stellen behauptete, nach dem Geiste seiner philosophisch-politischen Grundsätze hier nicht übergangen werden. Das Bruchstück ist entlehnt aus seiner, im Jahre 1781 geschriebenen, Abhandlung: Versuch über die Regierungsformen und über die Pflichten der Regenten; s. s. hinterlassenen Werke, Th. 6. S. 45.)

— Die große Wahrheit, daß wir gegen Andere handeln müssen, wie wir wollen, daß sie gegen uns sich betragen, wird der Grundsatz der Gesetze und des gesellschaftlichen Vertrags. Da aber die Gesetze weder aufrecht erhalten, noch ausgeübt werden konnten, ohne daß ein Aufseher derselben sich ununter-

brochen damit beschäftigte; so war dies der Ursprung der Obrigkeit, die das Volk erwählte, und denen es sich unterwarf. Man präge es sich fest ein, daß die Erhaltung der Gesetze die einzige Ursache war, welche die Menschen vermochte, sich Oberherren zu geben; denn dies ist der wahre Ursprung der Souverainetät. Diese Obrigkeit war der erste Diener des Staates. — Die Fürsten, die Regenten, die Könige sind also nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder Art von Luxus ergeben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatze brüste, und mit Hohn die Einfalt der Sitten, die Armuth und das Elend niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze des Staates, um neben sich einen Haufen Müssiggänger zu halten, deren Nichtsthun und deren Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. Die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsformen rührt von mehrern verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle im Charakter der Regenten haben. So wird ein Fürst, der den Weibern ergeben ist, sich von Maitressen und Günstlingen regieren lassen. Diese werden die Gewalt mißbrauchen, die sie über den Geist des Fürsten haben; sie werden sich derselben bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, sittenlose Menschen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen, und sich andere Schandthaten zu Schulden kommen lassen. Wenn der Fürst aus Hang zum Nichtsthun die Regierung des Staates gedungenen Händen, ich will sagen, seinen Ministern, überläßt; so zieht der eine zur Rechten, der andere zur Linken; niemand arbeitet nach einem allgemeinen Plane; jeder Minister stürzt um, was er schon eingeführt findet, so gut es seyn mag, um etwas Neues zu schaffen, und um seine Phantasieen, oft zum Nach-

theile des allgemeinen Besten, durchzusetzen. Das Uebel erreicht aber seinen Gipfel, wenn es verkehrten Gemüthern gelingt, den Regenten zu bereden, daß sein Interesse von dem Interesse seiner Unterthanen verschieden sey. Dann wird der Fürst der Feind seines Volkes, ohne zu wissen warum; er wird aus Mißverstand hart, strenge, unmenschlich; denn da die Grundsätze, von denen er ausgeht, falsch sind, so müssen es nothwendig auch die Folgen seyn. Der Regent ist durch unauflösliche Bande mit dem Staatskörper verbunden; er fühlt also durch eine unausbleibliche Rückwirkung alle Uebel, welche seine Unterthanen treffen; und die Gesellschaft leidet ebenfalls durch jedes Unglück, welches dem Regenten zustößt. — Jeder Privatmann, der nicht nach Grundsätzen handelt, geräth mit sich selbst in Widerspruch; desto mehr ist daran gelegen, daß die Obrigkeit, die über das Wohl des Volkes wacht, in der Staatsklugheit, im Kriege, in den Finanzen, in dem Handel und in den Gesetzen nach einem beständigen Systeme verfahre. Ein sanftes Volk z. B. muß keine harten, sondern seinem Charakter angemessene, Gesetze haben. Die Grundlage dieser Systeme muß sich immer auf das höchste Wohl des Staates beziehen. —

Wenn man bis zu dem Ursprunge der Gesellschaft hinaufsteigt; so ist es einleuchtend genug, daß der Regent schlechterdings kein Recht über die Meinungen der Bürger hat. Müßte man nicht wahnsinnig seyn, wenn man sich vorstellen wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen gesagt hätten: wir erheben dich über uns, weil wir gern Sklaven seyn wollen, und wir geben dir die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkühr zu lenken. Sie haben vielmehr gesagt: wir bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu halten, denen wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden, und uns zu ver-

theidigen; übrigens fordern wir von dir Achtung für unsere Freiheit. Dies ist das Verlangen der Völker, wogegen keine Einwendung statt finden kann; und diese Toleranz ist selbst so vortheilhaft für die Gesellschaften, daß sie das Glück des Staates bereitet. —

10) von Joh. Geo. Schlosser († 1799), aus s. kleinen Schriften, Th. 3. (Basel, 1783. 8.) S. 73.)

Harmonie der Schöpfung.

Der große Grundsatz der anziehenden Kraft hat in der Körperwelt tausend und tausend Phänomene erklärt, das Band entdeckt, das Menschen und den Kiesel an die Erde, und alle Weltsysteme an ihren Mittelpunct bindet. Was Anziehen in der Materie ist; ist Liebe, ist Sympathie in den Geistern. Sie bindet den Menschen an sich, an Menschen, Thiere, Blumen, an Geister, an Gott. Anziehen, der Schlüssel der Natur; Liebe, der Schlüssel zur Moral, zur Religion, zum Heiligthume Gottes! Nehmt die anziehende Kraft der Natur; so werden Sonnen und Planeten und alle Matrie und alle Elemente zusammenstürzen; nehmt die Liebe dem Geiste, welche Kraft bleibt ihm! Welche Freude bleibt ihm, welche Möglichkeit, selig zu seyn! Anziehende Kraft, Quelle aller Thätigkeit in der Natur; Liebe, Quelle aller Thätigkeit der Geister! Ewige Harmonie der Schöpfung; ich beuge mich vor dir!

Könnten Sonnen fühlen ihre Wirksamkeit; welche Seligkeit für sie! Den Geistern ists gegeben, zu fühlen, was ihre Liebe anzieht; welche Seligkeit für sie! Wäre es Sonnen gegeben, neue Weltsysteme anzuziehen und ihrer neuen Wirksamkeit sich zu freuen; welche Seligkeit

für sie! Den Geistern ists gegeben; einzige Quelle ihrer grenzlosen Seligkeit!

Anziehen und angezogen werden, einzige Ursache aller Abweichungen in der Materie; anziehen und angezogen werden, einziger Grund aller Abweichungen im Geistersysteme! Ewige Harmonie der Schöpfung, ich beuge mich vor dir!

Wer regiert die anziehenden Kräfte der Natur und lenkt sie herum aus ihrem Gange? Der Geist! Wer regiert die Thätigkeit der Liebe? Der Geist! Wirken und nicht fühlen macht die Materie zum Sklaven; wirken und fühlen macht den Geist zum Herrn. Kleine Stufe in der Schöpfung und unendlicher Unterschied der Kraft! Prediger der Liebe Christus; ich beuge mich vor dir!

Wenn sie ruht, die anziehende Kraft der Materie; so wird der Magnet ein kraftloser Stein, die Sonne vielleicht ein Chaos. Wenn sie ruht, die Liebe; so werden Engel, Teufel. Ewige Harmonie der Schöpfung; ich beuge mich vor dir!

Nicht willkührlich war das Gesetz der anziehenden Kraft; was bände sonst Millionen Theile zu Einem? Nicht willkührlich ist das Gesetz der Liebe; was bände sonst Millionen Geister zu Einem, und das Eine an Gott? — Prediger der Liebe Christus; ich beuge mich vor dir!

Wenn sie aufhört, die anziehende Kraft; so muß neue Schöpfung sie wiedergeben. Wenn sie aufhört, die Liebe; so muß Gottes Geist sie wieder einhauchen. — Prediger unsrer Verheißung Christus; ich beuge mich vor dir!

Ewige Harmonie der Schöpfung, der Moral, der Religion; ich beuge mich vor dir!

11. von Christian Garve († 1798),

Bruchstück aus s. Abhandlung: Lob der Wissenschaften, in s. vermischten Aufsätzen. Th. 1. (Bresl. 1796. 8.) S. 273.)

Die Untersuchung über die Glückseligkeit ist ein uraltes Thema der Philosophie. Aber es ist ein Thema, welches mit jedem Geschlechte der Menschen und mit jedem einzelnen Menschen immer wieder neu wird, weil jeder mit dem Verlangen nach Glückseligkeit, so wie alle seine Vorfahren, gebohren, auch von neuem darnach zu forschen genöthigt ist: was Glückseligkeit sey, und was glückselig mache.

So geht es auch mit der Untersuchung über den Werth der Wissenschaften, die zur menschlichen Glückseligkeit so viel beitragen. Jedes Zeitalter hat ein neues Lob für sie bereit, weil jedes neue Menschen aufstellt, die in dem Anbaue derselben die Süßigkeit ihres Lebens finden. Indem ferner die Wissenschaften von Zeit zu Zeit eine neue Gestalt annehmen, bekommt auch das Vergnügen, welches sie gewähren, gleichsam einen andern Geschmack. Und die, welche sich selbst über dieses Vergnügen Rechenschaft geben, entwickeln Reize oder Vortheile der Wissenschaften, die ihre ältern Lobredner nicht so deutlich erkannt haben.

Das erste, womit man immer anfangen muß, wenn man die Wissenschaften lobt, oder wenn man sie anbaut, ist, wie Friedrich der zweite sagt, die Dichtkunst und die schöne Literatur. In der That, wer ohne Geschmack an den Werken der Musen gebohren ist; dem fehlen zwei Kräfte, ohne welche, auch im Felde der Wissenschaften, kein Mann wahrhaft groß, wenigstens nicht Erfinder, noch ein auf seine Zeitgenossen stark einwirkender Lehrer der Wahrheit werden kann, — Einbil-

bungskraft und Empfindung. Verstand und Kenntnisse, wenn sie nicht auf dieser Grundlage ruhen, und aus diesen Wurzeln Nahrung und Säfte bekommen, gleichen vertrockneten Baumstämmen, die sich zwar durch ihre Festigkeit und durch den innern Zusammenhang ihrer Theile aufrecht erhalten können, die aber weder Blüthen noch Früchte treiben.

Die *Dichtkunst* hat, vor allen andern Arten der Geistesbeschäftigung, den Vorzug, daß sie *unbegränzt* ist. Sie erstreckt ihr Gebiet so weit, als das Erkennbare und Wissenswürdige reicht. Sie mahlt die Gestalt der Dinge ab; sie trägt die Gesetze ihrer Natur vor; sie erzählt die Begebenheiten und schildert die Helden der Geschichte; sie zergliedert die Empfindungen des menschlichen Herzens. Das geschäftige und das einsame Leben, die Körper- und die Geister-Welt, die abgegrenzten Ideen und die sinnlichsten Gefühle können, auf gleiche Weise, ihr Stoff geben, und von ihr Licht und anziehende Kraft bekommen.

Der Reiz in den Werken der Dichtkunst kommt theils von dem Anschaulichen der Vorstellungen, theils von dem Kunstreichen der Sprache her, in welche sie diese Vorstellungen kleidet. Man verlangt von ihr eine erhöhte Klarheit der Begriffe. Schildert sie Gegenstände der Sinne; man will sie gleichsam vor Augen sehen. Behandelt sie Gegenstände des Verstandes; man will sie mit Leichtigkeit und mit lebhafter Theilnahme fassen. Man verlangt noch mehr. Man fordert den glücklichsten und wohlklingendsten, einen genau abgemessenen und doch zugleich zwanglosen Ausdruck. — Dieses Gefühl für poetischen Wohlklang ist nicht allen Nationen, und in keiner Nation allen Menschen, — auch nicht allen Menschen von Geist und Fähigkeiten, — in gleichem Grade eigen. Es kann bei gewissen Nationen, — wie

es bei den Italienern wahrscheinlich der Fall ist, — zu stark werden, und unter den gemischten Empfindungen, welche die Dichtkunst erregen soll, ein zu großes Uebergewicht bekommen. Alsdann macht die Musik eines Gedichts mehr Eindruck, als sein Inhalt, und diese göttliche Kunst ist in Gefahr, in leeres Wortgepränge und in melodieenreiche Albernheiten auszuarten. Wenn auf der andern Seite die Harmonie der Verse bei einem Volke nicht genug beobachtet, von den Dichtern nicht mühsam genug bearbeitet, von den Lesern nicht lebhaft genug gefühlt wird; so bleibt seine Poesie immer eine verstümmelte Prosa. Aber wenn in dichterischen Werken Verstand und Ohr zugleich befriedigt werden; wenn Reichthum an Gedanken, Wahrheit und Aehnlichkeit der Schilderungen, mit dem vollkommensten und einem metrischen Ausdruck verbunden ist; dann sind sie ohne Zweifel die ersten von allen Erzeugnissen des Geistes, und am meisten fähig, einen allgemeinen und einen bleibenden Eindruck zu erwecken. So wie alle Kräfte des menschlichen Geistes daran gearbeitet haben; so werden auch alle dadurch in eine angenehme Thätigkeit gesetzt.

12) von Joh. Jac. Engel († 1802), aus s. Philosophen für die Welt. Th. 1. (Berl. 1801. 8.) S. 250.

Nicht die Grenzen unsrer Sinne sind auch die Grenzen des Weltalls, obgleich aus undenklichen Fernen ein Heer von Sonnen zu uns herüberschimmert. Noch viele tausend leuchten, unserm Blicke unbemerkbar, im endlosen Aether, und jede Sonne, wie jede sie umkreisende Erde, ist mit empfindenden Wesen, ist mit denkenden Seelen bevölkert. Wo nur Bahnen möglich waren; da rollen Weltkörper, und wo nur Wesen sich

glücklich fühlen konnten, da walten Wesen. Nicht Eine Spanne blieb in der ganzen Unermeßlichkeit des Unendlichen, wo der Schöpfer nicht Leben hinschuf, oder dienstbaren Stoff für das Leben; und durch diese ganze zahllose Mannigfaltigkeit von Wesen hindurch herrscht, bis zum kleinsten Atome herab, unverbrüchliche Ordnung. Ewige Gesetze stimmen alles von Himmel zu Himmel, und von Sonne zu Sonne, und von Erde zu Erde in entzückende Harmonie. Unergründlich ist für den unsterblichen Weisen in die Ewigkeit aller Ewigkeiten der Stoff zur Betrachtung, und unerschöpflich der Quell seiner Seligkeiten. — Zwar diese Seligkeiten faßt ein Geist nicht, der, noch gefesselt an einen trägen Gefährten, in seiner Arbeit nicht weiter kann, als der Gefährte mit ausdauert, und sich schon zum Staube zurückgerissen fühlt, wenn er kaum anfing, sich zu erheben. Er kann sie nicht fassen nach ihrer ganzen göttlichen Fülle; aber er kennt sie nach ihrer Natur, ihrem Wesen. Denn welche Freude schafft nicht schon in diesem irdischen Leben die Weisheit! Welche Wonne fühlt nicht, schon in diesen sterblichen Gliedern, ein Geist, wenn es nun anfängt in der ungewissen Dämmerung seiner Begriffe zu tagen, und sich immer weiter und weiter der holde Schimmer verbreitet, bis endlich das volle Licht der Erkenntniß aufgehet, das dem entzückten Auge Gegenden zeigt voll unendlicher Schönheit!

Erinnere dich, der du in die Geheimnisse Gottes zu schauen und den Plan seiner Schöpfung zu enthüllen bemüht bist; erinnere dich, als der erste kühne Gedanke in dir heraufstieg, und sich freudig alle Kräfte deiner Seele hinzudrängten, ihn zu fassen, zu bilden, zu ordnen; erinnere dich, als nun Alles in herrlicher Uebereinstimmung vollendet stand, mit wie trunkener Liebe du noch einmal das schöne Werk deiner Seele überschautest,

und deine Aehnlichkeit mit dem Unendlichen fühltest, dem du nachdenken konntest! — O ja, auch schon hienieden ist die Weisheit an himmlischen Freuden reich; und wäre sie es nicht, warum sähen wir aus ihrem Schooße so ruhig allen Eitelkeiten der Welt zu?

13.

Beschluß der Beispiele.

13) von Fr. Heinr. Jacobi († 1819), aus s. Werken, B. 4. Abth. 1. (Leipz. 1819. 8.) S. XVII.

Was heißt Wahrheit lieben und suchen? Liebt und sucht man ein Unbestimmtes, dem Menschen Fremdes, Unangenehmes, ihn und sein geistiges Daseyn Zerstörendes? Oder sucht und liebt man vielmehr die Wahrheit um ihres Inhaltes willen, weil dieser etwas Entschiedenes, Eigenstes, das geistige Daseyn des Menschen Erhebendes ist? Gesetzt nun, die Wahrheit über alle Wahrheit bestände darin, daß ich zur Einsicht gelangte, der Grund von Allem sey ein, man wisse nicht Was, von Substanz, welches sich absichtlos aus sich selbst von Ewigkeit zu Ewigkeit zu schaffen mache, und diese Substanz mit ihrer gedankenlosen Actuosität sey das Alleinseyende; aber alles Unterschiedene, Bestimmte, Denkende und Absichtsvolle sey nur Wahn: — könnte wohl irgend jemand in dem Besitze und Genusse solcher Wahrheit sich selig preisen? Eine Wahrheit, welche ihn tödtet, vernichtet, kann der Mensch weder suchen noch lieben.

Solches geschah auch ernstlich niemals auf Erden, konnte nicht geschehen. Die menschliche Seele sucht das Ewige, Unveränderliche, in sich selbst Bestehende, Abso-

reinen Vernunft, S. 660). Anders konnte ich mir die Sache nicht denken. Es giebt keine Vernunft, als in Person; also weil Vernunft ist, so ist ein Gott, und nicht blos ein Göttliches. Die Tugend ist mit der Religion unzertrennlich Eins. Wir erfahren, daß ein Gott ist, so oft sich in uns das Gewissen — unvertilgbar die freie Persönlichkeit bezeugend — übermächtig regt; durch ein göttliches Leben wird der Mensch Gottes inne. Auch was höchstes Gut sey, oder vielmehr, was ausschließlich ein Gut genannt zu werden verdient, erhält dadurch seine unwandelbare Bestimmung. Giebt es ein solches Gut, welches nicht blos in Größenvergleichung, sondern unvergleichbar alle andere Güter übertrifft, und ist dieses kein Hirngespinst; so giebt es eine wirkliche und wahrhafte Religion. Wie ich von der Objectivität meiner Gefühle des Wahren, Schönen, Guten, und von einer die Natur beherrschenden Freiheit überzeugt bin; so bin ich von dem Daseyn Gottes überzeugt.

14) von Anselm v. Feuerbach, aus s. Flugschrift (1814): die Weltherrschaft, das Grab der Menschheit.

Es ist die Absicht der Natur, daß die Menschheit in mannigfaltigen Volksgeschlechtern blühe, und jedes Volk in seiner Eigenthümlichkeit und originellen Verschiedenheit sich zu allem dem entwickele und ausbilde, was es nach seinen ihm besondern Anlagen und Kräften werden kann, und darum auch werden soll. Nicht in einförmigem Einerlei, sondern in unergründlicher Mannigfaltigkeit, im unendlichen Reichthume der Formen und Gestalten, in der endlosen Verschiedenheit der Bildungen offenbahret sich der große Weltgeist, wie

in der leblosen, so in der lebenden Natur. Wie jedes Pflanzengeschlecht unter diesen tausendgestaltigen Kindern der Erde; so steht auch jedes einzelne Volk mit allen Besonderheiten seines Seyns und Wesens als ein Glied in dem ewigen Plan der Natur verzeichnet. Ein jedes soll, durch Entwickelung und Ausbildung der menschlichen Natur, der Menschheit Ziel erreichen; aber jedes nur auf seine Art und Weise, auf seinem eigenen Wege, mit den ihm eigenthümlich zugemessenen Mitteln und Kräften. Darum ward einem jeden sein ihm eigener Wohnplatz angewiesen; darum erhielt jedes seine besondere Gestalt, Bildung und Sprache, seine ihm eigenthümlichen Vorstellungen, Empfindungen und Leidenschaften, und mit diesem allem seinen besondern Charakter, seine besondern Sitten, Gebräuche und Gesetze. Wenn alle die Berge und Höhen zur Ebene sich niedersenkten; alle Ströme und Flüsse in gleichförmig ausgeschnittenen Betten, jedes in abgemessener Entfernung, dahinflössen; alle Pflanzengeschlechter in einer einzigen, wenn gleich die höchste Vollkommenheit und Schönheit umfassenden, Mittelgattung sich verallgemeinten; so wäre dahin alle Schönheit und alle Pracht der Erde; erstorben das mannigfaltige Leben der Natur. Wie aber dieses nach Gottes ewigen Gesetzen unmöglich ist; so steht auch im Buche der Weltordnung geschrieben: daß der Asiate nicht Europäer, der Europäer nicht Morgenländer, der Teutsche nicht Franzose, der Franzose nicht Engländer, sondern jeder nur er selbst, und dieses ganz und in der höchsten menschlichen Vollkommenheit seyn und bleiben soll. Damit aber ein jedes Volk sein ihm eigenthümliches Leben frei entwickele; damit sein ihm eigener Geist auch in einem ihm eigenen Körper wirke; damit die Volkspersönlichkeit sich durch diesen Körper in Kraft und Handlung offenbahren mö-

gen; so gehört, wie jeder Seele ihr Leib, so jedem besondern Volke auch sein besonderer Staat. Daher ist die höchstmögliche Grenze der Ausdehnung eines Staates bestimmt durch die Grenze der Volksthümlichkeit, bezeichnet durch die gemeinsame Sprache. Darum ist Selbstständigkeit der Völker, souveraine Freiheit der Staaten, in welchen sie leben, als erste Bedingung alles eigenthümlichen Seyns, das heiligste Palladium der Menschenwürde und der Persönlichkeit eines jeden Volks, welches mit den höchsten Aufopferungen nicht zu theuer erkauft werden kann; welches, mit Standhaftigkeit bis in den Tod zu vertheidigen, billig unsterblichen Ruhm gewährt; welches, in feiger Unterwürfigkeit einem Eroberer Preis zu geben, ewige Schmach und Schande bringt. Wo die Selbstständigkeit der Völker in der Einheit eines Weltreiches unterginge; da würde zuletzt Alles, was die moralische Persönlichkeit der Völker ausmacht, Sprachen, Sitten, Gesetze, Denkungsweise, in ein einförmiges flaches Einerlei aus einander fließen; aller Reichthum der Menschennatur und des Menschengeistes in dürftiger ekelhafter Allgemeinheit sich verflächen; alle tausend und tausend verschiedene Blüthen eigenthümlicher Ausbildung der Völker und Geschlechter in einer einzigen gemeinsamen Form erstarren. — Wenn übrigens derjenige Zustand der Bestimmung der Menschheit am angemessensten ist, in welchem die größte Summe menschlicher Kräfte in regsamer Uebung erhalten wird; wo alle Anlagen auf das Vielseitigste angeregt werden; wo die Kräfte des Geistes und die Tugenden des Herzens in den mannigfaltigsten Bestrebungen nach allen Seiten hin vielfach sich regen, ausbreiten und entfalten; so verdienen schon darum mehrere frei neben einander bestehende Staaten von mäßigem Umfange den entschiedensten Vorzug vor einem einzigen alles verschlingenden

Staatskolosse, wo in dem ungeheuern Ganzen jede Individualität in Unbedeutenheit versinkt; wo alle Theile unbemerkt in der großen Masse sich verlieren; alle Sterne vor dem Stralenglanze einer einzigen Weltsonne erbleichen. Mehrere Einzelstaaten sind eben so viele besondere Uebungsplätze mannigfaltiger Kräfte, welche insgesammt verschwinden, sobald jene Staaten in Einem einzigen untergehen.

15) von A. F. J. Thibaut,

aus s. Schrift: über die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Teutschland. (Heidelb. 1814. 8.) S. 12.

Man kann und muß an jede Gesetzgebung zwei Forderungen machen: daß sie formell und materiell vollkommen sey; also daß sie ihre Bestimmungen klar, unzweideutig und erschöpfend aufstelle, und daß sie die bürgerlichen Einrichtungen weise und zweckmäßig, ganz nach den Bedürfnissen der Unterthanen, anordne. Leider giebt es aber kein einziges teutsches Land, wo auch nur Eine dieser Forderungen halb befriedigt ist. Unsre altteutschen Gesetzbücher, deren es in vielen Ländern noch wieder ein buntes Allerlei giebt, sprechen wohl da und dort den einfachen germanischen Sinn kräftig aus; allein, daß sie häufig den Bedürfnissen unserer Zeit nicht entsprechen, überall die Spuren alter Roheit und Kurzsichtigkeit an sich tragen, und in keinem Falle als allgemeine umfassende Gesetzbücher gelten können; darüber war und ist unter den Kennern nur Eine Stimme. Unser ganzes einheimisches Recht ist so unvollständig und leer, daß von hundert Rechtsfragen immer wenigstens neunzig aus den recipirten fremden Gesetzbüchern, dem canonischen und römischen Rechte, entschieden werden müssen.

Gerade hier erreicht aber das Ungemach den höchsten Gipfel. Das canonische Recht, so weit es nicht auf die katholische Kirchenverfassung, sondern auf andere bürgerliche Einrichtungen geht, ist nicht des Nennens werth; ein Haufen dunkler, verstümmelter, unvollständiger Bestimmungen, zum Theile durch schlechte Ansichten der alten Ausleger des römischen Rechts veranlaßt, und so despotisch in Ansehung des Einflusses der geistlichen Macht auf weltliche Angelegenheiten, daß kein weiser Regent sich ganz demselben fügen kann. Die letzte und hauptsächlichste Rechtsquelle bleibt daher für uns das römische Gesetzbuch, also das Werk einer uns sehr ungleichen fremden Nation aus der Periode des tiefsten Verfalles derselben, die Spuren dieses Verfalls auf jeder Seite an sich tragend! Man muß ganz in leidenschaftlicher Einseitigkeit verfangen seyn, wenn man die Teutschen wegen der Annahme dieses mißrathnen Werkes glücklich preiset, und dessen fernere Beibehaltung im Ernste anempfiehlt. Die ganze Compilation ist zu dunkel, zu flüchtig gearbeitet, und der wahre Schlüssel dazu wird uns ewig fehlen. Denn wir besitzen nicht die römischen Volksidéen, welche den Römern unendlich vieles leicht verständlich machen mußten, was uns ein Räthsel ist. Laßt uns nur offenherzig gestehen: das römische Recht wird nie zur vollen Klarheit und Gewißheit erhoben werden; denn die Erklärungsquellen fehlen uns bei jeder Gelegenheit, und der ganze Wust jämmerlich zerstückelter Fragmente führt in ein solches Labyrinth gewagter, schwankender Voraussetzungen, daß der Ausleger selten einen ganz festen Boden gewinnen kann, der nächste beste Ausleger also immer wieder angelockt wird, neue Ideen zu versuchen, und die bisherigen umzuwerfen. Was aber vor allem dem römischen Rechte entgegensteht,

ist die innere Schlechtigkeit seiner mehrsten Bestimmungen, besonders in Beziehung auf Teutschland. Denn was hilft alle Weisheit der Classiker, da ihre Ideen nicht rein auf uns gekommen sind; da die spätern kaiserlichen Constitutionen fast jede einzelne Rechtslehre mißhandelt und verbildet haben; und da nun das Ganze als ein wahrhaft gräßliches Gemisch kluger und toller, consequenter und inconsequenter Bestimmungen vor uns liegt! Dies trifft nicht blos eine zahllose Menge kleiner Rechtssätze, sondern große Rechtsmassen, welche als die Grundsteine des bürgerlichen Rechts gelten können, namentlich die Lehre von der älterlichen Gewalt, der Sicherheit des Eigenthums, dem Hypothekenwesen, dem Erbrechte, und der Verjährung.

Freilich ist es nicht zu läugnen, daß die Einführung des römischen Rechts unserm gelehrten Treiben vielfach sehr förderlich war, besonders dem Studio der Philologie und Geschichte, und daß die ganze große räthselhafte Masse dem Scharfsinne und der Combinationsgabe der Juristen immer viel Gelegenheit gab und geben wird, sich zu üben und zu verherrlichen. Allein der Bürger wird immer darauf bestehen müssen, daß er nun einmal nicht für den Juristen geschaffen ist, so wenig als für den Lehrer der Chirurgie, um an sich lebendigen Leibes anatomische Versuche anstellen zu lassen. Die Masse des Positiven und Historischen ist zu ungeheuer. Der gewöhnliche Jurist, dem doch das Glück der Bürger in der Regel überlassen bleibt, kann diese Massen nur nothdürftig mit dem Gedächtnisse festhalten, aber nie geistvoll verarbeiten. Daraus entsteht denn eine Hölzernheit und Aengstlichkeit, welche Erbarmen erregt, und am Ende liegt immer ein alter Tröster im Hintergrunde, woraus mechanisch der nöthige Rath geschöpft wird. Man vergleiche nur die Anwälde in England, wo man durch

römische Alterthümer und Varianten wenig geängstigt wird, mit unsern belobten Rechtsfreunden. Dort ist alles Leben und frische Eigenthümlichkeit, während bei uns in den mehrsten Ländern alles auf hölzerne Füße gestellt ist. Nehmen wir dies alles zusammen; so muß jedem Vaterlandsfreunde der Wunsch sich aufdrängen, daß ein einfaches Gesetzbuch, das Werk eigener Kraft und Thätigkeit, endlich unsern bürgerlichen Zustand, den Bedürfnissen des Volkes gemäß, gehörig begründen und befestigen möge.

16) von Friedrich Jacobs, in s. vermischten Schriften, Th. 1. (Gotha, 1823. 8.) S. 321.

— Die Bestrebungen der Freunde des Preßzwanges scheinen in dem Wunsche sich zu vereinigen, dem möglichen Bösen, das die Freiheit der Presse erzeugen möchte, zuvor zu kommen. Wir ehren diese Absicht; aber sie scheint uns eben so unerreichbar, als anmaßend zu seyn. Giebt es wohl ein zweischneidigeres Schwert, als die sittliche Freiheit? Dennoch hat sie Gott dem Menschen gegeben, und mit ihr Brauch und Mißbrauch nach seiner eigenen Wahl, nur die Strafe sich vorbehaltend, wenn wir frevelhaft wählten. Und wir Kurzsichtigen, wir, die so selten wissen, was heilsam oder schädlich ist, wir, die das Morgende nicht in dem Heute zu erkennen vermögen, noch in dem Samen die Frucht; wir wollen ein mögliches Böses hindern, indem wir etwas zuverlässig Unrechtes thun? Damit nicht ein bedenkliches Wort, ein Wort, das unsrer heutigen Ansicht nicht zusagt, frei durch die Welt gehe, soll der freie Gedanke überhaupt gehemmt, die Zunge soll gelähmt werden, damit sie sich nicht mit Lästerungen beflecke; die zeugende

Kraft verschnitten werden, damit sie nicht Unzucht treibe? Könnte man die Wahrheit auswägen, wie Gold; oder wäre sie, wie Gottes Gebot, mit Gottes eigenem Finger auf eherne Tafeln geschrieben; so könnte man jeden, der es lesen könnte, auf dieses ewige Gesetz verweisen, und aller Zweifel würde zu Ende seyn. Aber so hat es die ewige Weisheit nicht gewollt; und wer sich nicht über Gott setzen will, muß dem armen Geschlechte der Sterblichen schon verstatten, daß es, mit beständiger Gefahr zu irren, unablässig nach Wahrheit forschen soll. Das, was ihr Fleiß zu Tage fördert, ist nicht immer gehaltvolles Erz; aber um für das, was es ist, erkannt zu werden, muß es an das Licht kommen. Nicht alles, was ein verpflichteter Waradein der Wahrheit in seinem Unmuthe als Irrthum verwirft, ist darum auch des Unterganges werth, und mancher Stein, den die Bauleute verworfen hatten, ist zum Ecksteine geworden. Geht die Erde nicht noch heute um die Sonne, trotz des päpstlichen Anathema, und der Beschlüsse des heiligen Officiums, und Galilei's Widerruf? Sollte es denn gefährlicher seyn, an dieser oder jener Wahrheit zu zweifeln, als, aus blöder Scheu, der Lüge den Rang der Wahrheit zu lassen? Bewährt sich nicht das Gold im Feuer und die Wahrheit im Kampfe?

Aber ist es nicht besser, das Zweifelhafte und Falsche bestehen zu lassen, als die Ruhe, durch Angriffe darauf, zu stören? Wir wissen nicht, ob sich irgend ein edler Mann laut zu dieser Gesinnung bekennen möchte; aber wir wissen, daß der Satan der Vater der Lüge ist, und daß man die Tochter nicht in Schutz nehmen kann, ohne mit dem Vater in Verbindung zu kommen. Auch wir sind Freunde der Ruhe, aber erst nach vollbrachtem Geschäft. Das Grab verheißt uns Ruhe die Fülle; wer aber diesseits steht, der soll schaffen, dieweil es noch

Tag ist. Wir alle sind berufen, nicht blos um von den Früchten des Feldes zu zehren, sondern zu einem unendlichen Bau. Wehe dem, den der Bauherr müßig findet! aber wehe auch dem, der das geistige Werk hemmt, die Bauleute wegschreckt oder zum Schlafe verlockt! Giebt es ein widrigeres Bild, als das eines Volkes, das mit dem Munde auf die Krippe gebunden, wie eine Heerde verschnittener Böcke, nichts erzeugt, als sein weiches Vließ, um dieses von Zeit zu Zeit, dumpf- und dummblökend, dem darzubieten, dessen verstümmelndes Messer ihm zu seiner schmachvollen Ruhe half! Und doch ist dieses die Idee, welcher diejenigen nachstreben müßten, denen Ruhe ein so hohes Gut scheint, daß sie ihr selbst die Wahrheit unbedenklich aufopfern möchten! Mit dieser Gesinnung sind die höchsten Güter der menschlichen Gesellschaft, ja Alles gefährdet, was edeln Menschen das Leben allein wünschenswerth macht. Zerstören, hemmen, fesseln ist leicht. Um die Blüthe abzubrechen, die die Kraft der Natur und der Hauch des Frühlings entfaltet hat, bedarf es nur eines Druckes der Hand; aber sie wieder herzustellen, wenn sie zerstört ist, und ihr Früchte zu entlocken, das vermag keine menschliche Kraft. Wie ein unterbundenes Glied, so erstirbt der gebundene Geist. Nichts Lebendiges wird ohne Freiheit erzeugt. Es giebt keine Tugend, keine Weisheit, keine Liebe ohne sie. Wie die Mimosa vor roher Berührung zurückflieht, und, wird es oft versucht, dahin welkt; so geht das Edelste der menschlichen Natur unfehlbar zu Grunde, wenn es die Hand der Willkühr berührt.

14.

b) Der commentirende (erläuternde) Lehrstyl.

Der commentirende Lehrstyl setzt den systema-

tischen voraus, weil nur das eines Commentars bedarf, was, entweder wegen der Tiefe der angestellten Untersuchungen, oder wegen der Neuheit der aufgestellten Ideen, oder wegen der Gedrängtheit und Kürze der ausgesprochenen Sätze, oder wegen des nicht ohne Schwierigkeit zu erfassenden innern Zusammenhanges, oder wegen der Dunkelheit der gebrauchten Terminologie, oder auch wegen der gegen die aufgestellten Lehren erhobenen Widersprüche der Gegner, nicht von allen gehörig aufgefaßt und gewürdigt werden kann, oder bereits von mehrern einseitig und unrichtig beurtheilt worden ist. Denn allerdings verlangt das in sich abgeschlossene System einer Wissenschaft, besonders wenn durch dasselbe eine neue Wissenschaft begründet oder eine vorhandene völlig umgestaltet wird, um ganz verstanden und erfaßt zu werden, nicht nur einen für systematische Darstellung organisirten, sondern auch einen bereits vielseitig geübten und an allgemeine Uebersichten gewöhnten Geist.

Der commentirende Lehrstyl hat daher die Bestimmung, bald die Uebersicht über das System einer neuen oder umgestalteten Wissenschaft zu befördern; bald den Zusammenhang des Ganzen oder seiner einzelnen Theile zu verdeutlichen; bald die gebrauchte dunkle Terminologie zu entwickeln und nach ihrem Sinne zu erklären; bald die gemachten Einwürfe der Gegner gründlich zu beseitigen; bald das Neue in der systematischen Anordnung und Ausführung bestimmter hervorzuheben; bald gewisse Grundsätze des Systems oder aus denselben abgeleitete Lehren mit andern Systemen zu vergleichen und durch Parallelen durchzuführen; bald das unbestimmt gelassene tiefer zu begründen, und die

vorhandenen Lücken auszufüllen; bald die einzelnen Lehren, Ansichten und Meinungen durch zweckmäßige Beispiele zu versinnlichen; und überhaupt das streng Systematische für einen größern Kreis von Lesern genießbar und anwendbar zu machen.

Soll aber der commentirende Lehrstyl dieser wichtigen Bestimmung entsprechen; so muß er sich aller Weitschweifigkeit, aller Einseitigkeit und Dunkelheit, besonders der Durchwässerung des zu erläuternden systematischen Stoffes enthalten. Der Commentator sey nun entweder der Verfasser des Systems selbst, oder ein anderer; so muß er nicht nur des Stoffes völlig mächtig seyn, und mit Geist und Sachkenntniß darüber walten; er muß auch der stylistischen Form diejenige Gediegenheit und Vollendung geben, wodurch sie ein reines Wohlgefallen bewirkt. Der commentirende Lehrstyl — der so oft verfehlt und gemißbraucht worden ist — wird daher seine wichtige Stelle in der Reihe der Untertheile des Lehrstyls mit Ehren behaupten, sobald jedes Erzeugniß desselben nach seiner stylistischen Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit aufgefaßt werden kann, das, abgesehen von dem commentirten Stoffe, nach den Gesetzen der logischen und ästhetischen Einheit, ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet.

15.

Beispiele des commentirenden Lehrstyls.

1) von Christian Thomasius,

aus s. kurzen Lehrsätzen von dem Laster der Zauberei (s. l. 1703. 8.), hauptsächlich gegen Carpzovs Einwürfe gerichtet (abgekürzt).

— Ich beschreibe das Laster der Zauberei, sofern ich dasselbe aus den Schriften derer, die es glauben, erkennet habe, daß es ein Verbrechen sey, da ein Mensch mit dem Satan, der entweder in einer viehischen oder menschlichen, doch sichtbaren Gestalt sich ihm sehen läßt, ein solches Bündniß eingehet, daß er, wenn der Teufel seinen Lüsten, Geiz und Hochmuth eine Genüge leisten werde, nicht nur an einem gewissen Orte, mit Hülfe des Teufels, der alle Zauberer durch die Luft zu führen vermag, erscheinen, auch daselbst mit andern seinen Consorten tanzen und schwelgen, sondern auch, durch eben des Teufels Beistand, den Menschen, Vieh und Früchten entweder durch Wettermachen, oder auf eine andere übernatürliche Weise Schaden thun, und endlich, nach Verfließung einer bestimmten Zeit, mit Leib und Seele des Satans seyn und in Ewigkeit auch bleiben wolle.

Da also die Frage ist: ob dergleichen Laster der Zauberei, wie sie jetzo beschrieben worden, sey, muß also hierbei verfahren werden. Ein jedwedes Verbrechen ist eine That. Dergleichen That aber wird von niemand präsumirt und gemuthmaßet. Muß derowegen derjenige, der es bejahet, es sey ein Laster der Zauberei, es selbst beweisen, nnd kann der Beweis nicht von einem, der es läugnet, gefordert werden. — Wohlan denn, es soll Carpzov dagegen auftreten. Erstlich, schreibt er, kommt diese Meinung mit dem göttlichen Rechte überein. Dieses befiehlt, es sollen Hexen und Zauberer verbrannt werden, sintemal Gott schon vorlängst dieses Urtheil wider die Zeichendeuter, Wahrsager, Zauberer und Hexen gesprochen, daß sie sollen getödtet werden. Aber wie reimet sich das hieher? Die, davon das göttliche Gesetz handelt, sind keine Zauberer, wie ich sie beschrieben habe. Diese haben keine Bündnisse mit dem Teufel gemacht, und was sie gethan, es sey nun durch einen

künstlichen Betrug, oder durch geheime Naturmittel, das ist entweder durch die natürliche, oder künstliche, denn das ist mir einerlei, nicht aber durch eine teuflische Magie. — Dieses Gesetz, so fährt Carpzov fort, daß nämlich alle Zauberer sollen mit dem Tode bestraft werden, wird ja ebenfalls Levit. 20, 26. gegeben, ist auch jederzeit in der israelitischen Kirche sorgfältig wahrgenommen worden, welches das Exempel der Wahrsagerin, die zu Endor sich aufhielt, und sich vor Saul, weil er bei Lebensstrafe alle Zauberkünste verboten hatte, furchte, klärlich erweisen kann. Hierauf dienet zur Antwort: Anfangs confundirt er allhier die abgöttische Magie der Zauberei mit der teuflischen, welche in einem Bündniß mit dem Teufel bestehet. Hernach so scheinet Carpzov wenig oder nichts bekümmert zu seyn, zu beweisen, daß erst eine teuflische Magie sey, welches er doch vor allen Dingen hätte thun sollen, als daß er vielmehr darthun will, die Zauberei sey nothwendig mit dem Tode und mit dem Feuer zu bestrafen. Ferner so kann er auch dieses aus angeführten göttlichen Gesetzen nicht sattsam erweisen, sintemal solche Specialgesetze zwar ehemals die jüdische Republik obligirten, nicht aber heute zu Tage auch die Christen angehen. Man kann dieses zur Genüge daraus abnehmen. Das göttliche Gesetz befahl, es sollte des Hohenpriesters Tochter, wofern sie Hurerei triebe, mit Feuer verbrannt werden. So nun dieses nicht ein Particulargesetz gewesen; warum verbrennet man denn nicht jetzo unsere Herren Superintendenten Töchter, wenn sie gleiche Sünde begehen? Denn gewiß scheint eine größere Verwandtniß und Gleichheit unter den ehemaligen jüdischen Hohenpriestern und unter den heutigen Superintendenten, als zwischen den Zauberern, von welchen Mosis Gesetz redet, und denjenigen zu seyn, davon jetzo der Streit ist. — Will aber jemand hier-

bei einwenden und sagen, es habe die Wahrsagerin zu Endor entweder den Teufel selbst unter der Gestalt des Samuels, oder die Seele des Samuels, welches jedoch ohne Hülfe des Teufels nicht geschehen mögen, dem Saul repräsentirt; dem gebe zu Antwort, daß erstlich an dem Orte der Schrift, wo dieser Geschichte Erwähnung geschiehet, keines Teufels, geschweige eines Bündnisses mit demselben gedacht wird. Und hiernächst, wer will wohl so leichtgläubig seyn und sich bereden lassen, daß entweder der Teufel selbst, oder die Seele des Propheten Samuel, oder auch nur seine Gestalt von der Wahrsagerin hervorgebracht worden. Es war ja nur eine bloße Spötterei. Das Weib war eine aus der Zahl derer, die durch den Bauch reden können, und also betrog sie den ohnedem furchtsamen Saul. Saul nämlich sah nichts; er hörte aber nur eine Stimme, und blos das Weib sagte, daß sie etwas sähe, da es doch ebenfalls eine Unwahrheit war. — Nun ist noch das letzte Argument (Carpzovs) übrig, welches ich nicht vorbei gehen darf; es heißt, es ist der Hexen und Zauberer eigenes Beßtes, daß sie bei Zeiten abgethan und aus dem Wege geschafft werden. Denn der Teufel hält sie so fest in seinen Schlingen, daß er sie nicht leichtlich eher losgiebt, als bis sie sterben. Ich antworte aber: Wer sollte wohl sich einbilden können, daß ein lutherischer Rechtsgelehrter auf die Absurdität gerathen und glauben sollte, daß der Scharfrichter ein ordentliches Instrument zur Bekehrung sey. Im übrigen wäre dieses auch ein schönes Argument, damit man den Todtschlag defendiren und bescheinigen (beschönigen) könnte. Wenn jemand nämlich einen unnützen Menschen, oder einen, der mit der französischen Krankheit, oder einem andern schmerzhaften Gebrechen behaftet wäre, umzubringen gedächte, dürfte er nur den Vorwand machen, es

sey ihm gut, daß ihm vom Brode geholfen werde. Ob demnach derjenige das eigentliche wahre Absehen der Lebensstrafen verstehe, der durch dergleichen ungegründeten Prätext, welchen man auch Anfängern nicht zu gute halten würde, dennoch die Lebensstrafen vertheidigen will, mögen Andere urtheilen.

2) von Immanuel Kant, († 1804), aus s. Schrift: zum ewigen Frieden (Königsb. 1795. 8.), S. 5. (abgekürzt)

Die Präliminarartikel zum ewigen Frieden unter Staaten.

1. „Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalte des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden."

Denn alsdann wäre er ja ein bloßer Waffenstillstand, Aufschub der Feindseligkeiten, nicht Friede, der das Ende aller Hostilitäten bedeutet, uud dem das Beiwort ewig anzuhängen ein schon verdächtiger Pleonasmus ist. Die vorhandenen, obgleich jetzt vielleicht den Paciscirenden selbst noch nicht bekannten, Ursachen zum künftigen Kriege sind durch den Friedensschluß insgesammt vernichtet, sie mögen auch aus archivarischen Documenten mit noch so scharfsichtiger Ausspähungsgeschicklichkeit ausgeklaubt seyn. — Der Vorbehalt (reservatio mentalis) alter allererst künftig auszudenkender Prätensionen, deren kein Theil für jetzt Erwähnung thun mag, weil beide zu sehr erschöpft sind, den Krieg fortzusetzen, bei dem bösen Willen, die erste günstige Gelegenheit zu diesem Zwecke zu benutzen, gehört zur Jesuitencasuistik, und ist unter der Würde der Regenten.

2. „Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleichviel) von einem andern

Staate durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können."

Ein Staat ist nämlich nicht eine Haabe (patrimonium). Er ist eine Gesellschaft von Menschen, über die Niemand anders, als er selbst, zu gebieten und zu disponiren hat. Ihn aber, der selbst als Stamm seine eigene Wurzel hatte, als Pfropfreis einem andern Staate einzuverleiben, heißt seine Existenz als eine moralische Person aufheben, und aus der letztern eine Sache machen, und widerspricht also der Idee des ursprünglichen Vertrages, ohne die sich kein Recht über ein Volk denken läßt. Auch die Verdingung der Truppen eines Staates an einen andern, gegen einen nicht gemeinschaftlichen Feind, ist dahin zu zählen; denn die Unterthanen werden dabei als nach Belieben zu handhabende Sachen gebraucht und verbraucht.

3. „Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören."

Denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen; reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und, indem durch die darauf verwandten Kosten der Friede endlich noch drückender wird, als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen, um diese Last los zu werden; wozu kommt, daß zum tödten, oder getödtet zu werden, in Sold genommen zu seyn, einen Gebrauch von Menschen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines Andern (des Staates) zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen läßt. Ganz anders ist es mit der freiwilligen, periodisch vorgenommenen, Uebung der Staatsbürger in Waffen bewandt, sich und ihr Vaterland dadurch gegen Angriffe von außen zu sichern.

4. „Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staatshändel gemacht werden.“

Zum Behuf der Landesökonomie (der Wegebesserung, neuer Ansiedelungen, Anschaffung der Magazine für besorgliche Mißwachsjahre u. s. w.), außerhalb oder innerhalb des Staates Hülfe zu suchen, ist diese Hülfsquelle unverdächtig. Aber als entgegenwirkende Maschine der Mächte gegen einander, ist ein Creditsystem ins Unabsehliche anwachsender Schulden eine gefährliche Geldmacht, nämlich ein Schatz zum Kriegführen, der durch den einmal bevorstehenden Ausfall der Taxen erschöpft werden kann.

5. „Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staates gewaltthätig einmischen.“

Dahin würde zwar nicht zu ziehen seyn, wenn ein Staat sich durch innere Veruneinigung in zwei Theile spaltete, deren jeder für sich einen besondern Staat vorstellt, der auf das Ganze Anspruch macht; wo, einem derselben Beistand zu leisten, einem äußern Staate nicht für Einmischung in die Verfassung des andern (denn es ist alsdann Anarchie) angerechnet werden könnte. So lange aber dieser innere Streit noch nicht entschieden ist, würde diese Einmischung äußerer Mächte Verletzung der Rechte eines nur mit seiner innern Krankheit ringenden, von keinem andern abhängigen Volkes, selbst also ein gegebenes Skandal seyn, und die Autonomie aller Staaten unsicher machen.

6. „Es soll sich kein Staat im Kriege mit einem andern solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen, als da sind: Anstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Capitulation, Anstiftung des Verraths in dem bekriegten Staate u. a.“

Das sind ehrlose Stratagemen. Denn irgend

Vertrauen auf die Denkungsart des Feindes muß mitten im Kriege noch übrig bleiben, weil sonst kein Friede abgeschlossen werden könnte, und die Feindseligkeit in einen Ausrottungskrieg ausschlagen würde; da der Krieg doch nur das traurige Nothmittel im Naturzustande ist, (wo kein Gerichtshof vorhanden ist, der rechtskräftig urtheilen könnte,) durch Gewalt sein Recht zu behaupten; wo keiner von beiden Theilen für einen ungerechten Feind erklärt werden kann (weil das schon einen Richterausspruch voraus setzt), sondern der Ausschlag desselben (gleich als vor einem sogenannten Gottesgerichte) entscheidet, auf wessen Seite das Recht ist; zwischen Staaten aber sich kein Bestrafungskrieg denken läßt (weil zwischen ihnen kein Verhältniß eines Obern zu einem Untergebenen statt findet). Woraus denn folgt: daß ein Ausrottungskrieg den ewigen Frieden nur auf dem großen Kirchhofe der Menschengattung statt finden lassen würde.

3) von J. Gtli. Fichte († 1814), aus s. System der Sittenlehre (Jena und Leipz. 1798. 8.), S. 369.

Der Endzweck aller Handlungen des sittlich guten Menschen überhaupt, und insbesondere aller seiner Wirkungen nach außen, läßt sich in diese Formel fassen: er will, daß die Vernunft, und nur sie, in der Sinnenwelt herrsche. Alle physische Kraft soll der Vernunft untergeordnet werden. Nun aber kann die Vernunft lediglich in vernünftigen Wesen, und durch sie herrschen. Das moralische Handeln bezieht sich sonach allemal, wenn es auch etwa unmittelbar auf die vernunftlose Natur ginge, dennoch wenigstens mittelbar auf vernünftige Wesen, und hat nur sie zur Absicht.

Wie es in Beziehung auf die vernunftlose Natur keine Rechte giebt; eben so wenig giebt es in Beziehung auf sie Pflichten. Es wird Pflicht, sie zu bearbeiten, lediglich um der vernünftigen Wesen willen. Sonach — der sittlich Gute will, daß Vernunft und Sittlichkeit in der Gemeine der vernünftigen Wesen herrsche. Es ist nicht blos die Absicht, daß nur das, was gut und der Vernunft gemäß ist, geschehe, daß nur Legalität herrsche, sondern daß es mit Freiheit, zufolge des Sittengesetzes, geschehe, sonach, daß eigentlich wahre Moralität herrsche. Dies ist ein Hauptpunct, der nicht zu übersehen ist. Die Vernachlässigung desselben hat viel Schädliches und Verderbliches in die Theorie, und von ihr aus in das Leben gebracht. Moralisch aber ist keine Handlung, die nicht mit Freiheit geschieht.

4) von Friedrich Köppen, in s. Darstellung des Wesens der Philosophie (Nürnb. 1810. 8.) S. 34.

— Von aller Wirksamkeit und Kraft erhält der Philosophirende nur Kunde durch sich selbst. Ihm enthüllt sich sein eigenes Daseyn und Wirken auf die mannigfaltigste Weise, und es giebt keine größere Gewißheit und Ueberzeugung, als die Gewißheit des eigenen Daseyns, ohne welches alle Wahrheit und Philosophie für den Philosophirenden Undinge wären. Die ganze Welt (abgesehen von allen idealischen und materialistischen Erklärungen) ist nicht gewisser vorhanden, als das Individuum, Mensch genannt, welches, als ein Theil der Welt, philosophirt. Die Regsamkeit der Kräfte im Universum, ihre Gewalt und ihr Gesetz, bewähren sich nicht deutlicher, als sich die innere Regsamkeit, Gewalt und ihr Gesetz im Menschen bewähren. Wir sagen also

nicht aus, die Realität der äußern Welt sey nur ein Schatten unsers innern Daseyns, wie die Idealisten; auch nicht, die Realität des innern Daseyns sey nur ein Schatten der äußern Welt, wie die Materialisten; sondern: die Gewißheit des Daseyns beider sey gleich, und lasse sich durch keine Berechnung auf ein Mehr oder Minder bringen. Indessen entdeckt sich bei Betrachtung der Art und Weise innerer, eigener und äußerer fremder Wirksamkeit der bedeutende Unterschied, daß wir von jener unmittelbar gewiß sind, von dieser hingegen erst mittelbar durch Vergleichung Kunde erhalten. Daß gewisse Kräfte das Weltall durchströmen, ist uns so gewiß, als unser eigenes Daseyn; aber wie dieselben sich wirksam beweisen, lernen wir erst allmählig durch Analogie, während die Art und Weise unsrer eigenen Kraftäußerung unmittelbar im Bewußtseyn sich verkündigt. — In uns ist mannigfaltige Regsamkeit, vielfacher Gebrauch der sich entwickelnden, gegenseitig mit und durch einander wirksamen Kräfte. Welches ist nun das Anfangende aller Regsamkeit und alles Gebrauches? Was bestimmt die Ordnung, das Maas jedes einzelnen Thuns? Dieses thut der freie Wille, die Selbstbestimmung, denen alle übrige Kräfte dienstbar sind. In dieser Selbstbestimmung liegt die oberste Kraft und Gewalt; ihrer werden wir uns unmittelbar bewußt, während der Gebrauch und das Bewußtseyn der andern Vermögen durch gewisse Verhältnisse bedingt und angeregt sind. Es giebt keine Macht des Affects, keine Gewalt des Eindruckes oder bestimmter Umstände, wodurch der freie Wille nothwendig besiegt werden müßte. Er verkündigt sich stets im Bewußtseyn als das Erste; jede freie That ist Anfang durch sich selbst; und darum nennen wir die Urkraft, wodurch Wirksamkeit anfängt, wodurch selbstständiges Daseyn besteht, mit dem Namen

der Freiheit. Man sage nicht, das Bewußtseyn solcher selbstständigen Kraft sey Täuschung, wir kämen uns vor als freie Wesen, würden aber uns unbewußt von derselben Gesetzmäßigkeit regiert, die sich im Universum entwickelt. Wir verstehen entweder überall nichts, oder wir verstehen, daß wir frei und selbstständig wirken.

5) von Karl Salomo Zachariä,

in s. staatswissenschaftlichen Betrachtungen über Cicero's wiedergefundenes Werk vom Staate (Heidelb. 1823. 8.) S. 21.

Es ist das Interesse der heutigen europäischen Staaten, Religionsfreiheit auf alle Weise zu schätzen und zu pflegen. Was hemmte und schwächte im Mittelalter die Regierungen so sehr, als die Macht der Priesterschaft, welche über die Gewissen fast unbeschränkt gebot? Die Reformation, deren Losung Religionsfreiheit war, hat sie nicht den europäischen Regierungen im Ganzen unendlich viel genützt? Wie ganz anders würde sich das Schicksal des teutschen Reiches entwickelt haben, wenn sich das Oberhaupt dieses Reiches anstatt gegen, für den rechtlichen Grundsatz der Reformation erklärt hätte? Man hat so oft behauptet, daß der Katholicism mehr, als der Protestantism, dem Geiste und dem Vortheile der Einherrschaft entspreche. Aber, so wohlbegründet auch diese Behauptung zu seyn schien; so hat doch, dem menschlichen Scharfsinne zum Trotze, die Erfahrung das gerade Gegentheil gelehrt. In Frankreich, einem Reiche, in welchem die katholische Kirche die herrschende war, der bei weitem größte Theil des Volkes sich zu dem Glauben dieser Kirche bekannte, brach die Revolution aus, welche, noch lange nicht am Ziele ihres Wirkens, den Zustand der europäischen Menschheit schon so we-

sentlich umgestaltet hat. In Spanien, einem Reiche, in welchem die Regierung den Katholicism recht geflissentlich zur Erweiterung und Befestigung der königlichen Gewalt benutzt hatte, bei einem Volke, welches in der katholischen Kirche auf das Erstgeburtsrecht Anspruch machte, bestand neuerlich nur noch dem Namen nach die einherrschaftliche Verfassung. Portugal, Neapel und Sardinien will ich nur beiläufig erwähnen. Das sind Thatsachen, die sich nicht wegläugnen lassen, Thatsachen, die, wenn sie auch durch eine Menge allgemeiner und besonderer Ursachen herbeigeführt wurden, dennoch dem Grundsatze der Glaubensfreiheit, was den Vortheil der heutigen europäischen Staaten betrifft, nicht weniger das Wort sprechen.

10.

c) Der compendiarische Lehrstyl.

Der compendiarische Lehrstyl steht im Allgemeinen unter denselben stylistischen Gesetzen, wie der systematische Lehrstyl; denn die compendiarische Darstellung enthält das System im verjüngten Maasstabe. Weil aber der compendiarische Lehrstyl in Hinsicht des Zweckes von dem systematischen sich wesentlich unterscheidet, und zunächst auf die, in kurzen Umrissen angedeutete und durchgeführte systematische, Behandlung einer Wissenschaft, gewöhnlich mit dem Nebenzwecke der Erläuterung und weitern Ausführung der compendiarischen Darstellung vermittelst des mündlichen Vortrages, berechnet ist; so folgt daraus von selbst, daß die Form der Sprachdarstellung im compendiarischen Lehrstyle von der Festhaltung und Verwirklichung jenes Zweckes abhängig sey. Ist daher der Zweck

und die Bestimmung des Compendiums eine gedrängte, wiewohl in sich zusammenhängende, erschöpfende und befriedigende, Uebersicht des ganzen Gebietes einer Wissenschaft aufzustellen; so ist die Eigenschaft der Kürze, doch unbeschadet der übrigen untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit der stylistischen Form, die durchgehends in der Sprachdarstellung zu berücksichtigende und festzuhaltende Eigenschaft. Diese Gedrängtheit und Kürze der Darstellung darf aber nicht von der Art seyn, daß der Ausdruck dadurch dunkel und unverständlich wird; auch darf kein in den Zusammenhang des Ganzen mit Nothwendigkeit gehörender Begriff, nur wegen Berücksichtigung der Kürze des Ausdruckes, weggelassen und übergangen werden. Blos darin unterscheidet sich der compendiarische (und epitomatorische) Lehrstyl von dem systematischen, daß er die einzelnen Gegenstände mehr nur mit kräftigen Zügen andeutet und bezeichnet, als völlig ausführt, und die weitere Entwickelung im Einzelnen entweder dem Scharfsinne des Lesers, oder der mündlichen Erläuterung überläßt.

In Hinsicht der Form verlangt daher der compendiarische Lehrstyl zunächst Bestimmtheit und Kürze des Ausdruckes, lichtvolle Uebersicht über das Ganze, logisch erschöpfende Durchführung der einzelnen Theile, und gleichmäßige Behandlung dieser Theile. Allein die Festhaltung dieses nächsten Zweckes schließt die Schönheit der Form keinesweges von sich aus, wenn gleich die höhere Ründung und Durchbildung des Periodenbaues im compendiarischen Lehrstyle nicht in dem Grade verlangt und erwartet werden kann, wie im systematischen und commentirenden Lehrstyle. Wohl

aber kann, neben der Bestimmtheit und Kürze des Ausdruckes, eine hohe Lebendigkeit und Versinnlichung des Stoffes vermittelst der Form auch im compendiarischen Lehrstyle vorherrschen, und die Schönheit der Form auf gleiche Weise, wie die Richtigkeit derselben, berücksichtigt werden. Deshalb eignet sich die mittlere Schreibart eben so gut zum compendiarischen Lehrstyle, wie die niedere; so wie das Compendium in stylistischer Hinsicht beinahe noch mehr Sorgfalt in der Wahl des Ausdruckes, in der Stellung der Perioden gegen einander, und in der Haltung des Ganzen verlangt, als das System und der Commentar, weil, wegen der Grundeigenschaft der Kürze im compendiarischen Style, jede einzelne grammatische und logische Nachlässigkeit, jede Unverständlichkeit im Baue der Sätze, und jeder Mangel am Gleichmaaße der Ausführung noch leichter erkannt werden und auffallen würde, als in den übrigen Gattungen des Lehrstyls, die eine ausführliche Behandlung der stylistischen Form verstatten.

17.

Beispiele,

1) von Chstn. Aug. Crusius († 1775), aus s. Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß (2te Aufl. Leipz. 1762. 8.), S. 157. (§. 83.)

— Bei der äußerlichen Empfindung entstehen die Ideen von gewissen Objecten, von welchen wir zu der Zeit sagen, daß wir sie empfinden. Es sind zwei Möglichkeiten, wie es hiermit zugehen kann. Entweder die Ideen liegen schon zuvor in der Seele, und werden bei den hinzukommenden Bedingungen nur erwecket, d. i.

lebhaft gemacht; oder es liegt nur der nächste Grund und die Kraft dazu in der Seele, welche Kraft dieselben, bei der hinzukommenden Bedingung und nach Beschaffenheit derselben, bildet und hervorbringet. Wir können nicht gewiß wissen, welche unter beiden die wahre sey; doch nimmt man weniger an, wenn man das letztere setzet. In beiden Fällen aber brauchet man doch keine solche vorstellende Kraft der Welt in der Seele anzunehmen, wie sie der Freiherr von Leibnitz hat behaupten wollen, daß nämlich die Ideen von allen individualen Substanzen und Begebenheiten in der Welt in der Seele wirklich vorhanden wären, obwohl nicht alle mit Deutlichkeit und Bewußtseyn. Denn es ist genug, wenn entweder die Idee von allen Arten der Dinge, welche wir durch die Empfindung erkennen sollen, oder wenigstens die Kraft und der nächste Grund darzu, der Seele von Gott anerschaffen ist. Denn daraus lässet sich der Ursprung unserer ganzen Erkenntniß hinlänglich begreifen, deren Schranken hernach um so viel weiter werden, je zu mehrern Empfindungen wir gelangen, und je fleißiger wir daraus abstrahiren und fortschließen.

2) von Karl Heinr. Heydenreich († 1801), aus s. Grundsätzen der moralischen Gotteslehre (Leipz. 1792. 8.) S. 164 (wo er von dem Verhältnisse des irdischen Lebens zur Gesammtbestimmung des Menschen handelt).

§. 1. Endliche vernünftige Wesen, ursprünglich mit Heiligkeit des Willens begabt, also unfähig zu sündigen, würden keinen moralischen Werth haben. Sollten sie diesen bekommen; so mußten sie, überlassen ihrer Freiheit, sich aus eigener Kraft, bei der Möglichkeit des Gegentheils, zum Guten und der Fertigkeit im Guten bestimmen können.

§. 2. Wenn unendlicher Fortschritt in der Annäherung zu dem Ideale eines vollkommen guten Willens die Bestimmung der endlichen vernünftigen Wesen im Ganzen ist; so muß man ihre Existenz im Ganzen als eine nie endende Fortbildung, und jede bestimmte Epoche derselben als eine Epoche dieser Fortbildung ansehen, in welcher ein gewisser möglicher höchster Grad der Vervollkommnung erreicht werden kann und soll.

§. 3. Das zeitliche Leben in dieser Naturwelt ist eine solche Epoche, und zwar die erste uns bewußte.

§. 4. Die ersten Epochen der Existenz endlicher moralischer Wesen müssen blos disciplinarische, d. h. Epochen der Verbindlichkeit zum strengen Gehorsam, ohne Belohnung, seyn. Nur durch eine Reihe solcher disciplinarischer Epochen können die vernünftigen endlichen Wesen sich dem vollständigen Endzwecke ihres Daseyns nähern.

§. 5. Unser zeitliches Daseyn in der Naturwelt ist eine solche Epoche.

§. 6. Unsre Bestimmung in diesem Leben ist moralische Vervollkommnung bis zu dem darin möglichen höchsten Grade der Vollkommenheit; keinesweges aber Erwerbung der Glückseligkeit durch oder wegen moralischer Vervollkommnung. Das zeitliche Leben ist also eine Epoche der strengsten Uebung zur reinen Sittlichkeit.

§. 7. Es ist nothwendig, daß die vernünftigen endlichen Wesen während der disciplinarischen Epochen ihres Daseyns in Zusammenhang und unter den Einfluß eines Systems von Kräften gesetzt werden, welches mit der Gesetzgebung der moralischen Vernunft nicht harmonirt; eines Systems von Kräften, in welchem sich denselben allenthalben Reize zur Sünde entgegen stellen, hingegen keine anschaulichen Aussichten zu einer Harmonie der Glückseligkeit mit der Tugend eröffnet werden.

§. 8. Die Naturwelt ist ein solches System von Kräften, und wir sind von der Gottheit in sie gesetzt, um uns in der Ausübung des Guten aus reiner Vorstellung der Pflicht zu üben, und in echter moralischer Selbstbildung fortzuschreiten.

3) von Wilh. Traug. Krug,

aus s. Handb. der Philosophie, Th. 1. (2te Aufl. Leipz. 1822. 8.) S. 73 (wo er in der Metaphysik von dem höchsten und letzten Zwecke menschlicher Thätigkeit handelt, §. 60 ff.).

§. 60. Wenn jede einzelne Thätigkeit eines vernünftigen Wesens einen Zweck hat; so muß auch die gesammte Thätigkeit desselben einen solchen haben, und dieser muß so beschaffen seyn, daß alle übrige Zwecke ihm untergeordnet oder auf ihn als Mittel bezogen werden können, damit sie einander nicht widerstreiten. Darum heißt derselbe der höchste und letzte Zweck, der Zweck der Zwecke, der Endzweck, auch der Zweck schlechthin. Da nun jeder Zweck, den wir wollen, als etwas Gutes gedacht wird; so heißt jener Zweck auch das höchste Gut. Und wenn der Mensch in Ansehung seines gesammten Seyns und Wirkens zu irgend etwas bestimmt ist; so kann er sich vernünftiger Weise nur zur Verwirklichung jenes Zweckes oder zur Erreichung dieses Gutes bestimmt denken. Darum heißt dies auch die Bestimmung des Menschen.

§. 61. Der Mensch kann sein höchstes Gut oder seine Bestimmung entweder im Sinnlichen, d. h. im Physischen, oder im Uebersinnlichen, d. h. im Moralischen suchen. Im ersten Falle strebt er nach Glückseligkeit (felicitas), d. h. nach einem von äußern und zufälligen Umständen (dem Glücke) abhän-

gigen Zustande des möglich höchsten Sinnengenusses (des extensiv, intensiv und protensiv größten Vergnügens). Im zweiten Falle strebt er nach Seligkeit (beatitas), d. h. nach einem von ihm selbst und allein (dem guten Willen) abhängigen Zustande der Seelenruhe (der durchgängigen Zufriedenheit mit sich und seinem ganzen Schicksale).

§. 62. Da die Vernunft, als practisches Vermögen, Sittengesetze aufstellt, denen der Mensch unbedingt gehorchen soll; so kann er auch vernünftiger Weise seine Bestimmung nur im Sittlichen suchen, mithin nur die Seligkeit für das höchste Gut halten. Dann muß er aber auch außer sich nach einer solchen Ordnung der Dinge streben, in welcher das Moralische unbedingt herrschend, mithin alles Physische demselben unterworfen ist, d. h. nach einer sittlichen Weltordnung. Denn nur in einer solchen Ordnung der Dinge würden alle vernünftige Wesen, mithin auch er selbst, selig seyn oder werden können. Die sittliche Weltordnung ist also dasselbe höchste Gut, objectiv gedacht, was die Seligkeit ist, subjectiv gedacht.

§. 63 Da der Mensch mit seiner endlichen Kraft von der Natur als Erzeugniß derselben abhängig ist, folglich er selbst nicht vermag, die Natur nach moralischen Ideen zu beherrschen; so würde eine sittliche Weltordnung (das höchste Gut objectiv gedacht) für ihn unmöglich seyn, wenn nicht ein höchstes Wesen mit unendlicher Kraft die Natur als sein Erzeugniß unbedingt beherrschte, mithin jener Urquell der Natur- und Sittengesetze wirklich wäre, auf welchen die menschliche Vernunft schon bei ihrer eigenen Gesetzgebung als auf ihr höchstes Richtmaas hinblicken muß. Da aber ein solches Wesen weder angeschaut und empfunden, noch vom Verstande begriffen werden kann, weil es unend-

lich, mithin Erkenntniß von ihm im eigentlichen Sinne nicht möglich ist; so ist die Ueberzeugung von dessen Seyn ein practischer oder moralischer Glaube, indem der sittlich gute Mensch stets mit der festen Zuversicht, daß ein höchstes Wesen die Welt nach moralischen Gesetzen regiere, handelt, und eben darum auch dieses Wesen als seinen obersten Gesetzgeber verehrt.

§. 64. Da ferner der Mensch in Ansehung der Dauer seines sinnlichen Daseyns höchst beschränkt und während dieses Daseyns von den Bedürfnissen der Sinnlichkeit höchst abhängig ist; so würde die Seligkeit (das höchste Gut subjectiv gedacht) für ihn unmöglich seyn, wenn nicht ein ewiges Leben für ihn zu hoffen wäre, so daß er wenigstens durch unendlichen Fortschritt im Guten sich seiner Bestimmung immer mehr annähern kann, wenn er auch das Ziel selbst in keinem Zeitpuncte völlig erreicht. Da aber alle unsre Erkenntniß sich auch nur auf das gegenwärtige Leben beschränkt; so ist jene Hoffnung ebenfalls ein practischer oder moralischer Glaube, indem der sittlich gute Mensch stets mit der festen Zuversicht handelt, daß er schon hier für die Ewigkeit wirksam, und eben darum sein irdisches Leben als eine bloße Vorbereitung zu einem höhern und seligen Leben zu betrachten sey.

§. 65. Ein höchstes Wesen und ein ewiges Leben, oder Gott und Unsterblichkeit, sind demnach, so viel wir davon einsehen, die einzig möglichen Bedingungen, unter welchen der Endzweck der Vernunft verwirklicht werden kann, und wir glauben an die Wirklichkeit dieser Bedingungen, weil uns eben jener Zweck von der Vernunft aufgegeben ward, um ihn zu verwirklichen, so weit wir nur können. Dieser Glaube ist die Wurzel aller Religion, wodurch das Sinnliche oder Endliche mit dem Uebersinnlichen oder Unendlichen auf das Innigste ver-

knüpft wird, indem die Religion in subjectiver Bedeutung nichts anders ist, als die durch Gesinnung und Handlung sich ankündigende Ueberzeugung von der Möglichkeit des höchsten Gutes, in objectiver Bedeutung aber die Lehre von eben diesem Gute selbst. Da es nun blos Ein höchstes Gut geben kann; so kann es auch nur Eine Religion geben.

18.

d) Der akademische Vortrag.

Der akademische Vortrag (der nur mit einem sehr einseitigen Nebenbegriffe Vorlesung genannt werden kann,) ist entweder ein einzelnes in sich abgeschlossenes Ganzes, oder er besteht in einer, nach Stoff und Form sorgfältig berechneten und in sich genau zusammenhängenden, Folge von Vorträgen, durch welche das Ganze einer Wissenschaft, in systematischer Ordnung und mit gleichmäßiger Behandlung der einzelnen Theile, zur vollständigen Uebersicht vermittelst der mündlichen Darstellung gebracht werden soll. Berücksichtigte man zunächst den darzustellenden Stoff; so würde der einzelne, in sich abgeschlossene, akademische Vortrag zu dem Gebiete der Abhandlung, die Vollendung einer Wissenschaft aber durch eine zusammenhängende Folge von Vorträgen zu dem Kreise des systematischen Lehrstyls gehören. Allein der akademische Vortrag hat in Beziehung auf die Form eine sehr schwierige Aufgabe zu lösen. Denn, abgesehen von einzelnen wörtlich niedergeschriebenen und wirklich abgelesenen Vorträgen, welche entweder bei besondern Veranlassungen und Feierlichkeiten ein kleineres wissenschaftliches

Ganzes in dem Umfange eines einzigen Vortrages erschöpfend behandeln sollen, oder die, als niedergeschriebene Vorträge, sogleich im Voraus — außerhalb der engen Grenzen eines akademischen Hörsaals — für ein größeres Publicum berechnet werden (wie z. B. die meisten gedruckten Vorlesungen von Fichte); so ist die nächste Bestimmung der akademischen Vorträge die freie mündliche Darstellung einer Wissenschaft, die — nach dem vorhergehenden gründlichsten Durchdenken des Stoffes — im Augenblicke des Vortrages von dem gebildeten Geiste des Lehrers als freies, dem Gesetze der Form möglichst angenähertes, Erzeugniß ins Daseyn gerufen werden muß, um, vermittelst der unberechenbaren Kraft des gediegenen mündlichen Vortrages, einen bleibenden Eindruck auf den Geist der Zuhörer zu bewirken, und in dem Geiste derselben die darzustellende Wissenschaft, durch die zum Abschlusse des Systems allmählig fortschreitenden Vorträge, nicht nur zur lichtvollen Uebersicht der einzelnen Theile, sondern auch zu einem in sich völlig abgeschlossenen organischen Ganzen zu erheben, dessen der Zuhörer mit immer höher steigenden Interesse an dem Vortrage sich bemächtigt, und das, nach seiner Einheit und systematischen Vollendung, weder durch das eigene Lesen und Studieren der Systeme über diese Wissenschaft, noch durch das Nachschreiben der dictirten Sätze des Lehrers, noch durch das aufmerksame Anhören wörtlich niedergeschriebener Vorlesungen, sondern nur durch die bildende, überzeugende und alle geistige Vermögen des Zuhörers gleichmäßig bewegende Kraft des mündlichen Vortrages bewirkt werden kann. — Ob nun gleich der akademische Vortrag, — sobald er in diesem Sinne

als die sorgfältig durchdachte freie mündliche Mittheilung, und als die unmittelbar aus dem Geiste des Lehrers hervorgehende und auf den Geist des Zuhörers unaufhaltbar einwirkende Versinnlichung wissenschaftlich durchgeführter Stoffe erscheint, — bei aller Annäherung an das Gesetz der Form, doch nicht auf die vollendete Gediegenheit einer niedergeschriebenen stylistischen Form Anspruch machen kann; so wird er doch, durch die bei dem Zuhörer fortdauernd erhaltene Spannung der geistigen Kräfte, und durch die Lebendigkeit der Darstellung, welche eine nothwendige Folge der völlig eigenthümlichen Verarbeitung des frei darzustellenden Stoffes von Seiten des Lehrers ist, theils an sich auf den Geist der Zuhörer noch stärker wirken, als die wörtliche Vorlesung oder das Dictiren ausgearbeiteter Hefte, theils auch der Wissenschaft selbst, vermittelst der freien Form der Darstellung, eine lebendigere Haltung geben.

Bei den gedruckten akademischen Vorträgen muß man unterscheiden: 1) einzelne wirklich gehaltene Vorträge bei besondern Veranlassungen (z. B. Gellerts Vorlesung vor dem Churfürsten von Sachsen: daß die wahre Würde des Menschen in der genauen Beobachtung seiner Pflichten bestehe; zum erstenmale gedruckt im Anhange zu: Gellerts Briefwechsel mit Demoiselle Lucius, herausgegeb. v. Ebert. Leipz. 1823. 8. S. 609; — Schillers akademische Antrittsrede: was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? in s. kl. pros. Schriften, Leipz. 1792. 8. Th. 1, S. 54. — Krugs Vorlesung, gehalten beim Anfange eines philos. Cursus: über den Einfluß der Phi-

losophie, sowohl überhaupt, als insonderheit der kritischen, auf Sittlichkeit, Religion und Menschenwohl. Jena, 1796. 8.); — 2) Vorlesungen, nachgeschrieben während der freien Vorträge des Lehrers, und später herausgegeben, (z. B. Kants Logik, herausgegeben von Jäsche, Königsb. 1800. 8.; Kants Vorlesungen über die philosophische Religionslehre, Leipz. 1817. 8.; Dessen Vorlesungen über die Metaphysik, Erf. 1821. 8. u. a.) — 3) Vorträge, für den Druck im Voraus berechnet und niedergeschrieben (z. B. Fichte's Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, Jena und Leipz. 1794. 8. Dessen Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters, dargestellt in Vorlesungen in Berlin gehalten im Jahre 1804 und 5. Berl. 1806. 8. — Dessen Anweisung zum seligen Leben, in Vorlesungen gehalten zu Berlin im Jahre 1806. Berl. 1806. 8. — Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Tüb. 1803. 8. u. a.)

Unter den Männern, welche im Ganzen dieselbe Ansicht des H. von den akademischen Vorträgen haben, mögen hier nur drei genannt werden; unter den Aeltern: Christian Thomasius, unter den Neuern: Schleiermacher und Thilo. — Thomasius, in s. Einleitung zur Vernunftlehre (5ten Aufl. Halle, 1719. 8.) sagt in der Vorrede S. 6: „Es pflegen sich wohl junge Leute gemeiniglich dadurch zu helfen, daß sie in denen Collegiis den Discurs ihrer Lehrer von Wort zu Wort nachschreiben, und dadurch ihrem Gedächtnisse durch fleißiges Ueberlesen guten Nutzen zu schaffen wissen, und will ich auch

dieses Nachschreiben überhaupt nicht tadeln. Gleichwohl habe ich durch eine langwierige Erfahrung sowohl dessen, was ich ehedessen Andern nachgeschrieben, als dessen, was mir von Andern nachgeschrieben worden, sehr viel Mißbräuche dabei angemerket, die ich bei meinen Auditoribus gern vermeiden wollte, welche mehrentheils daher zu rühren scheinen, weil der menschliche Verstand also beschaffen ist, daß er auf zwei äußerliche Dinge zugleich mit gleicher Attention nicht wohl Acht geben kann, und dannenhero, wenn er sich solches zu thun forciret, gar selten etwas Taugliches zu Wege bringt. Einer, so nachschreibet, muß nicht allein auf das, was gesagt ist, Acht haben, sondern auch auf das, was er schreibet, und also ist es gar leicht geschehen, daß er ein Wort für das andere höret, oder schreibet. Es ist mir unzähligemale mit meinen Auditoribus so ergangen, daß ich in ihrer Nachschrift Dinge gefunden, die mir die Zeit meines Lebens nicht in Sinn gekommen zu lehren. Aber hieraus entstehet sowohl einem Zuhörer, als einem Lehrer ein merklicher Schaden. Ein Zuhörer, weil er auf sein Manuscriptum, als auf dasjenige, was die Lehrer gesagt, bauet, drücket sich eine irrige Lehre ein, und muß solchergestalt nothwendig confus werden. Seinem Lehrer thut er dieserwegen Schaden, weil er bei andern Leuten ihn in Verdacht bringt, als ob er so thöricht Zeug, als dieser nachgeschrieben, dociret habe. Gesetzt aber, daß alles recht nachgeschrieben würde; so will ich nur erwähnen, daß derjenige, so nachschreibet, sich doppelte Mühe macht und beinahe des Nutzens, so viva vox in der Information hat, sich beraubet.“ —

Schleiermacher in s. gelegentlichen Gedanken über Universitäten in teutschem Sinne, (Berl. 1808. 8.) sagt S. 62: „Zwei Elemente sind dem Kathedervortrage unentbehrlich und bilden sein eigentliches Wesen. Das eine möchte ich das populäre nennen; die Darlegung des muthmaßlichen Zustandes, in welchem die Zuhörer sich befinden; die Kunst, sie auf das Dürftige in demselben hinzuweisen, und auf den letzten Grund alles Nichtigen im Nichtwissen. Dies ist die wahre dialektische Kunst; und je strenger dialektisch, desto populärer. Das andere möchte ich das productive nennen. Der Lehrer muß alles, was er sagt, vor den Zuhörern entstehen lassen; er muß nicht erzählen, was er weiß, sondern sein eigenes Erkennen, die That selbst, reproduciren, damit sie beständig nicht etwa nur Kenntnisse sammeln, sondern die Thätigkeit der Vernunft im Hervorbringen der Erkenntniß unmittelbar anschauen und anschauend nachbilden. — Zwei Tugenden müssen sich im Universitätslehrer vereinigen: Lebendigkeit und Begeisterung von der einen Seite, Besonnenheit und Klarheit von der andern, um, was die Begeisterung wirket, verständlich und gedeihlich zu machen, damit nicht etwa in den Zuhörern nur dunkle Ahnungen von der Herrlichkeit des Wissens entstehen, statt des Wissens selbst. — Wunderbar genug ist die Gelehrsamkeit eines Professors zum Sprichworte geworden. Je mehr er besitzt; desto besser freilich; aber auch die größte ist unnütz ohne die Kunst des Vortrages. Ein Professor, der ein für allemal geschriebenes Heft immer wieder ablieset

und nachschreiben läßt, mahnt uns sehr ungelegen an jene Zeit, wo es noch keine Druckerei gab, und es schon viel werth war, wenn ein Gelehrter seine Handschrift Vielen auf einmal dictirte, und wo der mündliche Vortrag zugleich statt der Bücher dienen mußte. Jetzt aber kann Niemand einsehen, warum der Staat einige Männer lediglich dazu besoldet, damit sie sich des Privilegiums erfreuen sollen, die Wohlthat der Druckerei ignoriren zu dürfen; oder weshalb wohl sonst ein solcher Mann die Leute zu sich bemüht, und ihnen nicht lieber seine ohnehin mit stehenbleibenden Schriften abgefaßte Weisheit auf dem gewöhnlichen Wege schwarz auf weiß verkauft." — Als Monographie über den akademischen Vortrag schrieb: Ludw. Thilo, Grundsätze des akademischen Vortrags. Frkf. a. d. Oder, 1809. 8. Da Keiner dessen Beruf es ist, akademische Vorträge zu halten, diese gediegene Schrift unberücksichtigt lassen sollte; so werden hier blos einige — die im §. ausgesprochenen Ansichten bestätigende — Sätze aufgenommen. „Alle diejenigen, welche ihre Vorträge wie ein Buch ausarbeiten, und sie dann ablesen, oder aus dem Gedächtnisse halten, verwandeln den mündlichen Vortrag, dem Wesen nach, wieder in einen schriftlichen, und berauben sich eben dadurch der Vortheile des erstern, ohne doch die des andern wirklich leisten, und noch weniger jene durch diese ersetzen zu können. S. 25." — „Wessen Geist so ganz bei dem Gegenwärtigen gegenwärtig, wessen Auge also an kein Heft — Denkmal ehemaliger Gedanken — gefesselt ist; dem steht der vollsinnliche Ausdruck seines Innern

zu Gebote. Auch kommt ihm das wirksame Zutrauen zu statten, das ein Mann seinen Zuhörern unfehlbar einflößt, wenn sie sehen, wie er so ganz seiner Kraft vertrauen darf, und wie so alles, was er ihnen sagt, unwandelbares Eigenthum seines Geistes geworden ist. Einen solchen Vortrag zu leisten; dazu gehört freilich eine völlige Gewandtheit im Denken, ein stets gegenwärtiger Besitz der Kenntnisse, und eine große Fertigkeit im Ausdrucke. Und auch so wird mancher Sprung geschehen, manche Dunkelheit sich einschleichen; nicht immer werden Irrthümer verhüret, nicht immer Fehler und Mängel der Sprache vermieden werden können. Wer wollte sich aber solche geringe Unvollkommenheiten nicht gern gefallen lassen, wenn sie ihm verrathen, aus dem Manne spreche nicht die rücksichtsvollste Abgemessenheit, sondern die natürlichste Unbefangenheit; seine Gedanken seyen nicht aufgestutztes Gemeingut, sondern das augenblicklich entstandene Product seiner eigensten Kraft."

19.

Beispiele.

1) von Kant,

aus dem in seinen freien Vorträgen nachgeschriebenen Hefte *): Vorlesungen über die

*) Diese Vorträge wurden von Kant in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gehalten. Es ist interessant, diese damalige Ansicht Kants vom Ursprunge des Bösen, mit seiner spätern Abhandlung: über das radicale Böse zu vergleichen, die während Wöllners Curatorium geschrieben ward.

philosophische Religionslehre (Lpz. 1817. 8.) S. 136.

„Wenn Gott heilig ist, und das Böse hasset; woher kommt denn das Böse, dieser Gegenstand der Verabscheuung aller vernünftigen Wesen?“

Dieser Einwurf, woher das Böse in der Welt komme, da doch der einzige Urquell von Allem heilig ist, erlanget vornämlich dadurch seine Stärke, wenn man bedenkt, daß sich nichts ereignen kann, wozu nicht die erste Anlage selbst von dem Schöpfer gemacht worden ist. — Wie nun? Der heilige Gott soll selbst in die Natur des Menschen die Anlage des Bösen gelegt haben? Da der Mensch dieses nicht mit einander reimen kann; so ist man vor Zeiten darauf gefallen, ein besonderes böses Urwesen anzunehmen, welches dem heiligen Urquell aller Dinge gleichsam einen Theil derselben abgezwungen hat, und darin sein Wesen treibt. Allein dieser Mechanismus streitet mit der menschlichen Vernunft, die uns nur auf ein einziges Wesen aller Wesen leitet, und dasselbe sich nicht anders, als höchst heilig denken kann. Wie? Sollen wir nun auch das Böse von einem heiligen Gott ableiten? — Folgende Betrachtungen werden uns darüber Aufschluß geben. Zuvörderst muß man merken, daß der Mensch unter der Menge von Geschöpfen gerade dasjenige ist, welches seine Vollkommenheiten, und demnach auch die Gutartigkeit seines Charakters aus sich selbst hervorarbeiten sollte. Daher gab ihm Gott Talente und Fähigkeiten, stellte es aber in seine Gewalt, wie er sie anwenden wollte. Er schuf den Menschen frei; aber er gab ihm auch thierische Instincte; er gab ihm Sinne, die er überwältigen und mäßigen sollte, indem er seine Vernunft ausbildete. So geschaffen, war der Mensch zwar

seiner Natur nach in Hinsicht der Anlage vollkommen; was aber diese Ausbildung derselben anbetraf, noch roh. Diese sollte der Mensch sich selbst zu verdanken haben, sowohl die Cultur seiner Talente, als die Güte seines Willens. Ein solches Geschöpf, ausgerüstet mit großen Fähigkeiten, deren Anwendung ihm selbst überlassen blieb, ist in der That von Bedeutung. Man kann vieles von ihm erwarten; aber auch auf der andern Seite nicht weniger fürchten; es kann sich vielleicht über ein ganzes Heer von willenlosen Engeln erheben, aber vielleicht auch bis unter die unvernünftigen Thiere herabsinken. Wenn es nun den Anfang seiner Cultur machen, aus seinem rohen Zustande hervortreten, sich vom Instincte losreißen will; was wird dann sein Loos seyn? — Fehltritte und Thorheiten; und wem hat er dies alles zu verdanken, als sich selbst. Er fährt fort, sich auszubilden, macht aber bei jedem neuen Schritte auch neue Fehltritte, und rückt indessen der Idee von Vollkommenheit eines vernünftigen Menschen immer näher, die er vielleicht erst nach Millionen Jahren erreichen wird. — In der irdischen Welt ist alles nur Fortschritt. So ist auch das Gute und die Glückseligkeit hier nicht Besitz, sondern nur Weg zur Vollkommenheit und Zufriedenheit. Das Böse in der Welt kann man daher ansehen als die unvollständige Entwickelung des Keims zum Guten. Das Böse hat gar keinen besondern Keim; denn es ist bloße Negation, und bestehet nur in der Einschränkung des Guten. Es ist weiter nichts, als Unvollständigkeit in der Entwickelung des Keims zum Guten aus der Roheit. Das Gute aber hat einen Keim; denn es ist selbstständig. Diese Anlagen zum Guten, die Gott in den Menschen geleget hat, müssen aber erst von dem Menschen selbst entwickelt werden, bevor das Gute zum Vor-

schein kommen kann. Indem nun der Mensch zugleich viele Instincte, die zur Thierheit gehören, hat, und haben muß, wenn er als Mensch fortdauern soll; so verleitet ihn die Stärke der Instincte, sich ihnen zu überlassen, und so entsteht das Böse, oder vielmehr indem der Mensch anfängt, seine Vernunft zu gebrauchen, verfällt er in Thorheiten. Ein besonderer Keim zum Bösen läßt sich nicht denken, sondern die erste Entwickelung unsrer Vernunft zum Guten ist der Ursprung des Bösen. Und das Ueberbleibsel von der Roheit beim Fortgange der Cultur ist wieder Böses.

Also ist wohl das Böse unvermeidlich, und auf solche Art will Gott wohl gar das Böse? — Keinesweges, sondern Gott will die Fortschaffung des Bösen durch die allgewaltige Entwickelung der Keime zur Vollkommenheit. Er will die Wegräumung des Bösen durch den Fortschritt zum Guten. Das Böse ist auch nicht ein Mittel zum Guten, sondern entstehet als eine Nebenfolge, indem der Mensch mit seinen eigenen Schranken, mit seinen thierischen Instincten zu kämpfen hat. Das Mittel zum Guten ist in die Vernunft gelegt; dieses Mittel ist das Bestreben, sich aus der Roheit heraus zu reißen. Indem der Mensch dazu den Anfang macht; so bedient er sich zuerst seiner Vernunft zum Dienste des Instincts; endlich entwickelt er sie um ihrer selbst willen. Daher findet sich das Böse erst dann, wenn seine Vernunft sich schon so weit entwickelt hat, daß er seine Verbindlichkeit erkennet. Endlich wenn sich der Mensch ganz entwickelt hat; so hört das Böse von selbst auf. Wenn nun der Mensch seine Verbindlichkeit zum Guten erkennet, und dennoch das Böse thut; so ist er strafwürdig, weil er ja seinen Instinct überwinden konnte. Und selbst die Instincte waren in ihm

zum Guten gelegt. Daß der Mensch sie aber übertreibet; daran ist er selbst Schuld, nicht Gott.

Hierdurch ist demnach die Heiligkeit Gottes gerechtfertigt, weil auf solche Art die ganze Species des Menschengeschlechts endlich zur Vollkommenheit gelangen soll. Wenn man aber fragt: woher denn das Böse in den Individuen der Menschheit; so ist dies, wegen der durchaus nöthigen Schranken bei den Geschöpfen, gerade eben so viel, als wenn man fragte: woher ist der Theil des Ganzen? — Das menschliche Geschlecht sollte nun einmal eine Klasse von Geschöpfen seyn, die sich von ihren Instincten, vermöge ihrer Natur, entfesseln und losreißen sollen, bei welcher Entwickelung denn auch manche Fehltritte und Laster entstehen. Alles aber sollte einst einen herrlichen Ausgang gewinnen; vielleicht auch erst nach mancherlei ausgestandenen Strafen für ihre Abweichung."

2) von Fichte,

aus s. Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten (Jena und Leipz. 1794. 8.), die er im Sommerhalbjahre 1794 zu Jena hielt. Die erste Vorlesung handelt: von der Bestimmung des Menschen an sich; die zweite (S. 21): von der Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. Aus dieser ist das nachstehende Bruchstück entlehnt.

— Es gehört unter die Grundtriebe des Menschen vernünftige Wesen, seines Gleichen, außer sich annehmen zu dürfen; diese kann er nur unter der Bedingung annehmen, daß er mit ihnen in Gesellschaft tritt. Der gesellschaftliche Trieb gehört daher unter die Grundtriebe des Menschen. Der Mensch ist bestimmt, i

der Gesellschaft zu leben; er soll in der Gesellschaft leben; er ist kein ganzer vollendeter Mensch und widerspricht sich selbst, wenn er isolirt lebt. Wechselwirkung durch Freiheit ist der positive Charakter der Gesellschaft. Der Begriff von Menschen ist aber ein idealischer Begriff, weil der Zweck des Menschen unerreichbar ist. Jedes Individuum hat sein besonderes Ideal vom Menschen überhaupt; jeder prüft nach seinem eigenen Ideal denjenigen, den er für einen Menschen anerkennt. Jeder wünscht, den andern diesem Ideal ähnlich zu finden; er versucht, er beobachtet ihn auf alle Weise, und wenn er ihn unter demselben findet, so sucht er ihn dazu emporzuheben. In diesem Ringen der Geister mit Geistern siegt derjenige, der der höhere, bessere Mensch ist; so entsteht durch Gesellschaft Vervollkommnung der Gattung, und wir haben denn auch zugleich die Bestimmung der ganzen Gesellschaft, als solcher, gefunden. Wenn es scheint, als ob der höhere und bessere Mensch keinen Einfluß auf den niedern und ungebildeten habe; so täuscht uns hierbei theils unser Urtheil, da wir oft die Frucht auf der Stelle erwarten, ehe das Samenkorn keimen und sich entwickeln kann; theils kommt es daher, daß der bessere vielleicht um zu viele Stufen höher steht, als der ungebildete; daß sie zu wenig Berührungspuncte mit einander gemein haben; zu wenig auf einander wirken können — ein Umstand, der die Cultur auf eine unglaubliche Weise aufhält. Im Ganzen aber siegt der Bessere gewiß; ein beruhigender Trost für den Freund der Menschen und der Wahrheit, wenn er dem offenen Kriege des Lichts mit der Finsterniß zusieht. Das Licht siegt endlich gewiß — die Zeit kann man freilich nicht bestimmen; aber es ist schon ein Unterpfand des Sieges, und des nahen Sieges, wenn die Finsterniß genöthigt

kommner zu machen; ihn zu seinem Ideale, das er sich von dem Menschen gemacht hat, emporzuheben. Mithin ist das letzte höchste Ziel der Gesellschaft: völlige Einigkeit und Einmüthigkeit mit allen Gliedern derselben. Da aber die Erreichung dieses Ziels die Erreichung der Bestimmung des Menschen überhaupt — die Erreichung der absoluten Vollkommenheit — voraussetzt; so ist es eben so unerreichbar, als jenes, ist unerreichbar, so lange der Mensch nicht aufhören soll, Mensch zu seyn, und nicht Gott werden soll. Völlige Einigkeit mit allen Individuen ist mithin zwar das letzte Ziel, aber nicht die Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft.

Aber annähern und ins Unendliche sich annähern an dieses Ziel — das kann er und das soll er. Dieses Annähern zur völligen Einigkeit und Einmüthigkeit mit allen Individuen können wir Vereinigung nennen. Also Vereinigung, die der Innigkeit nach stets fester, dem Umfange nach stets ausgebreiteter werde, ist die wahre Bestimmung des Menschen in der Gesellschaft. Diese Vereinigung aber ist, da nur über ihre letzte Bestimmung die Menschen einig sind und einig werden können, nur durch Vervollkommnung möglich. Wir können demnach eben so gut sagen: gemeinschaftliche Vervollkommnung; Vervollkommnung seiner selbst durch die frei benutzte Einwirkung Andrer auf uns; und Vervollkommnung Andrer durch Rückwirkung auf sie, als auf freie Wesen, ist unsre Bestimmung in der Gesellschaft. — Um diese Bestimmung zu erreichen, und sie immer mehr zu erreichen; dazu bedürfen wir einer Geschicklichkeit, die nur durch Cultur erworben und erhöht wird, und zwar einer Geschicklichkeit von zweierlei Art: einer Geschicklichkeit zu Geben, oder auf Andere, als auf freie Wesen zu wirken, und einer Empfänglichkeit zu Nehmen, oder aus den Wirkungen Andrer auf uns

den besten Vortheil zu ziehen. Selten ist jemand so vollkommen, daß er nicht fast durch jeden andern wenigstens von irgend einer, vielleicht unwichtig scheinenden, oder übersehenen Seite sollte ausgebildet werden können.

Ich kenne wenig erhabenere Ideen, M. H., als die Idee dieses allgemeinen Einwirkens des ganzen Menschengeschlechts auf sich selbst, dieses unaufhörlichen Lebens und Strebens, dieses eifrigen Wettstreites zu Geben und zu Nehmen, das Edelste, was dem Menschen zu Theil werden kann, dieses allgemeinen Eingreifens zahlloser Räder in einander, deren gemeinsame Triebfeder die Freiheit ist, und der schönen Harmonie, die daraus entsteht. Wer du auch seyst; so kann jeder sagen, du, der du nur Menschen Antlitz trägst; du bist doch ein Mitglied dieser großen Gemeine. Durch welche unzählige Mittelglieder die Wirkung auch fortgepflanzt werde; — ich wirke darum doch auf dich, und du wirkst darum doch auch auf mich. Keiner, der nur das Gepräge der Vernunft, sey es auch noch so roh ausgedrückt, auf seinem Gesichte trägt, ist vergebens für mich da. Aber ich kenne dich nicht, noch kennst du mich. — O, so gewiß wir den gemeinschaftlichen Ruf haben *), gut zu seyn, und immer besser zu werden; so gewiß, und dauere es Millionen und Billionen Jahre — was ist die Zeit? — so gewiß wird einst eine Zeit kommen, da ich auch dich in meinen Wirkungskreis mit fortreißen werde, da ich auch dir werde wohlthun, und von dir Wohlthaten empfangen können, da auch an dein Herz das meinige durch das schönste Band des gegenseitigen freien Gebens und Nehmens geknüpft seyn wird.

---

*) Dies ist die Th. 1. §. 67. aufgestellte Figur: Präteritio.

20.

c) Der populäre Lehrstyl.

Die populäre Darstellung eines wissenschaftlichen Stoffes beruht, im Gegensatze gegen die systematische, nicht etwa auf der oberflächlichen und seichten Behandlung desselben, sondern darauf, daß alles von derselben ausgeschlossen wird, was entweder blos für den eigentlichen Gelehrten (und namentlich in den positiven Wissenschaften nur für den Facultätsgelehrten) verständlich, oder doch zunächst nur für die in die Wissenschaft bereits Eingeweihten von Interesse ist, so daß im populären Lehrstyle die Untersuchung nicht bis auf die letzten und höchsten Grundsätze zurückgehet, sondern zunächst an das sich hält, was allgemein verständlich und allgemein anwendbar ist.

Allgemein verständlich ist aber das, was entweder ohne gelehrte Vorkenntnisse überhaupt, oder doch ohne gelehrte Vorkenntnisse in einem besondern wissenschaftlichen Gebiete, von einem Manne von Bildung gefaßt werden kann, der sich für einen wissenschaftlichen Stoff interessirt, durch welchen der Kreis seiner Einsichten erweitert, oder berichtigt und vervollkommnet wird. Allgemein anwendbar hingegen ist das, was, vermittelst der Darstellung, in eine unmittelbare Beziehung auf das wirkliche Leben gebracht, und wodurch zugleich der Werth der fortschreitenden geistigen Bildung überhaupt, nach dem Verhältnisse der einzelnen Gegenstände der Erkenntniß zu dem wirklichen Leben, entschieden wird.

Wenn, nach diesen Grundsätzen, von dem populären Lehrstyle alles ausgeschlossen werden muß, was zunächst dem Gerüste der Wissenschaft, der

Ableitung derselben aus den höchsten und letzten Gründen der menschlichen Erkenntniß, der Stellung derselben gegen andere Systeme dieser Wissenschaft, oder gegen andere verwandte Wissenschaften, so wie der jeder Wissenschaft eigenthümlichen Terminologie, Polemik und Literatur angehört; so würde es doch einen großen Irrthum verrathen, wenn man deshalb den populären Lehrstyl für etwas Leichtes hielte, das ohne Tiefe und gründliche Kenntniß von Seiten des Schriftstellers versucht werden könnte. Es muß vielmehr der echte populäre Schriftsteller, der sich seiner Wirkung bestimmt versichern will, die Wissenschaft, die er faßlich darzustellen beabsichtigt, in ihrer Tiefe ergründet und nach ihrem ganzen Umfange erforscht haben; er muß sie nach allen Fort- und Rückschritten ihres Anbaues, und nach ihren Schicksalen in den verschiedensten Zeitaltern und Schulen kennen; er muß, durch die ihm eigenthümlichen Fähigkeit, Dunkelheiten aufzuklären, Schwierigkeiten zu heben und trockene Gegenstände unter lebensvollen Formen zu vergegenwärtigen, das, was bis dahin zunächst dem Kreise der Schule angehörte, in ein Gemeingut der gebildeten Menschheit verwandeln, und von denjenigen Seiten auffassen, welche unmittelbar das wirkliche Leben berühren. Nur unter diesen Bedingungen wird es ihm gelingen, dasjenige deutlich, klar, bestimmt und allgemein verständlich darzustellen, was selbst mit Deutlichkeit und Klarheit vor seiner Seele steht. Deshalb wird auch der populären Darstellung weder die Versinnlichung des nothwendigen Zusammenhanges aller einzelnen Theile des dargestellten Stoffes, noch das innere Ebenmaas in der Behandlung dieser einzelnen Theile fehlen, wenn gleich der wissenschaftliche Stoff

des streng systematischen Gewandes entkleidet wird, und unter einer freien Form sich ankündigt, welche die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen gebildeter und bildsamer Menschen anzusprechen vermag. Für die Erreichung dieses Zweckes muß der populäre Schriftsteller über die Leichtigkeit, Gewandtheit und Lebendigkeit des Ausdruckes gebieten, wodurch es ihm gelingen wird, neben der leicht zu überschauenden logischen Anordnung und völligen grammatischen Richtigkeit des Ganzen, die einzelnen Theile der Darstellung sorgfältig zu gruppiren, das Wichtige vor dem minder Wichtigen bestimmt hervorzuheben, und durchgehends die Anwendbarkeit der Erkenntniß auf das wirkliche Leben anzudeuten.

21.

Fortsetzung.

Zu dem populären Lehrstyle gehören:

1) Schriften, unmittelbar den gebildeten Ständen bestimmt. Die gebildeten Stände müssen, im strengern Sinne des Wortes, von den untern Klassen des Volkes verschieden, und als diejenigen gedacht werden, welche, ohne einen gelehrten Jugendunterricht genossen und ihre Kraft und ihr Leben ausschließend den Wissenschaften gewidmet zu haben, dennoch so viele durch Erziehung, Schule und Umgang erworbene Bildung besitzen, daß ein ununterbrochener Fortschritt in dieser Bildung zu den Bedürfnissen ihres geistigen Lebens gehört. Dahin rechnen wir alle sorgfältig erzogene Grundbesitzer; Männer, die an der Spitze bedeutender Gewerbe stehen; Kaufleute; Krieger; Staats- und Geschäftsmänner, deren

Beruf keine unmittelbar gelehrte Vorübung erfordert, und so viele unabhängige Individuen des dritten Standes, die von dem gewöhnlichen Bürger und Landmann durch höhere geistige Bedürfnisse und durch einen nicht unbedeutenden Umfang bereits eingesammelter Kenntnisse sich unterscheiden. Solche gebildete Individuen wünschen z. B. die Philosophie nach ihren einzelnen Theilen, namentlich die Pflichten=, Rechts= und Religionslehre, näher und nach ihrem gegenwärtigen Standpuncte kennen zu lernen; sie verlangen eine in sich zusammenhängende, erschöpfende und lebendige Uebersicht über das Gebiet einer philosophischen Wissenschaft, ohne doch Interesse an den Kämpfen der verschiedenen philosophischen Systeme von Leibnitz, Wolf, Kant, Fichte, Schelling u. a. zu nehmen, und ohne in die nicht selten schwerfällige Terminologie der einzelnen philosophischen Schulen eingeweiht zu werden. — Oder sie wünschen die allgemeine Geschichte des menschlichen Geschlechts, nach einer gleichmäßigen Behandlung der einzelnen Zeiträume, mit Hervorhebung der wichtigsten Personen und Thatsachen, im pragmatischen Zusammenhange, und unter einer lebensvollen Form der Darstellung zu überschauen, ohne doch in die kritische Forschung der verschiedenartigsten Quellen, in die oft so von einander abweichenden Meinungen der Geschichtsschreiber über einzelne Gegenstände, und in das reiche Gebiet der geschichtlichen Literatur eingeführt zu werden. Sie verlangen reine Ergebnisse, ohne den chemischen Prozeß der denselben vorausgehenden Untersuchungen selbst machen zu wollen, und fühlen ihr Bedürfniß befriedigt, sobald der Geschichtsschreiber, nach den für den populären

Lehrstyl aufgestellten Grundsätzen, so viel leistete, als in seinen Kräften stand, und als er, nach der Masse seiner Kenntnisse und eigenen Forschungen, nach dem weitern oder engern Gesichtskreise seiner geschichtlich-politischen Ansichten, nach seiner gewonnenen Ueberzeugung von den wirklichen geschichtlichen Ergebnissen in einzelnen Zeitabschnitten und Zeiträumen, so wie nach der ihm eigenthümlichen stylistischen Fertigkeit zu leisten vermochte. — Selbst für wirkliche Gelehrte können Schriften dieser Art ein wesentliches Bedürfniß seyn, inwiefern sie wissenschaftliche Kreise umschließen, die entweder außerhalb des unmittelbaren Bereiches ihrer Facultätswissenschaft liegen, oder für welche, in ihrer frühern Bildung und geistigen Richtung, keine Veranlassung vorhanden war. So kann der Theolog eine populäre Behandlung der allgemeinen Geschichte, der Jurist eine zusammenhängende und lebensvolle Darstellung der Staatswissenschaften, der Mediciner eine faßliche Uebersicht der Staatenkunde, der Philosoph einen gedrängten Umriß der christlichen Kirchengeschichte u. s. w. wünschen, um vermittelst einer solchen, des Schulgewandes entkleideten, Behandlung der Wissenschaft den Gesammtkreis seiner geistigen Bildung gleichmäßiger auszufüllen und immer mehr zu erweitern.

2) **Volksschriften.** Wenn man, zum Unterschiede von den gebildeten Ständen, unter dem **Volke** zunächst die **untern und minder gebildeten Stände** des Bürgers in kleinen Städten und des Landmannes versteht; so haben eigentliche Volksschriften (z. B. das Noth- und Hülfsbüchlein, Steinbecks Feuerkatechismus u. a.) die Bestimmung, dieser zahlreichen Menschenklasse, welche gewöhnlich

aller eigentlichen Vorkenntnisse für wissenschaftliche Stoffe ermangelt, richtige, bestimmte und möglichst zusammenhängende Begriffe über Gegenstände des öffentlichen und häuslichen Lebens, über Religion, Staatsverfassung, bürgerliche Verhältnisse, geschichtliche Vorgänge, Naturerscheinungen, über nützliche Erfindungen und über Vortheile und Bequemlichkeiten des Lebens mitzutheilen, dem Aberglauben und den Vorurtheilen, die nicht selten in der Mitte dieser Stände herrschen, entgegen zu arbeiten, und überhaupt den Kreis ihrer Einsichten zu berichtigen, zu erweitern und zu vervollkommnen. — Je stärker gewöhnlich die Sinnlichkeit in diesen Ständen vorherrscht, und je weniger eine gleichmäßige Entwickelung der geistigen Vermögen bei denselben vorausgesetzt werden kann; desto mehr muß sich der populäre Lehrstyl in Volksschriften durch Anschaulichkeit, Bestimmtheit und Lebendigkeit auszeichnen.

3) Von den Jugendschriften gelten diese Bedingungen fast in gleichem Maaße und Umfange; denn sie haben die Bestimmung, die Entwickelung und Ausbildung des heranwachsenden Menschengeschlechts in geistiger, ästhetischer und sittlicher Hinsicht vorzubereiten, zu unterstützen, und in ihrem Fortschreiten zu befördern. Sie dürfen daher nichts Unverständliches und über den geistigen Gesichtskreis der Jugend hinausliegendes in sich enthalten; sie müssen in einer edlen, aber allgemein faßlichen Sprache (wie z. B. die Schriften von Weiße, Campe, Salzmann, v. Rochow, Dolz u. a.), und mit bestimmter Vergegenwärtigung eines gewissen Abschnittes des jugendlichen Alters geschrieben seyn; sie müssen endlich die Farbe der höchsten Anschaulichkeit und der möglichsten Lebendigkeit der Form

an sich tragen, wenn sie dem jugendlichen Geiste zusagen, und weder zu hoch, noch zu trocken für denselben seyn sollen. Gleichmäßig muß der Jugendschriftsteller es sich vergegenwärtigen, daß er durch seine Behandlung des Stoffes die Jugend weder zur Vielwisserei, noch zum Nachsprechen auf bloße Autorität, weder zum Absprechen über wichtige von ihr nicht völlig umschlossene Gegenstände, noch zur Halbreife oder frühzeitigen Ueberreife veranlasse. — Die Festhaltung der katechetischen oder sokratischen Form bei der Bearbeitung von Jugendschriften richtet sich theils nach der Individualität des Schriftstellers, theils nach der Bestimmung der Schrift. Das Eigenthümliche der katechetischen Form besteht in der mündlichen Mittheilung gewisser Begriffe und ganzer Reihen von Vorstellungen, welche man sodann denen wieder abfragt, welchen man sie mittheilte, um sich zu überzeugen, ob man von ihnen verstanden worden sey, und ob sie die Fähigkeit besitzen, dieselben in eine zusammenhängende Wortfolge einzukleiden. Der Charakter der sokratischen Form dagegen beruht auf derjenigen Fertigkeit des mündlichen Ausdruckes, nach welcher man die erst mitzutheilenden Begriffe dem zu Unterrichtenden so abfragt, daß es scheint, als sey dieser schon vor der Mittheilung in dem Besitze derselben gewesen, während er doch nur die Bedingung dazu in sich hatte. Aus diesem Verhältnisse beider Lehrformen ergiebt sich von selbst, daß die sokratische zunächst wohl für Stoffe aus der Philosophie, der Sittenlehre, der Religion, der Mathematik u. a., nicht aber für Stoffe aus den Erfahrungswissenschaften sich eignet, weil diese auf Erscheinungen und Thatsachen beruhen, die jedesmal mitgetheilt werden

müssen, wenn gleich die daraus abzuleitenden Ergebnisse, so wie die höhern Grundsätze, auf welche man sie zurückführt, auch vermittelst der sokratischen Methode aufgefunden werden können.

4) Sentenzen (sinnvolle Sprüche), Sprichwörter und Gemeinplätze, gehören, als kleinere stylistische Ganze, ebenfalls ins Gebiet des populären Lehrstyls. —

Eine Sentenz enthält entweder eine allgemein bekannte Wahrheit unter einer neuen Einkleidung, oder eine neue überraschende Wahrheit vermittelst einer ansprechenden Form. Reichthum der Begriffe bei Gedrängtheit, Kraft und Kürze des Ausdruckes müssen die Sinnsprüche in stylistischer Hinsicht bezeichnen, so daß sie als natürliche Ergüsse des Scharfsinnes und Witzes, mit Ausschluß alles Künstlichen und Gesuchten, erscheinen. Solche Sinnsprüche können entweder einzeln, oder im Zusammenhange eines größern stylistischen Ganzen aufgestellt werden, wo sie, im Gegensatze der vorhergehenden und darauf folgenden Begriffe, desto mehr Eindruck machen, je schärfer ihr Inhalt und Ton gegen den ruhigen Fluß der blos belehrenden Darstellung absticht. Nur dürfen in größern stylistischen Ganzen solche Sinnsprüche nicht zu sehr gehäuft werden, weil, mit ihrer öftern Wiederkehr, die Wirkung ihres Eindruckes sich vermindert, und sie, ungeachtet des Interesse, das sie erregen, doch den innern Zusammenhang des Lehrstyls einigermaßen unterbrechen.

Sprichwörter sind den eigentlichen Sinnsprüchen nahe verwandt; denn auch sie enthalten eine in gedrängter stylistischer Form ausgeprägte allgemeine und interessante Wahrheit. Nur unter-

scheiden sie sich dadurch von den Sinnsprüchen, daß sie nicht aus den Kreisen der eigentlichen Wissenschaften stammen, und selten einen höhern Scharfsinn voraussetzen, sondern gewisse Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens und anschauliche und verständliche Lehren der Lebensweisheit und Lebensklugheit in einzelnen kurzen Sätzen bezeichnen. Sie finden sich bereits in den ältesten schriftlichen Denkmälern der verschiedensten Völker des Erdbodens; auch ist ihr Gebrauch dem gewöhnlichen Leben der höhern und niedern Stände der bürgerlichen Gesellschaft nicht fremd. Bei mehrern Völkern des asiatischen Alterthums vertraten solche Gnomen die Stelle einer wissenschaftlichen Sittenlehre; so wie noch jetzt aus der häufigen Anführung einzelner derselben in den untern Ständen auf die sittlichen Grundsätze der Individuen zurückgeschlossen werden kann.

Die Gemeinplätze (loci communes) endlich bestehen in solchen einfachen und verständlichen Sätzen, bei deren Gebrauche man gewöhnlich auf eine allgemeine Bekanntschaft mit denselben, und deshalb auch auf die Zustimmung der Leser in Hinsicht der durch sie beabsichtigten Erläuterung des gegebenen Falles rechnen kann. Sie werden im populären Lehrstyle meistens Eingangsweise gebraucht, um weitere Untersuchungen und Ausführungen gewisser Begriffe und Wahrheiten, und entfernter liegende Ergebnisse an sie anzuknüpfen, weil man sie als erwiesen voraussetzt, und deshalb sogleich auf sie fortbauet, und seine Folgerungen an dieselben anreihet. Am zweckmäßigsten werden sie in Schriften gebraucht, die auf Menschen aus den untern Ständen von geringen Fassungskräften berechnet sind. In eigentlichen wissenschaftlichen Wer-

ken, so wie in Erzeugnissen der Sprache der Beredsamkeit, stellt man sie gewöhnlich nur am Eingange auf, um von einem Satze, über welchen kein Widerspruch statt findet, auszugehen, und das Besondere und Einzelne an das Allgemeine anzureihen.

22.

Beispiele,

a) von Johann Fr. Wilh. Jerusalem († 1788),

aus s. Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der Religion (Braunschw. 1774. 8.): Th. 1. S. 1. (abgekürzt).

Die erste und wichtigste von allen Wahrheiten ist diese: ist ein Gott, oder ist keiner? ist ein allerhöchstes vernünftiges Wesen, von dem die Welt mit ihrer Natur und Ordnung ihren Ursprung hat, oder sollen wir alles als Wirkungen eines ewigen Nichts, eines blinden Ungefährs, oder als ewige Folgen einer ewig todten Nothwendigkeit ansehen? Dies ist mir der nächste und wichtigste Gedanke, den sich meine Vernunft denken kann; und ich mag meine Augen, wo ich will, hinwenden; ich mag über mir den Himmel ansehen; ich mag die Geschöpfe betrachten, womit ich umgeben bin; ich mag meine Augen zuthun, und in meine eigenen Empfindungen mich versenken; so ist mir dieser Gedanke mit aller seiner Wichtigkeit gleich gegenwärtig. Ich sehe überall eine Schönheit und bei der unendlichsten Mannigfaltigkeit eine Harmonie, worin sich meine Seele mit Entzücken verliert.

Ich sehe den Himmel an. Was für eine geheime Macht, die alle die unzähligen ungeheuern Weltkörper in einer unverrückten Ordnung erhält! Was für eine un-

begreifliche Weisheit, die einen Theil derselben in der unermeßlichen Entfernung unbewegt in ihrem Stande erhält, andere aber durch das einfachste Gesetz sich um jene, als ihren gemeinschaftlichen Mittelpunct, in einer Entfernung wälzen läßt, welche nach eines jeden innerer Natur aufs genaueste abgewogen ist. Ist kein Gott, kein vernünftiges freies Wesen, das dieses alles geordnet hat; so ist mir alles das dunkelste Räthsel, und so ist mir die Vollkommenheit, die Harmonie, die ich hier auf Erden antreffe, eben so unerklärlich.

In ihrer ersten Anlage finde ich alles ungebildet und roh; dies ist der Vorrath der Natur. Aber ich gehe nur eine Stufe hinauf; so finde ich diese rohe Materie in Metallen, Salzen, Steinen und Krystallen schon unendlich schön gebildet. Und was für ein neuer Schauplatz von Mannigfaltigkeit, Ordnung und Schönheit, wenn ich noch eine Stufe höher steige, und sehe, wie diese rohe todte Materie in unzähligen Arten von Bäumen, Kräutern und Blumen einförmig und unendlich mannigfaltig organisirt ist! Der Krystall, der Kiesel behalten unverändert ihre Gestalt, die sie vielleicht von der Schöpfung her haben; sie bleiben einzeln, wie sie sind, ohne eine sichtliche Aenderung oder Vermehrung. In diesem Reiche hingegen ist alles in beständiger Verwandlung; hier wächset, hier lebet alles, und alles in unzähligen Stufen. In einerlei Erde, von einerlei Regen befruchtet, stehet alles vermischt unter einander, und alles ist an Geruch, Farbe und Geschmack unendlich unterschieden; es wächset, es vermehret sich, es stirbt alles, und alles unverändert in seiner Natur, alles zu seiner besondern Jahreszeit, alles in der vollkommensten Harmonie mit der übrigen Natur; alles verschieden, und alles nach dem einförmigsten Grundgesetze.

Ich gehe noch eine Stufe höher, und meine Aus-

sicht wird noch unendlich wunderbarer. Auf der vorhergehenden sah ich bei einer unendlichen Mannigfaltigkeit und Schönheit den künstlichsten Mechanismus. Aber außer dem Wachsthume ist noch alles todt; es wächset und stirbt noch alles auf der Stelle, wo es gebohren wird, ohne sein Daseyn selbst zu empfinden. Aber hier sehe ich überall willkührliche Bewegungen, die feinsten Empfindungen, die künstlichsten Triebe. Die niedrigste Pflanze war noch halb Stein, das niedrigste Thier ist sichtbarlich mit der Pflanze noch verwandt; Halbthiere, die noch in Aesten fortwachsen; Thiere von Einer Art von Empfindungen; Thiere, die fünf Sinne haben; einige, die noch auf der Stelle sterben, wo sie gebohren werden, denen ihre Schale noch ihre ganze Welt ist; andere, die durch den Geruch, das Gehör, das Gesicht die entferntesten Dinge empfinden; Thiere, ungeheuer wie Berge; Thiere, denen der Raum von einem Sandkorne, ein Tropfe Wasser, ein Blatt eine Welt ist. Und alles ist in seiner Art vollkommen, alles hat seine Gliedmaßen, die nach dem übrigen Baue seines Leibes, nach seiner Bestimmung, nach seiner Nahrung, nach dem Elemente, worin es lebt, mit einer nicht zu ergründenden Weisheit eingerichtet sind; alles hat seine besondern Triebe, die mit seiner Natur harmoniren. Indessen herrscht in diesem unruhigen, willkührlichen Reiche eben die Ordnung, die ich in dem Pflanzenreiche wahrnehme. Es hat alles seine abgemessenen Stufen, alles seine angewiesene Gegend, die unveränderlichsten Gesetze. Es bleibt alles unverändert in seiner Art; es vermischt sich nichts; es verliert sich nichts; nichts wird unvollkommner; nichts kann sich über die Stufe seiner Natur erheben. Ein jedes behält sein Maas von Kräften, sein Maas von Begierden, seine bestimmte Dauer. Ich finde nirgends eine wahre Vernunft; aber ein geheimes

unerklärliches Gesetz, das schneller und gewisser als alle Vernunft ist, ersetzt diesen Mangel. —

Ich selbst bin mir noch ein unendlich größeres Wunder. Auf der einen Seite gehöre ich noch mit zur Pflanze, der nächste Anverwandte der Thiere; auf der andern Seite habe ich in meiner Gestalt, in meinen Gliedern, in meinen Fähigkeiten, unendliche Vorzüge. Ich habe eine Vernunft, einen freien Willen. In mir vereinigt sich alles; durch mich wird alles Vernunft, alles Harmonie, alles erst wahre Schönheit. Ohne mich ist die Natur arm; ich dringe in ihre innerste Werkstätte; ich entdecke ihre geheimsten Gesetze; ich messe die Himmel, ich wäge die Planeten, ich berechne ihren Lauf, ich mache mir das Vergangene und Zukünftige gegenwärtig; meine Aussichten, meine Fähigkeiten, meine Triebe haben nirgends ihre Grenzen; es ist alles in mir ewig. Ich bin mein eigner Gesetzgeber, mein eigner Richter.

Allein, was sehe ich in allem diesem Reichthume, in dieser Ordnung, wenn kein Gott, kein vernünftiges freies Wesen ist, welches dies alles hervorgebracht, und diese herrliche Ordnung veranstaltet hat? Aber wie hell, wie heiter, wie ruhig wird alles in meiner Seele, sobald der Gedanke in ihr aufgehet, daß die Welt von einem höchsten vernünftigen Wesen ihren Ursprung hat. Was die Sonne meinen Augen ist; das ist dieser erquickende Gedanke meiner Vernunft. In diesem Lichte wird alles auf einmal um mich hell. Wo ich vorher nichts als Verwirrung sah; da sehe ich jetzt nichts als entzückende Vernunft; überall die besten Absichten mit den weisesten Mitteln verbunden. Ich sehe überall den Vater der Natur, der alle ihre Glieder, der die Bewegung der leblosen Geschöpfe und die Triebe der Lebendigen zu einer allgemeinen Vollkommenheit mit seiner wohlthätigen Hand

aufs weiseste zu verbinden sucht. Dieser Schöpfer hat mir eine Vernunft, ein moralisches Gefühl vom Guten und Bösen gegeben; ein sicherer Beweis, daß es sein Wille ist, daß ich es für mein erstes Gesetz erkennen soll.

2) von Justus Möser († 1794),

aus s. Anti-Kandide, in s. vermischten Schriften (Berl. 1797. 8.). Th. 2. S. 67. (abgekürzt)

Der Gedanke einer glücklichen Unsterblichkeit gehört mit zur Wollust des Menschen, wenigstens des Mannes, oder des Alten, der zuletzt nichts mehr, als diese freudige Hoffnung genießen kann, und doch nach der Weisheit des Schöpfers noch genießen soll.

O Jüngling, du entbehrest den Gedanken von der Unsterblichkeit leicht, wenn du, in Zärtlichkeit aufgelöset, nur in den Entzückungen der Liebe dahin fließest, oder mit deiner glühenden Einbildung das dauerhaftere Verlangen zum Genusse machst, ganz genießest, und die Kräfte gespannt erhälst; du brauchst es nicht. Aber wenn einmal deine Lieben entschlafen; wenn das innerliche Feuer die Adern nicht mehr anschwellt, und die Einbildung den Dienst versagt: o dann wirst du ihn mit Dank annehmen; dann wirst du, so wie ich Alter, die Augen jenseits des Grabes wenden wollen, wenn diesseits das Unvermögen zu genießen die Blicke der Geliebten beschwerlich macht, der letzte Freund gestorben ist, die Jugend sich in unserer Gesellschaft nicht mehr gefällt, und uns unsern einsamen Betrachtungen überläßt.

Aber auch als Jüngling, wenn du edel denkest, wird der Gedanke von der Unsterblichkeit deinen Enthusiasmus anfeuern; er wird die Stunden, welche von einem Genusse des Schönen zum andern verlaufen, mächtig ausfüllen. An der Seite deiner Elise könnte dich leicht ein-

mal der Gedanke überraschen, daß so viel Schönheit einst die Speise der Würmer werden würde; oder es könnte dich der Wunsch begeistern, daß eine solche Liebe ewig währen möge. Wie sanft, wie reich wird dir dann die Vorstellung der Unsterblichkeit werden, die dich auch nach dem Grabe von allem, was du liebst, nicht trennen wird, die dir die verhüllten Tugenden der Seele deiner Geliebten in einem großen Lichte durchschauen läßt, dir einen feinern und reinern Genuß gewährt.

Und solltest du ihm, dem Gedanken an die Unsterblichkeit, nicht auch danken, wenn dich die Vorstellung des ewigen Gerichts in deinem zarten Alter von Ausschweifungen frei, und bei allen den körperlichen Kräften erhalten hat, welche dir jetzt den Genuß deiner Geliebten so süß machen, welche dir ihre ganze Erkenntlichkeit erwerben, und alles, was die erste Unschuld Neues, der erste Genuß Reizendes, und die ungeschwächte Jugend Mächtiges hat, dir jetzt gewähren!

3) von Hippel († 1796),
aus s. Schrift: über die Ehe (4te Aufl. Frankf. und Leipz. 1794. 8.) S. 247. (abgekürzt)

Protagoras, als er gefragt ward, warum er seine Tochter seinem ärgsten Feinde gegeben hätte? antwortete: „weil ich ihm nichts Aergeres geben konnte;“ vielleicht hatte er aber eine böse Tochter. Demokritus nahm sich eine kleine Frau, obgleich er selbst groß war: „Ich habe, sagte er, unter deren Uebeln das kleinste gewählt.“ Salomo spricht: „Wer eine Ehefrau findet; der findet was Gutes und schöpfet Segen vom Herrn.“ — Wer hat nun Recht? Protagoras, Demokritus, oder Salomo der Weiseste? Es ist schwer, nicht zu heirathen; allein eben so schwer, in der

Ehe glücklich zu seyn. Ich glaube nicht, daß ein einziger Ehemann in der Welt es vollkommen ist. Vielleicht mag er es die meiste Zeit seyn; aber es wird gewiß ein Schalttag kommen, wo er es nicht ist. Und wo wäre eine Ehe, die völlig Tact hielte? Heirathen heißt, sich einen Grund anschaffen, und im Kaufcontracte sich verbindlich machen, nicht heraus zu ziehen, wenn gleich der Blitz die eine Hälfte niederreisse, der Sturm das Dach beschädigte, und eine Dachpfanne dir selbst den Kopf halb spaltete. Heirathen heißt, ein Schiff befrachten, ohne daß jemand die Assecuranz darauf zeichnen will. Heirathen heißt, eine Erbschaft antreten, ohne den Nachlaß überrechnet zu haben, oder gutes Geld in Scheidemünze verwandeln. Heirathen heißt, die Steine zerknicken, nachdem die Kirschen schon aufgegessen sind. Heirathen heißt, mondsüchtig seyn und nicht eher aufwachen, als bis man die Sache beim rechten Namen nennt. Heirathen heißt, aus einem freien Menschen ein glebae adscriptus werden. Das Leben eines Ehemannes ist, bis auf den Punct zu sterben, zu Ende. Man sollte sich ein Ehebett und ein Erdbegräbniß an Einem Tage bestellen; gleich am Tempel des Hymen liegt der Kirchhof der Liebe. Beinahe alle Romane und Komödien hören damit auf, weil das ewige Einerlei des Ehestandes keine Dinge abwirft, die einer Beschreibung werth wären. Man nennt an einigen Orten in Teutschland heirathen: sich verändern; und wahrlich man verändert sich. Ist die Frau höflich; so mißfällt sie. Ist sie schön; so gefällt sie Andern. Ist sie reich; so ist der Mann arm, und Armuth macht blöde. Ist sie arm; so ist sie schwer zu ernähren. Ist sie klug; so will sie regieren. Ist sie dumm; so versteht sie nicht zu gehorchen. Ist sie — sie sey, was sie wolle; sie ist eine Frau, und das ist genug. —

Der Anfang dieses Capitels wird Vielen ein Gräuel gewesen seyn, und er ist es mir selbst. Da es indeß nichts in der Welt giebt, was nicht, wie Janus, zwei Gesichter hat; so muß man thun, was man nicht lassen kann. Wäre es möglich, daß die Stimmen des gesitteten Menschenalls gesammelt würden; die Pluralität würde sichtbarlich für die Ehe seyn, indem jedes abwechselnde Liebesvergnügen, jede berauschende Wollust, den Menschen zur Verachtung aller moralischen Pflichten und aller edeln Grundsätze verleitet, und jede Person, die sich diesen Ausschweifungen überläßt, sich derselben schämt. Nimmt nicht an einem wohlgewählten Ehepaare die ganze gesittete Welt Antheil? Man genießt hier jene einfachen Freuden, die nur für unverderbte Gemüther Seligkeit sind; man sieht, daß jene innige Liebe, jene Herzlichkeit, die alle Köstlichkeiten der Leidenschaften hat, ohne sich ihre Ausschweifungen zu Schulden kommen zu lassen, ein Vergnügen ohne Leidenschaft geben kann, welches man, oft ohne die Vielvermögenheit dieses Ausdruckes recht einzusehen, ein himmlisches Vergnügen nennt. Das Eheband erhebt die Seele. In der Ehe liegt ein Geheimniß. Sie scheint, mehr als man glauben sollte, die Unsterblichkeit der Seele wahrscheinlich zu machen, da sie, wie die Gottseligkeit, die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens. Freund, was dem größern Theile der Menschen Vortheil bringt, wird dir zur Pflicht: gehe ins Ehekloster! Sieh, du erfreuest deine Mutter, die dich mit Schmerzen gebohren hat, und dein Vater ist fröhlich, bald den Geburtstag seiner Großvaterschaft feiern zu können. Der Schöpfer hat dich zum Schöpfer gebildet, und dir sein Bild angehängt; bedenke, was für ein Glück es für dich seyn wird, dich Vater nennen zu lassen! Mache nach diesem Begriffe dir einen von dem Gedanken: Freude

an seinen Kindern zu haben. Wenn du lange nicht mehr bist, werden noch vernünftige Seelen seyn, die dem Himmel danken, daß du warst; und wahrlich, wer Kinder nachläßt, hört nicht auf zu seyn. Hast du mit Herz und Sinn geheirathet; so werden sich die schweren Stellen des Weges, den du betrittst, ebnen lassen; dein Weib wird beständig bei der zweiten Violine seyn, und, wenn dein Gemüth auch noch so verstimmt ist, es ausstimmen. Deine Gattin empfindet, was dein bester Freund nicht kann, deine Freude eben so, wie du, und verdoppelt sie. Deine Leiden hilft sie dir besiegen, weil du sie erstickst, um sie vor ihr zu verbergen. So oft sie aus den Wochen kommt, tragt ihr wieder ein Nest zusammen, und alles ist neu um euch her. Euer spätestes Alter ist ein schöner heller Wintertag, der seine großen Reize hat.

4) von Joh. Aug. Eberhard († 1809), aus s. Amyntor (Berl. 1782. 8.) S. 240.

— Es ist natürlich, daß dasselbe zarte Gefühl für Andere uns auch gegen unsre eignen Uebel empfindsam macht; so wie der feine und lebhafte moralische Sinn die Empfindungen und Besorgnisse des Gewissens vor jedem kleinsten Fehltritte schärft, und die körperlichen Schmerzen, die die Unterdrücker dem Gerechten zufügen, noch mit den nagenden Schmerzen des gefühlten Unrechts vermehrt. Wenn diese unsichtbaren Leiden die größten Leiden der Unschuld sind; wenn sie von der rührenden, empfindlichen Tugend am meisten gefühlt werden; wie überschwenglich groß mußten die Leiden Jesu seyn! In den Jahren des Lebens, worin die Empfindsamkeit am lebhaftesten zu seyn pflegt; mit einem Herzen, das den Eindrücken des Schmerzes und der Freude so offen

war; wie tief mußten ihn die Scenen des Jammers rühren! Wir sehen ihn in dem Laufe seines Lebens an den Freuden eines hochzeitlichen Mahles mit Heiterkeit Theil nehmen; wir sehen ihn bei dem Anblicke einer dem Untergange geweihten Stadt, bei dem Grabe eines verstorbenen Freundes Thränen der Wehmuth vergießen; wir sehen ihn in den schrecklichen Augenblicken, wo es so verzeihlich ist, wenn das gefolterte Herz sich auf sich selbst zurück ziehet und aller fremden Noth vergißt, noch für die Schwachheit und das Schicksal seiner Freunde bekümmert, für seine Verwandten besorgt, selbst noch gegen die Schwachheit der Bethörten unter seinen Verfolgern mitleidig, für die Verfolgungen und Schmach, worunter er leidet, ihnen Vergebung erflehend.

Wenn mich je für die Lehren dieses Weisesten und Gerechtesten etwas einnehmen kann: so ist es ein solches Leben. Für die Wahrheit der Erzählung dieser Thaten bürgt mir mein innigstes Gefühl. So viel ich auch von der Ausschmückung der Geschichte der Liebe und Bewunderung, die sie aufgezeichnet hat, vergönnen will; so kann ich doch keinen einzigen Zug in seinem moralischen Charakter aufgeben. Ich sehe deutlich, daß ihr Gemählde keine Geburt ihrer Einbildungskraft, daß es die genaue Abzeichnung eines Urbildes ist, dessen ganze Größe und Hoheit sie selbst nicht zu ahnen scheinen. Alle Züge des ganzen Bildes sind so zusammenpassend, und jeder, auch der größte, so sorglos, ohne Vorbereitung und Anmaßung hingestellt, ohne Ausruf der Bewunderung, ohne Aufforderung der Aufmerksamkeit, mit so viel hoher Einfalt des Herzens, als habe der Schriftsteller nichts Außerordentliches sagen wollen, als habe er selbst nicht das Außerordentliche gefühlt, was bei jedem Zuge aus seiner Feder fließt. Aus der ganzen Erzählung scheint hervor, daß der Geschichtschreiber kein ho-

hes Ideal von Tugend erst in dem Leben seines Helden gefunden habe; es also als seine Erdichtung ansehen, hieße das größte aller Wunder annehmen. Nie hätten jüdische Schriftsteller aus diesen Zeiten weder diesen Ton, noch diese Sittenlehre finden können, und das Evangelium hat so große, so auffallende, so vollkommen unnachahmliche Kennzeichen der Wahrheit, daß sein Erfinder viel größer seyn würde, als sein Held!

5) von Matthias Claudius († 1815), aus den sämmtlichen Werken des Wandsbecker Boten Th. 3. S. 161.

Ueber das Gebet, an meinen Freund Andres.

— Daß einer beim Beten die Augen verdreht, finde ich eben nicht nöthig. Indeß muß man einen darum nicht lästern, wenn er nicht heuchelt. Doch daß einer groß und breit beim Gebete thut; das, dünkt mich, ist nicht auszustehen. Man darf Muth und Zuversicht haben, aber nicht eingebildet und selbstklug seyn. Das Händefalten ist eine feine äußerliche Zucht, und sieht so aus, als wenn sich einer auf Gnade und Ungnade ergiebt; aber das innerliche heimliche Hinhängen, das ist, nach meiner Meinung, beim Gebete die Hauptsache, und darum kann ich nicht begreifen, was die Leute meinen, die nichts vom Beten wissen wollen.

Aber das ist eine andere Frage: was und wie wir beten sollen. Kennt jemand das Wesen dieser Welt, und trachtet er ungeheuchelt nur nach dem, was besser ist; dann hat es mit dem Gebete seine gewiesenen Wege. Aber des Menschen Herz ist eitel und thöricht vom Mutterleibe an. Wir wissen nicht, was uns gut ist, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen. Und

also muß man nicht auf seinem Stück stehen, sondern blöde und discret seyn, und dem lieber alles anheim stellen, der es besser weiß, als wir. Das „Vater Unser" ist ein für allemal das beste Gebet; denn du weißt, wer es gemacht hat. Aber kein Mensch auf Gottes Erdboden kann es so nachbeten, wie der es gemeint hat. Das schadet aber nicht, Andres, wenn wir es nur gut meinen; der liebe Gott muß so immer das Beste thun, und der weiß, wie es seyn soll. Weil du es verlangst; so will ich dir aufrichtig sagen, wie ich es mit dem „Vater Unser" mache.

Sieh; wenn ichs beten will; so denke ich erst an meinen seligen Vater, wie der so gut war, und mir so gern geben mochte. Und dann stelle ich mir die ganze Welt als meines Vaters Haus vor; und alle Menschen in Europa, Asia, Afrika und Amerika sind dann in meinen Gedanken meine Brüder und Schwestern; und Gott sitzt im Himmel auf einem goldnen Stuhl, und hat seine rechte Hand übers Meer und bis ans Ende der Welt ausgestreckt, und seine linke voll Heil und Gutes, und die Bergspitzen umher rauchen — und dann fange ich an:

Vater unser, der du bist im Himmel.

Geheiliget werde dein Name.

Das verstehe ich nun schon nicht. Die Juden sollen besondere Heimlichkeiten von dem Namen Gottes gewußt haben. Das lasse ich aber gut seyn, und wünsche nur, daß das Andenken an Gott und eine jede Spur, daraus wir ihn erkennen können, mir und allen Menschen über alles groß und heilig seyn möge.

Zu uns komme dein Reich.

Hierbei denke ich an mich selbst, wie es in mir hin und her treibt, und bald dies bald das regiert, und daß das alles Herzquälen ist, und ich dabei auf keinen grünen Zweig komme. Und dann denke ich, wie gut es für

mich wäre, wenn doch Gott aller Fehde ein Ende machen, und mich selbst regieren wollte.

Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden.

Hierbei stelle ich mir den Himmel mit den heiligen Engeln vor, die mit Freuden seinen Willen thun, und keine Qual rühret sie an, und sie wissen sich vor Liebe und Seligkeit nicht zu retten, und frohlocken Tag und Nacht; und dann denke ich: wenn es doch also auch auf Erden wäre!

Unser täglich Brod gieb uns heute.

Ein jeder weiß, was täglich Brod heißt, und daß man essen muß, so lange man in der Welt ist, und daß es auch gut schmeckt. Daran denke ich denn. Auch fallen mir wohl meine Kinder ein, wie die so gerne essen mögen, und so flugs und fröhlich bei der Schüssel sind. Und dann bete ich, daß der liebe Gott uns doch etwas wolle zu essen geben.

Und vergieb uns unsre Schuld, als wir vergeben unsern Schuldigern.

Es thut weh, wenn man beleidigt wird, und die Rache ist dem Menschen süß. Das kommt mir auch so vor, und ich hätte wohl Lust dazu. Da tritt mir aber der Schalksknecht aus dem Evangelio unter die Augen; und mir entfällt das Herz, und ich nehme mir es vor, daß ich meinem Mitknechte vergeben, und ihm kein Wort von den hundert Groschen sagen will.

Und führe uns nicht in Versuchung.

Hier denke ich an allerhand Exempel, wo Leute unter den und jenen Umständen vom Guten abgewichen und gefallen sind, und daß es mir nicht besser gehen würde.

Sondern erlöse uns von dem Uebel.

Mir sind hier die Versuchungen noch im Sinne, und daß der Mensch so leicht verführt werden und von der

ebenen Bahn abkommen kann. Zugleich denke ich aber auch an alle Mühe des Lebens, an Schwindsucht und Alter, an Kindesnoth, kalten Brand und Wahnsinn, und an das tausendfältige Elend und Herzeleid, das in der Welt ist, und die armen Menschen martert und quält, und ist Niemand, der helfen kann. Und du wirst finden, Andres, wenn die Thränen nicht vorher gekommen sind; hier kommen sie gewiß, und man kann sich so herzlich heraus sehnen, und in sich so betrübt und niedergeschlagen werden, als ob gar keine Hülfe wäre. Dann muß man sich aber wieder Muth machen, die Hand auf den Mund legen, und wie im Triumphe fortfahren: Denn dein ist das Reich, und die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit.

6) von Joh. Chstn. Dolz,

aus s. Anstandslehre für die Jugend (2te Aufl. Leipz. 1815. 8.) S. 14. (abgekürzt)

Der Ausdruck Anstand wird in unserer Sprache in sehr verschiedenen Bedeutungen genommen. In den Redensarten: Anstand nehmen, z. B. mit der Bezahlung, oder zu Jemandem zu gehen, oder: die Sache leidet keinen Anstand, ist dieses Wort gleichviel bedeutend mit: Aufschub, Verzug, Bedenken. Eben diese Bedeutung hat auch das Zeitwort: anstehen, in den Redensarten: Ich stehe bei mir an; ich mußte es anstehen lassen u. s. w. In der Kunstsprache der Jäger heißt: auf den Anstand stehen oder gehen, so viel, als: dem Wilde in der Dämmerung nachstellen, auflauern. In keiner von diesen Bedeutungen wird aber das Wort hier genommen, sondern unter Anstand, wenn es mit dem fast gleichbedeutenden Worte: Wohlanständigkeit vertauscht werden kann, versteht man in engerer Be-

deutung: die Art und Weise, seinen Körper in verschiedenen Lagen so zu halten, zu tragen und zu kleiden, daß man dadurch kein Mißfallen erwecke; oder in weiterer Bedeutung: die Beobachtung des Schicklichen und Ueblichen überhaupt im Umgange mit Andern, die Art und Weise, wie man sich, den Regeln des Schicklichen und Ueblichen gemäß, gegen Andere benehmen soll. — In dem allerweitesten Sinne versteht man unter Anstand das Aeußere eines Menschen im Umgange mit Andern. In dieser Bedeutung des Wortes giebt es auch einen schlechten Anstand. — Nicht immer macht der Sprachgebrauch einen Unterschied zwischen einem anständigen und wohlanständigen Betragen. Doch zuweilen geschieht dies; und dann versteht man unter Wohlanständigkeit einen höhern Grad von Anständigkeit, oder ein Betragen, welches den Regeln des Schicklichen und Ueblichen durchaus angemessen ist, ein Betragen, bei welchem nicht nur grobe Verstöße gegen den Anstand, sondern auch selbst kleine Mißfälligkeiten vermieden werden. Oder man nimmt Anständigkeit für das Betragen, welches das Mißfallen verständiger Menschen nicht erregt, und Wohlanständigkeit für das Verhalten, welches das Wohlgefallen verständiger Menschen erregt. Sehr oft bezeichnet man auch das Anständige mit dem Namen des Schicklichen, und das Gegentheil durch unschicklich. Schicklich ist eigentlich alles das, was den vorhandenen Umständen gemäß ist. Wer gegen die gemeinsten Regeln des unläugbar Schicklichen verstößt, beträgt sich abgeschmackt. Durch Nichtbeobachtung des Schicklichen macht man sich lächerlich; durch Verletzung des Anständigen aber oft sogar verächtlich. Wer im Umgange mit Andern die Regeln der Wohlanständigkeit gehörigen Ortes und in jedem Falle so beobachtet, daß ihm diese Beobachtung keinen sicht-

baren Zwang kostet; dem schreibt man feine Lebensart zu, oder man sagt von ihm: er weiß zu leben.

Beispiele von Sentenzen.

1) von Fr. Jacobs,

aus s. Aehrenlese aus dem Tagebuche des Pfarrers von Mainau (Leipzig, 1823. 8.) Th. 1. S. 267.

Wie die Liebe zu den Aeltern mit dem Kinde gebohren, und durch die Erziehung zum klaren Bewußtseyn gehoben wird; so ist auch der Glaube an Gott mit unserm Daseyn gegeben, und wird durch die Entwickelung und Bildung unserer sittlichen Natur belebt.

* *

Wenn ein weiser und tugendhafter Mann Gott befragt; so empfängt er die Antwort durch sein eignes Herz.

* *

Jede Idee, deren wir uns bemächtigen, ist eine Eroberung in dem Reiche Gottes.

2) vom Generale v. Klinger,

aus s. Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur (Köln, 1803. 8.) Th. 1. S. 5.

Die wahre Regierung muß einem fruchtbaren Sommerregen gleichen, der das trockene Land befruchtet, ohne daß man ihn hört.

* *

Düstere, stolze Tapetenkönige aus der spanisch-östreichischen Zeit sind jetzt nur für das Theater gut. Wir

wollen jetzt Menschen unter der Krone sehen. Und zeigen sie sich so; wer wagte aufzustehen, und ein freches Wort zu sagen?

* *

Es gehen wirklich mehr Talente in der Welt verloren, als ausgeübt werden, und dieses beweiset, daß wir reicher an Geisteskräften sind, als das, von der politischen Gesellschaft uns zugeschnittene, Maas auszuüben verstattet.

3) von Fr. Chstph. Weisser, aus s. satyrischen Blättern Th. 2. S. 78 (Leipz. 1813. 8.).

Eine Frau, die ihren Namen nicht schreiben kann, ist mir lieber, als eine, die sich einen Namen durch Schreiben gemacht hat.

* *

Nur zu leicht glaubt man von Frauenzimmern, die zu sehr gefallen wollen, daß sie zugleich auch fallen wollen.

* *

Die Menschen sind eine seltsame Art von Schafen, die einander selbst die Wolle abscheeren.

23.

f) Der dialektisch-kritisirende Lehrstyl.

Es muß unter den Formen des Styls nothwendig eine geben, welche die beiden, im Gesetze der Form enthaltenen, Grundbedingungen der stylistischen Gediegenheit — die Correctheit und Schönheit der Form — auf die Prüfung und Beurtheilung der gesammten stylistischen Erzeugnisse anwen-

nicht aus dem vorgefaßten Systeme des Recensenten, geprüft und widerlegt, dabei aber freilich der höchste (idealische) Maasstab angelegt werde, der, in Hinsicht auf das Verhältniß eines streng wissenschaftlichen Werkes zu dem bisherigen Anbaue derselben Wissenschaft, an dasselbe gelegt werden kann. — Jede Recension, die den Forderungen des dialektisch-kritisirenden Lehrstyls entsprechen soll, setzt daher bei dem Recensenten vielseitige Bekanntschaft und Uebung in dem Felde der Dialektik und Kritik voraus. Denn da der Recensent sich, durch die Beurtheilung, über den Verfasser des zu recensirenden Werkes stellt; so muß er demselben an Gelehrsamkeit in dem Fache, wohin das Werk gehört, wenigstens gleich stehen, wenn er durch seine Beurtheilung der Wissenschaft, die höher als beide steht, einen Dienst erweisen, den Schriftsteller gehörig würdigen und wirklich zurückweisen, und nicht durch sein ausgesprochenes Urtheil sich selbst in den Augen der Kenner verdächtigen will. Daher verlangt das Ehrgefühl des Recensenten, daß er kein Buch anzeige und prüfe, dem er nicht nach Stoff und Form gewachsen ist, und dessen wesentlichen Gegenstand er nicht bereits für sich, oder öffentlich in Schriften bearbeitet, denselben also vielseitig durchdacht und behandelt, und dadurch seine schiedsrichterliche Berechtigung (Competenz) über jeden Zweifel erhoben hat. Zugleich verlangt aber auch die Rechtlichkeit, daß der Recensent nicht seine Ansicht des Gegenstandes dem Verfasser unterlege; ihm nicht einen Sinn durch einseitige oder künstliche Auslegungslehre aufdringe, der diesem völlig fremd ist; den Verfasser aus sich selbst widerlege, und demselben auch dann Gerechtigkeit wiederfahren lasse, wenn er von dem eigenen

mit sicherm Tacte sogleich die eigentlichen Mängel und Fehler in einem stylistisch dargestellten Stoffe zu erkennen, und unter diesen Fehlern zunächst die Grundfehler von den blos daraus folgenden, so wie die wesentlichen Mängel von den unwesentlichen zu unterscheiden, weil nur durch das Festhalten dieses Unterschiedes die völlige Enthüllung der aufgestellten Irrthümer, und die schlagende Widerlegung derselben möglich ist.

(Wie wichtig die Grenzscheidung zwischen Schein, Wahrscheinlichkeit und Wahrheit sey, wird schon aus folgenden Beispielen erhellen.

Die Sätze:

das Subjective und Objective seyen im Absoluten identisch;

oder:

Jacob Böhme sey ein Philosoph gewesen;

enthalten blos Schein, und weder Wahrscheinlichkeit noch Wahrheit.

Dagegen enthalten die folgenden Sätze:

daß die Seele, auch nach dem Tode, eines Organs, einer Hülle, bedürfen werde, um durch dieselbe von neuem zu wirken;

oder:

daß, nach Oerstedts Untersuchungen, die elektrische und magnetische Kraft eine und dieselbe sey;

Wahrscheinlichkeit, mithin mehr als Schein, obgleich noch keine volle Wahrheit.

Allein die Sätze:

daß Philadelphia in Nordamerika liege;

daß Parry eine nördliche Durchfahrt aus

dem atlantischen Oceane ins stille Weltmeer vergeblich suchte;

daß Kant die Schulmetaphysik vor ihm durch den Satz stürzte: es giebt Dinge an sich, es giebt Erscheinungen, aber das Verhältniß zwischen beiden kann nicht aufgeklärt werden;

daß unser Zusammenhang mit der übersinnlichen Welt auf den unläugbaren Thatsachen des Bewußtseyns beruhe;

tragen das Gepräge der Wahrheit, und sind mehr als bloße Wahrscheinlichkeit, geschweige daß sie blos Schein enthielten.)

Gestützt auf die Dialektik, entscheidet daher die Kritik, zuerst in Hinsicht des Stoffes, ob und in welcher Beziehung demselben Schein, Wahrscheinlichkeit oder Wahrheit zukomme, und bis wie weit, in der Behandlung des Stoffes, den Forderungen an eine logisch geordnete, systematisch gehaltene und gleichmäßig durchgeführte Darstellung desselben Genüge geschehen sey. Sodann aber hat die Kritik, in Hinsicht der Form, durch erschöpfende, aus dem Gesetze der Form selbst entlehnte, Grundsätze über die Angemessenheit oder Nichtangemessenheit jedes einzelnen stylistischen Erzeugnisses zu dem Gesetze der Form zu entscheiden. Die Kritik spricht daher mit zureichenden Gründen aus: ob die für die Darstellung des Stoffes gewählte Form eben diesem Stoffe angemessen ist, oder ob eine andere Form für denselben hätte gewählt werden sollen; ob und wie innerhalb der einzelnen Theile der Form die Grundbedingungen der Richtigkeit und Schönheit befolgt und verwirklicht worden sind, und zwar nach der wesentlichen Verschiedenheit der Sprache der Prosa, der Dichtkunst und Beredsam=

keit von einander, und nach dem eigenthümlichen — innerhalb der Form festgehaltenen — Charakter der niedern, mittlern und höhern Schreibart; und endlich, ob die Form, als solche, ein in sich abgeschlossenes und vollendetes Ganzes bildet, das dem Gesetze der Form entspricht, und diejenigen untergeordneten logisch-grammatischen und ästhetischen Eigenschaften in sich vereiniget, welche eben für die Darstellung und Vollendung dieser stylistischen Form nöthig waren. Die Kritik hat daher, außer der dialektischen Prüfung des Stoffes, theils die Verdienste und die ausgezeichneten Eigenschaften der gelungenen stylistischen Erzeugnisse hervorzuheben und durch Gründe zu belegen, theils die Lücken, Mängel und Unvollkommenheiten der stylistischen Formen, mit Angabe der Gründe für ihr ausgesprochenes Urtheil, und frei von aller persönlichen Leidenschaftlichkeit, von aller Anmaßung, und von aller Rechthaberei in Beziehung auf Gegenstände aufzustellen, die nie völlig zur Entscheidung gebracht werden können.

Kaum bedarf es, nach diesen aufgestellten Erfordernissen, der Erinnerung, daß, unter allen Formen des Styls, der dialektisch-kritisirende Lehrstyl die meisten Vorkenntnisse, die tiefste wissenschaftliche Bildung, wenigstens in dem Fache, in welchem der Stylist die Dialektik und Kritik handhabt, und eine selbst erreichte hohe stylistische Gewandtheit, Sicherheit und Fertigkeit voraussetzt, wenn anders der Kritiker, in seinen ausgesprochenen Urtheilen über den Stoff und die Form in den Erzeugnissen anderer Schriftsteller, nicht Blößen geben und dadurch seine Gelehrsamkeit, so wie seine Berechtigung zur kritischen Beurtheilung Andrer verdächtig machen will.

Zu dem dialektisch-kritisirenden Lehrstyle gehören: die Disputation, die schriftliche Prüfung, besonders aber die Recension. —

Die Disputation besteht in der mündlichen Beurtheilung und Prüfung eines stylistischen Erzeugnisses nach Stoff und Form gegen den anwesenden Urheber desselben, der, nach dem ganzen Umfange seiner Kenntnisse und nach der erlangten Fertigkeit des mündlichen Ausdruckes, berechtigt ist, die ihm gemachten Einreden zurückzuweisen, und eben so seinen behandelten Stoff, wie die für die Darstellung desselben gewählte und durchgeführte Form der Sprache, gegen jeden gemachten Tadel zu vertheidigen. Ob nun gleich an eine solche mündliche Prüfung nicht der strenge Maasstab gelegt werden darf, welche bei der schriftlichen Beurtheilung statt finden muß; so verlangt doch auch die Disputation ein reiches Maas von Sach- und Sprachkenntnissen, Gewandtheit im mündlichen Ausdrucke, und einen natürlichen und sichern Tact, die mehr oder minder versteckten Mängel und Fehler der Prüfe- oder Preisschrift aufzufinden und zu ahnden. Soll sie nicht seichtes Wortgeschwätz werden; so muß sie überall die gemachten Ausstellungen mit Gründen und Beweisen belegen. Soll sie nicht als Ausdruck unedler Leidenschaften sich ankündigen; so muß sie sich aller Persönlichkeiten und Bitterkeiten enthalten, und nur die Sache, nicht die Person angreifen.

Die schriftliche Prüfung besteht in der gründlichen, sowohl in materieller, als in formeller Hinsicht erschöpfenden, Beurtheilung eines stylistischen Erzeugnisses, dessen Urheber dasselbe als eine Aufgabe zu behandeln hatte, nach welchem man eben so

die Summe, die Ordnung, den innern Zusammenhang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse ermessen, als seine erworbene Fertigkeit im gediegenen schriftlichen Ausdrucke beurtheilen will. Wenn gleich die für die Disputation aufgestellten Grundsätze auch größtentheils für die schriftliche Prüfung gelten; so hat doch die schriftliche Prüfung den wesentlichen Vorzug vor der Disputation, daß bei der Bearbeitung des Stoffes der Gegenstand mit mehr Umsicht betrachtet und behandelt, und bei der Aufstellung der stylistischen Form das Gesetz der Form nach seinen Forderungen bestimmter vergegenwärtigt werden kann.

Die Recension, — die selbst, als stylistisches Erzeugniß, unter dem Gesetze der Form steht, und nach denselben Grundsätzen des dialektisch-kritisirenden Lehrstyls beurtheilt werden kann und soll, die sie auf andere stylistische Erzeugnisse anwendet, — soll nicht blos darauf sich beschränken, den Inhalt eines vorliegenden Werkes genau und treu anzugeben, weil dies keine Recension, sondern eine bloße Relation wäre (die nur in einzelnen besondern Fällen, als Ausnahme von der Regel, entschuldigt werden kann); sie soll vielmehr den Geist, die Bestimmung, den wissenschaftlichen und stylistischen Charakter, und die Stellung des zu beurtheilenden Werkes gegen ähnliche schon vorhandene Schriften, so wie überhaupt seine Vorzüge, und seine Fehler und Mängel, theils im Allgemeinen, theils im Einzelnen, gründlich und wahrhaft bezeichnen, und, wo möglich, das ausgesprochene Urtheil mit Belegen aus dem Werke bestätigen. Die Gerechtigkeit der Kritik verlangt übrigens, daß jedes wissenschaftliche Werk aus sich selbst, und

Systeme des Recensenten völlig abweicht und dieses System vielleicht mit völliger Erschütterung bedroht. Von selbst versteht es sich, daß der Recensent das anzuzeigende Werk nicht blos oberflächlich durchblättert, sondern ganz gelesen und durchgehends geprüft habe, um ein gründliches und die unbefangenen kenntnißreichen Leser kritischer Blätter befriedigendes, Urtheil darüber aussprechen, besonders aber alle Leser solcher Blätter in den Stand setzen zu können, von dem Inhalte und der Form des recensirten Werkes eine bestimmte Uebersicht zu gewinnen, und darnach ein eigenes Urtheil über dasselbe zu bilden. Endlich sollte jede Recension eines strengwissenschaftlichen Werkes das Verhältniß desselben zu dem gegenwärtigen Standpuncte und zu den bisherigen Fortschritten dieser Wissenschaft genau bestimmen, und deshalb aus dem Werke diejenigen Puncte besonders hervorheben, durch welche entweder die Wissenschaft wirklich gefördert, oder theilweise wieder zurückgebracht, und auf Seitenwege geführt worden ist. — Dabei versteht es sich von selbst, daß, bei der Masse der erscheinenden Werke, unter welchen wenigstens, nach einem allgemeinen Maasstabe, zwei Viertheile Mittelgut und ein Viertheil todter Geburten angenommen werden muß, nur dasjenige Viertheil von Schriften, durch welche wirklich entweder die Wissenschaft selbst, oder doch die weitere Verbreitung nützlicher Kenntnisse und Einsichten (mithin die Bildung der Zeitgenossen entweder intensiv oder extensiv) gefördert wird, nach dem im §. aufgestellten Maasstabe für den dialektisch-kritisirenden Lehrstyle beurtheilt werden kann. Die übrigen drei Viertheile dürfen zwar auch nicht völlig in kritischen Blättern übergangen

werden (so wenig wie die Unehelichen und Todtgebohrnen in den Geburtslisten); ihrer wird aber nur in kurzen Anzeigen gedacht, weil ihr relativer Werth gewöhnlich mit wenigen Worten ausgesprochen, und ihnen ihr Platz neben den gründlichen Werken in derselben Wissenschaft bald angewiesen, oder auch ihr Schicksal, nach kurzer Zeit vergessen zu werden, und den Todesweg der Maculatur zu gehen, von den Männern vom Fache leicht vorausverkündigt werden kann.

Je schwieriger an sich das Geschäft des Recensirens ist; je leichter dabei, unter der (allerdings in vielfacher Hinsicht nöthigen) Hülle der Anonymität, Seichtigkeit, Ungründlichkeit und Leidenschaftlichkeit ihr Spiel treiben können; und je weniger selbst von der gewissenhaftesten Redaction (die nicht allwissend seyn kann), einzelne Fehlgriffe bei der Vertheilung der anzuzeigenden Werke verhütet, oder die Mängel der eingegangenen Recensionen vor dem Abdruck derselben, sämmtlich beseitigt werden können; desto nöthiger wäre es, daß ein Mann, der der großen Aufgabe theoretisch und practisch gewachsen wäre, in einer Monographie eine Theorie der Recensionen aufstellte, wozu Greiling in seiner Abhandlung: Vorläufige Gedanken zu einer Theorie der Recensionen, in Fichte's und Niethammers phil. Journal, 1797. St. 6. S. 119. nur einige Beiträge lieferte.

24.

Beispiele.

1) aus d. neuen Zeitungen von gelehrten Sachen auf das Jahr 1715

(Leipzig, 1715. 8. — dem ersten Jahrgange der zu Leipzig, seit diesem Jahre, erschienenen gelehrten Blätter) S. 402.

Paris. Der Streit über den Homerum hat noch kein Ende, wiewohl man endlich anfängt, dieser Schriften überdrüßig zu werden. Es sind wieder drei neue Werke zum Vorschein gekommen, darunter sonderlich die Conjectures academiques sur l'Iliade den Preis behalten. Der Autor ist ohnstreitig der berühmte Abbé d'Aubignac, der ein gantz neu Systema auf die Bahn bringt, indem er erweisen will, daß gar kein Homerus jemahls gelebt, sondern daß seine Werke nichts anders seyn, als einzele Rhapsodien von unterschiedenen Autoren, die man hernach in eine Ordnung gebracht, so gut sichs thun lassen, daher man die Regularität in dem Wercke nicht zu suchen hat. Wie er denn eben hiermit die Warheit seiner Meinung erweisen will, und ob er wohl nicht demonstrative verfährt; so zeigt er doch dabey eine besondere Gelehrsamkeit und Ingenium. Er läufft auch das ganze Gedicht der Ilias durch, und weiset alle Absätze darinnen an, wodurch er deutlich darzuthun vermeint, daß das gantze Werck keinesweges zusammenhänge.

2) vom geh. Rathe Klotz, in s. teutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften, 1 Band. (Halle, 1768. 8.) S. 161. (abgekürzt).

Recension von Herders Schrift: über die neue teutsche Literatur, erste, zwote und dritte Sammlung von Fragmenten. Riga, bei Hartknoch.

Der Vf. dieser Schrift ist Herr Johann Georg*)

*) muß heißen: Gottfried.

Herder, jetziger Collaborator an einer Classe zu Riga, ein junger Schriftsteller, der aus der Schule des Herrn Hamanns ausgegangen ist, und von welchem man sagen möchte: der Jünger ist größer, denn sein Meister. — In der gegenwärtigen Schrift hat sich Herr Herder als ein Denker gezeigt, als ein Kenner der Alten, und als ein Mann, dessen feiner Geschmack immer durch Gründe der gesunden Vernunft geleitet wird. Sein tiefforschender Geist führt ihn auf eine Menge von neuen Aussichten, und überdies versteht er noch die Kunst, alte Ideen so aufzustutzen, daß sie neu scheinen durch Colorit, Ausdruck, Wendungen und Uebergänge. Seine Schreibart ist mühsam dem Leser, vielleicht auch dem Verfasser, voll von metaphorischen Redensarten, Allegorieen, Anspielungen auf alte, fremde, oft unbekannte Dinge, und verräth überall einen Autor, der so eigensinnig ist, daß er nicht von jederman will gelesen und verstanden seyn. Selbst möchte Herr Hamann immer magisch schreiben; nur unsre guten Genies sollte er nicht verderben. Wird es ihm ferner gelingen, wie es den Anschein hat, eine Secte zu machen; Himmel! wie wird unsre arme Sprache unter dem schweren, drückenden Harnische seufzen, den ihr dieser Magus aus Norden anlegt! Viel Gutes hat die Königsbergische Secte gewiß nicht im Sinne; die nordischen Völker haben schon mehr als einmal Wanderungen angestellt, und Europa mit wilden Heeren überschwemmt; vielleicht thut Hamann mit seiner Mannschaft ein Gleiches.

Herr Herder darf unterdessen nicht ganz mit diesen Leuten vermenget werden. Er denkt offener, als die übrigen, und künstelt selbst in der Sprache nicht auf eine so abenteuerliche Art, wie Hamann und wie die kleinen Hamännchen, von welchen die Schleswigischen Briefe herkommen. Wollen sie nicht verstanden seyn;

warum soll man sie lesen? Und wollen sie verstanden seyn; warum stellen sie uns ihre Ideen so in der Schnürbrust und im Reifrocke hin? Man muß den Gedanken erst lange nachlaufen; dann, wenn man ihn erhascht hat, ihn völlig auskleiden, aufschnüren, abputzen; nun sieht man ihn erst, so wie er ist, und sieht oft, daß er der Mühe nicht werth wär, die wir an ihn gewendet haben. Die Ehre, Originale zu seyn, mögen diese Schriftsteller immer haben — wie die Glieder der fruchtbringenden Gesellschaft, oder wie die Scribenten aus der Zeit des abnehmenden Roms, — aber klassisch? Autoren des goldenen Alters? Immer gelesen? Muster für eine Nachwelt? Das werden sie nie seyn, können und dürfen es nicht seyn! Eine Zeitlang wird die Mode dauern, wachsen, und, wie ein Strom, alles überschwemmen und mit sich fortreißen; dann versiegen, verschwinden, vergessen werden, um einer neuen Platz zu machen.

Nun habe ich fast alles Böse von meinem Autor gesagt, vielleicht mehr, als er verdiente; aber weniger um seinetwillen, als wegen der ungebetenen Nachahmer. Er selbst gehört unter diejenigen, denen mein Lob nichts helfen, mein Tadel nichts schaden kann. — Einen Auszug der ganzen Schrift verlange man nicht! Das Buch muß von allen Lesern dieser Bibliothek studirt werden, und ist schon aus andern periodischen Schriften hinlänglich bekannt. Ich laufe es nur noch einmal flüchtig durch, bleibe da stehen, wo ich Striche am Rande finde, und streue, wenn sie mir wieder einfallen, die Anmerkungen hin, die ich dabei gemacht habe.

Die Geschichte der Sprache hat, wie sie der Vf. schildert, mehr Glänzendes als Wahres, eher das Gepräge einer feinen Erdichtung, als einer wirklichen Historie, und ich schreibe darüber: die Begebenheiten der Sprache, wie sie gebohren wurde,

9*

wie sie lebte, und wie sie starb; ein neuer Roman, nach aller Wahrscheinlichkeit erfunden von Herder. — Der ganze Zweck des Vfs. ist, zu beweisen, daß Vollkommenheit und Schönheit bei einer Sprache entgegengesetzte Tugenden sind, von welchen nur Eine auf einmal da seyn kann, mit Ausschließung der andern; daß folglich eine Sprache so viel von Seiten der Philosophie verliert, als sie von Seiten der Poesie gewinnt, und umgekehrt. Eine Sprache ist, nach seiner Meinung, in ihrem jugendlichen Alter sinnlich schön und zur Poesie am geschicktesten. Im mittlern Alter wird sie behaglich, und fließt in eine schöne Prosa, und ihr hohes Alter ist philosophische Richtigkeit auf Unkosten der Schönheit; so wie aus einem losen, naiven Mädchen erst eine gute gesellschaftliche Frau, und endlich eine moralisirende Matrone wird. Unsre Nation, glaubt der Vf., verdient den mittlern Platz, Prosa des guten gesunden Verstandes und philosophische Poesie zu schreiben; gute vollkommen sinnliche Gedichte können wir nur dadurch erhalten, wenn wir den Alten einige ihrer Schönheiten entwenden, um sie so gut, als wir dürfen, in unsre Sprache einzuweben. — Nun gut! Wie aber, wenn man aus Begriffen und aus der Geschichte beweisen könnte, daß dieses ganze Gemälde ein philologischer Traum ist; daß eine Sprache zugleich richtig und reich, vollkommen und schön seyn kann, freilich in verschiedenen Beziehungen, aus verschiedenen Gesichtspuncten betrachtet, aber doch auf einmal? Was geht dem Dichter der Dialekt des Philosophen an? Jener sucht die feinsten sinnlichen Ideen; läßt sie so, wie sie sind; drückt sie so aus, wie er sie gedacht hat; so anschauend, so mit Empfindung, mit allen kleinen individuellen Zügen und Schattirungen. Dieser hingegen zieht den Begriff nackend aus, zerglie-

dert ihn so lange, bis er die letzten unauflöslichen Bestandtheile erblicket, trennet alles von einander, und dann erst theilt er den ganzen Reichthum seiner Gedanken unter die Worte aus, die ihm die Sprache darreicht, und bestimmt ihre Bedeutungen auf das genaueste. Was gehet nun dem Dichter der Philosoph, dem Philosophen der Dichter an? Können sie nicht zu gleicher Zeit, in Einem Alter der Sprache, beide, ein jeder in seinem Fache, ruhig fortarbeiten, ein jeder die Sprache erhöhen, der eine zur Schönheit, der andere zur Richtigkeit? Beide Tugenden können vollkommen in Einen Zeitpunct fallen, und keine ist der andern hinderlich. Gerade um die Zeit, da Plato eine vortreffliche Prosa und Aristoteles Tiefsinn schrieb, kurz vorher und noch nachher, sangen die feurigsten und zärtlichsten Dichter ihre vortrefflichsten Lieder, Sophokles, Theokrit, Bion, Moschus und andere mehr. Hier finden wir, daß fast in Einem Zeitpuncte die griechische Sprache so geschickt für den Philosophen, als für den Schäferdichter war, und daß sie durch alle Richtigkeit, die ihr Aristoteles verschaffe, nichts an Schönheit verloren hat. So die lateinische. Wenn auch in dieser, wie in der griechischen, eher Dichter, als Philosophen geschrieben haben; so folgten doch die g u t e n Poeten erst auf die g u t e n Prosanscribenten. Und das goldne Alter der Dichtkunst unter der Regierung des Augustus hatte die Vollkommenheit zur Vorläuferin, die Cicero seiner Sprache gegeben hatte. So die englische. Leset den Locke, den Newton und ähnliche Scribenten; bewundert die ungemeine Richtigkeit, mit welcher sie uns die tiefsinnigsten Ideen vorzeichnen! Leset den Shakespeare, Buttler, Dryden, Philipps, Pope, Gay und andere, und bewundert bald das stärkste Feuer, das je in dem Busen eines Dichters gebrannt hat, bald alle Grazien, die immer ein Werk der

Kunst verschönern können! Dort, welche Richtigkeit, welche Vollkommenheit und Genauigkeit des Ausdruckes; hier, welcher hohe Grad der sinnlichen Schönheit in dem Colorit, in den Schattirungen und Wendungen! Fast möchte ich von der teutschen Sprache ein Gleiches behaupten. Zu eben der Zeit, oder kurz darnach, als Wolf und Baumgarten, besonders der letzte, fast unsre ganze Sprache, wie Linnäus das Thierreich, classificirt und jedem Worte eine beständige Stelle angewiesen hatten; vermuthlich war nun wohl die Schönheit unsrer Sprache dahin? Da stand sie also, wie eine, die ihrer Reize beraubt ist? — Ei, wie hätten sich denn in dieses hohe Alter der Sprache die Gleime, die Utze, die Geßner verirren können? — Wir wollen also diese lieber aus der Reihe unsrer classischen Schriftsteller verjagen, wenigstens sie zu bloßen, oft unglücklichen Nachahmern der Alten herabsetzen — um nur das liebe System zu vertheidigen, dem es sonst nicht am Ueberredenden, nicht an Glanz oder Schimmer, nur aber an Wahrheit fehlt.

Nach vielen richtigen und tiefen Bemerkungen über die Idiotismen, Uebersetzungen, Inversionen, Hexameter, tritt der Vf. einige Stufen höher, um unsre teutschen Originalschriftsteller aufzurufen. Er nennt und charakterisirt folgende: Winkelmann, Hagedorn, Moser, Abbt, Zimmermann, Spalding, Moses, Lessing, und — extremum occupat scabies — Hamann. Nicht mehrere? Die Poeten hinweg gerechnet, welche der Vf. fast alle unter die Nachahmer wirft, dürfte sich doch wohl noch eine Schaar teutscher Schriftsteller finden, für die Herr H. die Pforte des Tempels zu geschwind verschließet. Wir wollen zusammenrechnen. Mosheim ist vielleicht classischer, als alle seine Nachfolger, und wird gelesen werden, wenn

die Nachwelt schon manchen vergessen hat, den wir zu frühzeitig verewigen. Jerusalem, Giesefe und Alberti dürften an seiner Seite keine üble Figur machen. Klopstock ist in seinen prosaischen Aufsätzen in dem nordischen Aufseher und anderwärts so sehr Original, daß er billig in dieser glänzenden Reihe auch eine Stelle verdient hätte. Nach ihm kann Basedow folgen. Der Ton, welchen er in die Philosophie gelegt hat, ist sonderbar, hat aber Vorzüge, die ihm eigen sind und die der glücklichste Nachahmer ihm nicht rauben wird. In einigen Bodmerischen Schriften ist ein so guter, so wenig schweizerischer und doch origineller Ausdruck, daß ich sie gern auch in diese Klasse bringen möchte. Aber Sulzern wird man doch für einen naturalisirten Teutschen, für einen unsrer besten Schriftsteller mit hingehen lassen? Ist er vielleicht zu französisch? Das dürfte Moses (Mendelssohn) wohl auch seyn; und doch soll dieser am Horizonte unsrer Originalschriftsteller glänzen, und Sulzer nicht? — Und, wenn ich bitten darf, noch einen; den Spötter, der es verdient hat, daß er nicht mehr gelesen wird, weil er mit seiner Satyre nur den Pöbel der Autoren herumjagte, der aber, so sehr er auch Swiften mag copirt haben, doch noch immer eine eigene teutsche Laune besitzt, und durch seine meisterhafte Ironie, durch seinen körnichten und festen Ausdruck wenigstens halb Original ist. Liscow war vielleicht ein größerer Satyriker, als Rabener, wenn gleich dieser ein besserer Schriftsteller ist u. s. w. Der Vf. sagt: „ich habe das Zutrauen zu denen, die sich nicht über Mitbürger der Literatur erheben wollen, sie werden auch ein freies Urtheil auf dem Markte über sich nicht ungern sehen." Eben dieses Zutrauen habe ich auch zu dem Vf., und deshalb habe ich ihm fast alles gesagt, was mir nicht gefällt. Ein so guter Schriftsteller, der clas-

fisch werden kann, verdient es doch wohl, daß man an ihm die Compliments sparet, die nur für mindere Köpfe und für Autoren von einem schlechtern Range gelten.

3) aus der allgemeinen teutschen Bibliothek (Berlin und Stettin, 1788. 8.) Band 80. S. 117.

Friedrich Schillers Ode an die Freude, in Müsik gesetzt von Johann Christian Müller. Leipzig, 1786. Fol.

Was soll man über 16 Tacte mit unreinen Harfenbässen, worüber der Vf. den völlig beruhigenden Tonfluß vergessen hat, in einer Recension sagen?

4) Schillers Recension von Bürgers Gedichten. Sie erschien zuerst anonym in der allgem. (damals Jenaischen) Lit. Zeit. — dann in s. kleinern pros. Schriften, Th. 4. S. 193. (Leipz. 1802. 8.) (abgekürzt)

Bei der Vereinzelung und getrennten Wirksamkeit unsrer Geisteskräfte, die der erweiterte Kreis des Wissens und die Absonderung der Berufsgeschäfte nöthig macht, ist es die Dichtkunst beinahe allein, welche die getrennten Kräfte der Seele wieder in Vereinigung bringt, welche Kopf und Herz, Scharfsinn und Witz, Vernunft und Einbildungskraft in harmonischem Bunde beschäftigt, welche gleichsam den ganzen Menschen in uns wieder herstellt. Dazu aber würde erfordert, daß sie selbst mit dem Zeitalter fortschritte, dem sie diesen wichtigen Dienst leisten soll; daß sie sich alle Vorzüge und Erwerbungen desselben zu eigen machte. Was Erfahrung und Vernunft an Schätzen für die Menschheit aufhäuften, müßte Leben und Fruchtbarkeit gewinnen, und in An-

muth sich kleiden in ihrer schöpferischen Hand. Die Sitten, der Charakter, die ganze Weisheit ihrer Zeit müßte sie, geläutert und veredelt, in ihrem Spiegel sammeln und mit idealisirender Kunst, aus dem Jahrhunderte selbst, ein Muster für das Jahrhundert erschaffen. Dies aber setzte voraus, daß sie selbst in keine andere als reife und gebildete Hände fiele. Unmöglich kann der gebildete Mann Erquickung für Geist und Herz bei einem unreifen Jünglinge suchen, unmöglich in Gedichten die Vorurtheile, die gemeinen Sitten, die Geistesleerheit wiederfinden wollen, die ihn im wirklichen Leben verscheuchen. Mit Recht verlangt er von dem Dichter, der ihm, wie dem Römer sein Horaz, ein theurer Begleiter durch das Leben seyn soll, daß er im Intellectuellen und Sittlichen auf Einer Stufe mit ihm stehe, weil er auch in Stunden des Genusses nicht unter sich sinken will. Es ist also nicht genug, Empfindung mit erhöhten Farben zu schildern; man muß auch erhöht empfinden. Begeisterung allein ist nicht genug; man fordert die Begeisterung eines gebildeten Geistes. Alles, was der Dichter uns geben kann, ist seine Individualität. Diese muß es also werth seyn, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden. Diese seine Individualität so sehr als möglich zu veredeln, zur reinsten herrlichsten Menschheit hinaufzuläutern, ist sein erstes und wichtigstes Geschäft, ehe er es unternehmen darf, die Vortrefflichen zu zu rühren. Der höchste Werth seines Gedichts kann kein anderer seyn, als daß es der reine gebildete Abdruck einer interessanten Gemüthslage eines interessanten vollendeten Geistes ist. Nur ein solcher Geist soll sich uns in Kunstwerken ausprägen; er wird uns in seiner kleinsten Aeußerung kenntlich seyn, und umsonst wird, der es nicht ist, diesen wesentlichen Mangel durch Kunst zu verstecken suchen. Vom Aesthetischen gilt eben das,

was vom Sittlichen. Wie es hier der moralisch vortreffliche Charakter eines Menschen allein ist, der einer seiner einzelnen Handlungen den Stempel moralischer Güte aufdrücken kann; so ist es dort nur der reife, der vollkommene Geist, von dem das Reife, das Vollkommene ausfließt. Kein noch so großes Talent kann dem einzelnen Kunstwerke verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht, und Mängel, die aus dieser Quelle entspringen, kann selbst die Feile nicht wegnehmen.

Aber darf wohl diesem Maasstabe auch ein Dichter unterworfen werden, der sich ausdrücklich als „Volkssänger" ankündigt, und Popularität zu seinem höchsten Gesetze macht? Wir sind weit entfernt, Hrn. Bürger mit dem schwankenden Wort „Volk" schikaniren zu wollen; vielleicht bedarf es nur weniger Worte, um uns mit ihm darüber zu verständigen. Ein Volksdichter in jenem Sinne, wie es Homer seinem Weltalter oder die Troubadours dem ihrigen waren, dürfte in unsern Tagen vergeblich gesucht werden. Unsre Welt ist die homerische nicht mehr, wo alle Glieder der Gesellschaft im Empfinden und Meinen ungefähr dieselbe Stufe einnahmen, sich also leicht in derselben Schilderung erkennen, in denselben Gefühlen begegnen konnten. Jetzt ist zwischen der Auswahl einer Nation und der Masse derselben ein sehr großer Abstand sichtbar, wovon die Ursache zum Theile schon darin liegt, daß Aufklärung der Begriffe und sittliche Veredlung ein zusammenhängendes Ganzes ausmachen, mit dessen Bruchstücken nichts gewonnen wird. Außer diesem Culturunterschiede ist es noch die Convenienz, welche die Glieder der Nation in der Empfindungsart und im Ausdrucke der Empfindung einander so äußerst unähnlich macht. Es würde daher umsonst seyn, willkührlich in Einen Begriff zusammenzuwerfen, was längst schon keine Einheit mehr ist. Ein

Volksdichter für unsre Zeiten hätte also blos zwischen dem Allerleichtesten und dem Allerschwersten die Wahl; entweder sich ausschließend der Fassungskraft des großen Haufens zu bequemen, und auf den Beifall der gebildeten Klasse Verzicht zu thun, — oder den ungeheuern Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Größe seiner Kunst aufzuheben, und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen. Groß, doch nicht unüberwindlich, ist diese Schwierigkeit; das ganze Geheimniß, sie aufzulösen — glückliche Wahl des Stoffes und höchste Simplicität in Behandlung desselben. Jene müßte der Dichter ausschließend nur unter Situationen und Empfindungen wählen, die dem Menschen als Menschen eigen sind. In stillschweigendem Einverständnisse mit den Vortrefflichsten seiner Zeit würde er die Herzen des Volkes an ihrer weichsten und bildsamsten Seite fassen, durch das geübte Schönheitsgefühl den sittlichen Trieben eine Nachhülfe geben, und das Leidenschaftsbedürfniß, das der Alltagspoet so geistlos und oft so schädlich befriedigt, für die Reinigung der Leidenschaften nützen. Als der aufgeklärte verfeinerte Wortführer der Volksgefühle würde er dem hervorströmenden, Sprache suchenden, Affect der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung u. a. einen reinern und geistreichern Text unterlegen. Selbst die erhabenste Philosophie des Lebens würde ein solcher Dichter in die einfachen Gefühle der Natur auflösen, die Resultate des mühsamsten Forschens der Einbildungskraft überliefern, und die Geheimnisse des Denkens in leicht zu entziffernder Bildersprache dem Kindersinne zu errathen geben.

In diesem Sinne genommen, scheint uns der Volksdichter einen sehr hohen Rang zu verdienen. Hr. Bürger sagt deßhalb keinesweges zu viel, wenn er Popularität eines Gedichts für „das Siegel der Vollkommen-

heit" erklärt. Also weit entfernt, daß bei Gedichten, welche für das Volk bestimmt sind, von den höchsten Forderungen der Kunst etwas nachgelassen werden könnte; so ist vielmehr zur Bestimmung ihres Werthes wesentlich und nöthig, mit der Frage anzufangen: Ist der Popularität nichts von der höhern Schönheit aufgeopfert worden? Haben sie, was sie für die Volksmasse an Interesse gewannen, nicht für den Kenner verloren?

Und hier müssen wir gestehen, daß uns die Bürgerischen Gedichte noch sehr viel zu wünschen übrig gelassen haben, daß wir in dem größten Theile derselben den milden, sich immer gleichen, immer hellen, männlichen Geist vermissen, der, eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Edeln und Wahren, zu dem Volke bildend hernieder steigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verläugnet. Hr. B. vermischt sich nicht selten mit dem Volke, zu dem er sich nur herablassen sollte, und anstatt es scherzend und spielend zu sich hinaufzuziehen, gefällt es ihm oft, sich ihm gleich zu machen. Nimmermehr sind es dieselben Leser, für welche er seine Nachtfeier der Venus, seine Leonore, sein Lied an die Hoffnung, die Elemente, die Göttingische Jubelfeier, Männerkeuschheit, Vorgefühl der Gesundheit u. a. und eine Frau Schnips, Fortunens Pranger, Menagerie der Götter, an die Menschengesichter und ähnliche niederschrieb.

Wir wollen uns aber nicht bei Fehlern verweilen, die eine unglückliche Stunde entschuldigen, und denen durch eine strengere Auswahl unter seinen Gedichten abgeholfen werden kann. Aber daß sich diese Ungleichheit des Geschmacks sehr oft in demselben Gedichte findet, dürfte eben so schwer zu verbessern, als zu entschuldigen seyn. Rec. muß gestehen, daß er unter allen Bürgerschen Gedichten (die Rede ist von denen, welche er am

reichlichsten aussteuerte), beinahe keins zu nennen weiß, das ihm einen durchaus reinen, durch gar kein Mißfallen erkauften, Genuß gewährt hätte. War es entweder die vermißte Uebereinstimmung des Bildes mit dem Gedanken, oder die beleidigte Würde des Inhalts, oder eine zu geistlose Einkleidung, war es auch nur ein unedles, die Schönheit des Gedankens entstellendes, Bild, ein ins Platte fallender Ausdruck, ein unnützer Wortprunk, ein (was doch am seltensten ihm begegnet) unechter Reim oder harter Vers, was die harmonische Wirkung des Ganzen störte; so war uns diese Störung bei so vollem Genusse um so widriger, weil sie uns das Urtheil abnöthigte, daß der Geist, der sich in diesen Gedichten darstellte, kein gereifter, kein vollendeter Geist sey; daß seinen Producten nur deshalb die letzte Hand fehlen möchte, weil sie — ihm selbst fehlte.

Wenn wir bei Gedichten, von denen sich unendlich viel Schönes sagen läßt, nur auf die fehlerhafte Seite hingewiesen haben; so ist dies, wenn man will, eine Ungerechtigkeit, der wir uns nur gegen einen Dichter von Hn. B. Talent und Ruhm schuldig machen konnten. Nur gegen einen Dichter, auf den so viele nachahmende Federn lauern, verlohnt es sich der Mühe, die Parthei der Kunst zu ergreifen; und auch nur das große Dichtergenie ist im Stande, den Freund des Schönen an die höchsten Forderungen der Kunst zu erinnern, die er bei dem mittelmäßigen Talente entweder ganz unterdrückt oder ganz zu vergessen in Gefahr ist. Gern gestehen wir, daß wir das ganze Heer von unsern jetzt lebenden Dichtern, die mit Hn. B. um den lyrischen Lorbeerkranz ringen, gerade so tief unter ihm erblicken, als er, unsrer Meinung nach, selbst unter dem höchsten Schönen geblieben ist. Auch empfinden wir sehr gut, daß vieles von dem, was wir an seinen Producten tadelns-

werth fanden, auf Rechnung äußerer Umstände kommt, die seine genialische Kraft in ihrer schönsten Wirkung beschränkten, und von denen seine Gedichte selbst so rührende Winke geben. Nur die heitere, die ruhige Seele gebiert das Vollkommene. Kampf mit äußern Lagen und Hypochondrie, welche überhaupt jede Geisteskraft lähmen, dürfen am allerwenigsten das Gemüth des Dichters belasten, der sich von der Gegenwart loswickeln, und frei und kühn in die Welt der Ideale emporschweben soll. Wenn es auch noch so sehr in seinem Busen stürmt; so müsse Sonnenklarheit seine Stirne umfließen. Wenn indessen irgend einer von unsern Dichtern es werth ist, sich selbst zu vollenden, um etwas Vollendetes zu leisten; so ist es Hr. Bürger. Diese Fülle poetischer Mahlerei; diese glühende energische Herzenssprache; dieser bald prächtig wogende, bald lieblich flötende, Poesiestrom, der seine Producte so hervorragend unterscheidet; endlich dieses biedere Herz, das, man möchte sagen, aus jeder Zeile spricht, ist es werth, sich mit immer gleicher ästhetischer und sittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und stiller Größe zu gatten, und so die höchste Krone der Classicität zu erringen.

5) aus der Halleschen Lit. Zeit. 1819, N. 11.

über v. Rottecks allgemeine Geschichte vom Anfange der historischen Kenntniß bis auf unsre Zeiten. (abgekürzt)

Wenn der Apostel überhaupt Recht hat, daß der Buchstabe tödtet und nur der Geist lebendig macht; so gilt dies besonders auch von der Geschichte. Welche Buchstabenliteratur hat diese Wissenschaften, namentlich

bei den Teutschen, seit den Zeiten der Kirchenverbesserung aufzuweisen, und wie spät ist erst der Geist in dieselbe gekommen; wie fehlt er zum Theile noch immer! Doch unläugbar hat der große politische Umschwung der europäischen Menschheit seit den letzten 30 Jahren, so wie Schlözer's und Spittler's Kraft und vorleuchtendes Beispiel, auf teutschem Boden viel zur Fortbildung der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung hingewirkt. Denn beide, die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung, so verlangt es der Ernst und die Würde der Wissenschaft, müssen gleichen Schrittes vorwärts gehen, wenn die Geschichte neben den übrigen, in ihrer Ausbildung fortgeschrittenen, Wissenschaften auf gleicher Linie der Vollkommenheit erscheinen soll. Allein bei keiner Wissenschaft finden sich beide Eigenschaften so selten in Einer Person vereiniget, als eben bei der Geschichte. Namentlich hat die teutsche Literatur eine nicht unbeträchtliche Anzahl Geschichtsforscher, welche eine Feder führen, als ob sie in die Dintenfässer der Mönche des Mittelalters getaucht wäre; so trocken, unbehülflich, geistleer, und oft nur nothdürftig grammatisch-richtig ist ihre stylistische Darstellung! Nichts desto weniger schauen diese Historiker von ihrem Sitze am warmen Ofen in die lebensvolle politische, ihnen völlig fremde Welt mit einem Gefühle der Selbstgenügsamkeit, und mit einem Stolze, wie weiland Gatterer seinen geistvollen Collegen Schlözer behandelte, als dieser eine Bahn brach, bei welcher das trockene Formenwerk bedroht ward, in welchem der grundgelehrte Gatterer ausschließend sich gefiel. Doch eben so wenig kann geläugnet werden, daß wieder mehrere neue Schriftsteller, ohne Quellenkenntniß und eigenthümliche Forschung, ins Gebiet der Geschichtsdarstellung sich eindrängten, blos weil sie eine gewisse

Völker des Alterthums, welche eine ausführliche Darstellung verdienten; erwähnten die unermeßliche Welt des indischen, chinesischen, ägyptischen und phönicischen Alterthums nur in einer kurzen Nomenclatur, und glaubten die Universalgeschichte nicht herrlicher ausschmücken zu können, als wenn sie in derselben alle Ausgaben alter Autoren, von der editio princeps an, ausführlich erklärten, und die Geschichte selbst zunächst in eine Uebersicht über die classische Literatur der Griechen und Römer verwandelten. So war es zwar den Männern aus Ernesti's gründlicher philologischer Schule gelungen, ihre Vorgänger mit dem seit Carion's und Sleidan's Zeiten vielbeliebten Viermonarchieensysteme stark in das Gedränge und allmählig um den Credit zu bringen; allein die Selbstständigkeit der Geschichte als Wissenschaft ward eben so wenig von den Philologen, als von den Theologen begründet; nur die Critik der Quellen der griechischen und römischen Geschichte, nicht der gesammten Quellen der alten Geschichte, hatte dadurch gewonnen, und die neuere und neueste Geschichte ward blos in wenigen Stunden als überflüssiger Anhang zur römischen Kaisergeschichte beigebracht, weil ja die Schriftsteller des Mittelalters nicht im Ernestischen Latein geschrieben hatten, und die neueste Geschichte aus Zeitungen und Taschenbüchern erlernt werden konnte!

Allein selbst nach dem Jahre 1740, mit welchem die freiere Entwickelung des teutschen Nationalcharakters und das sichere Aufstreben in den meisten Wissenschaften bei unserm Volke begann, blieb der Anbau der Geschichte verhältnißmäßig am längsten hinter den übrigen Wissenschaften zurück. Zum Theile begnügte man sich, die englische Welthistorie auf teutschen Boden zu verpflanzen, bei deren Fortsetzung allerdings die Teutschen

das Unzureichende ihrer brittischen Vorgänger und die Nothwendigkeit empfanden, an neue eigene Ausarbeitungen gehen zu müssen; zum Theile fiel der geschichtliche Fleiß auf die Special = und Staatengeschichte. Unverkennbar warf diese ein neues helles Licht auf die Universalgeschichte zurück, seit mit Mascow, Köhler und Pütter besonders der bessere Anbau der Geschichte Teutschlands, und mit Gebauer, Achenwall u. a. die sorgfältigere Pflege der Staatengeschichte anhob. Doch unverkennbar ward auch die Geschichte Teutschlands und die Staatengeschichte damals nicht um ihrer selbst willen bearbeitet; denn die erste stand im Dienste der Publicisten, und galt als eine Vorbereitungs = und Hülfswissenschaft des teutschen Staatsrechtes; die zweite aber war bis auf Spittler's Zeiten eine trockene Regentengeschichte, ohne der Völker, ohne ihrer Verfassung und ihres politischen Lebens zu gedenken.

Erst als auf den brittischen Eilanden Männer wie Robertson, Hume und Gibbon, die keiner positiven Wissenschaft angehörten, und deren politische Bildung die reife Frucht der freien Verfassung Großbritanniens war, der Geschichte die schönste Kraft ihres Geistes widmeten, mit politischem Urtheile die todten Massen der einzelnen Thatsachen belebten, und zum nothwendigen Zusammenhange vereinigten; erst da begann in Europa der höhere Sinn für die politische und pragmatische Behandlung der Geschichte. Gleichzeitig mit jenen Britten widmete Gatterer ein ganzes langes Menschenleben der neuen Gestaltung der geschichtlichen Wissenschaften. Gründlichkeit der kritischen Forschung, Sichtung und geordnete Anhäufung der geprüften Massen, umschließende Verbreitung seines Fleißes über die meisten einzelnen Zweige der geschichtlichen

Wissenschaften, und Trennung der Geschichte von theologischen Ansichten, gehören zu seinen entschiedenen Verdiensten um den Anbau der Geschichte; allein der Geist, der die Massen beleben und durchdringen sollte, ging bei ihm unter in einem Linneismus, welcher die Welt- und Völkergeschichte rubrikenartig und gleichsam anatomisch behandelte, weil ihm der politische Blick und die philosophische Bildung abging, die weder durch Fleiß, noch durch philologische Kenntnisse ersetzt werden können. Vergeblich fragt man bei ihm nach den großen Angelegenheiten der Menschheit, nach Religion, Verfassung, Volksthümlichkeit, und nach den Ursachen des Steigens und des Sinkens der Völker und der Staaten; man muß sich mit bloßen Namen und Thatsachen begnügen.

Dieser höhere Geist waltete und wirkte aber in Schlözers Schriften. Der schärfste Gegner alles großen und kleinen Sultanismus in- und außerhalb Teutschlands, wirkten sein Briefwechsel und seine Staatsanzeigen, vielleicht noch mächtiger auf die politische Stimmung der Nation, als seine gediegenen Schriften auf die Umbildung und neue Gestaltung des geschichtlichen Studiums. Denn bald fühlte man allgemein die neue Kraft, welche von diesem Einzigen, wie ein Feuerstrahl, in den Kreis der Geschichte geworfen worden war. Die blinde Bewunderung des Alterthums legte sich allmählig und ward ein Vermächtniß für die Conrectoren der Lyceen; man fühlte, daß die neue europäische Menschheit unserm Zeitalter und seinen Bestrebungen näher stand, als die Tage des Cyrus, der Caziken von Sicyon, und der 7 römischen Könige; man nahm wahr, daß der Politiker und der Staats- und Geschäftsmann unendlich viel aus der Geschichte lernen könnte, wenn man in derselben den Charakter der Gesetz-

gebungen, der Verfassungen, der Verwaltungsformen, der Religionen, der Wissenschaften und Künste, der Sitten und Gebräuche, so wie den Nationalcharakter der verschiedenen Völker des Alterthums und der neuern Zeit mit politischem Geiste auffaßte; in dem wechselnden Strome der Begebenheiten die Ursachen des Blühens, Steigens, Veraltens und Sinkens der Völker und Reiche aufsuchte, und den nothwendigen Zusammenhang nachwiese, welchen das innere und äußere Leben der Völker und Reiche in steter Wechselwirkung, und diese Wechselwirkung als die Grundbedingung der politischen Bedeutsamkeit der Völker und Staaten vergegenwärtigt. Mit einem Worte: es war die politische Behandlung der Geschichte, welche Schlözer der bis dahin herrschenden theologischen und philologischen Schule entgegensetzte, und wodurch er die Geschichte, indem er sie von der Dienstbarkeit fremder Wissenschaften befreite, zur Selbstständigkeit erhob. Verkannt von allen geschichtlichen Formenmenschen seiner Zeit, und einige Jahrzehende hindurch wenig beachtet, bis allmählig die ältere Generation der mit ihm lebenden Historiker wirklich veraltete und abstarb, — ward doch der Geist, welchen er, als Lehrer und Schriftsteller, über die Geschichte ausbreitete, die Unterlage der großen Umbildung der geschichtlichen Forschung und Darstellung in unserm Zeitalter.

Allein so groß und einzig Schlözer im Kreise der wichtigsten geschichtlichen Wissenschaften (denn auch die Statistik und Politik verdanken ihm ihre Wiedergeburt!) dasteht; so darf doch neben ihm der Mann nicht vergessen werden, der, wenn er auch an Tiefe des Geistes und Neuheit des geschichtlichen Blickes Schlözer'n nicht erreichte, in seinen geschichtlichen Forschungen doch ruhiger und besonnener, und in seinen Darstel-

lungen stylistisch gediegener war, der hochverdiente Spittler. Kein europäisches Volk hat solche Handbücher der Kirchen- und Staatengeschichte aufzuweisen, wie Spittler hinterließ. Vom Mittelpuncte des politischen Lebens aus, von der Verfassung, entwickelt Spittler die Geschichte des politischen Lebens der europäischen Staaten, und ihm gebührt der unverwelkliche Kranz, daß er zu einer Zeit, wo blos Großbritannien eine freie bürgerliche Verfassung hatte, und wo die Kabinetspolitik und der Sultanismus auf vielen tausend europäischen Quadratmeilen an die Stelle des kräftigen Volkslebens im Mittelalter und in den unvergeßlichen Tagen der Kirchenverbesserung getreten war, — daß er da, in der Mitte dieser politisch-sumpfigen Zeit, zuerst die unermeßliche Macht der Constitutionen in Hinsicht der politischen Blüthe, Kraft und Haltung der europäischen Staaten zu würdigen wagte.

Wenden wir uns von diesen Resultaten zur Anzeige des Werkes von Rotteck. Ein edler, freier, für die wichtigsten Angelegenheiten unsers Geschlechts erwärmter Geist waltet über dem Ganzen; der Vf. ist kein Vertheidiger des Sultanismus und Aristokratismus, wie sie sich wohl, selbst in der neuesten Zeit — denn der Teufel säet gar zu gern sein Unkraut unter den Weizen — auch in der teutschen Literatur wieder finden; er ist kein bloßer Leisetreter, der sich durch ängstliche Rücksichten auf Verhältnisse das freimüthige Wort der Wahrheit verkümmern läßt; er will und liebt das Licht; er gehört nicht zur Schule der neuesten geschichtlichen Mystiker, die lieber einen Hildebrand, und ein blindes Fatum, als eine Weltregierung in der Geschichte nachweisen; bei ihm geht das rege Leben der Menschheit in ihren Völkern und Staaten nicht in einer mikrologischen Nomenclatur von Zahlen und Namen unter; ihm ist es nicht

um wassersüchtige Anschwellung der Massen, ihm ist es um die Mittheilung und Hervorhebung des Wichtigen zu thun; er ist ergriffen von seinem Stoffe, wie er selbst denselben zu ergreifen versteht, und seine stylistische Darstellung hat Lebendigkeit und Würde, nicht selten Wärme, bisweilen Glanz. Doch eben diese stylistische Darstellung ist, bei allen guten Eigenschaften derselben im Einzelnen, nicht durchgängig rein und sich gleich; es fehlt ihr die classische Gediegenheit, welche nie zu wenig, nie zu viel giebt; es fehlt ihr nicht selten die innere Gleichmäßigkeit; die höhere Symmetrie des Periodenbaues in dem Verhältnisse der Vorder- und Nachsätze gegen einander; es fehlt nicht selten die sichere Haltung und feste Durchführung der richtig gewählten mittlern Schreibart; es fehlt auch die gedrängte Kürze, wodurch vielleicht das Ganze auf einige Bände weniger hätte berechnet werden können.

Ueber die Eintheilung der gesammten Geschichte in die alte, mittlere und neuere ist wohl unter den Historikern so wenig Zweifel, wie über die Abgrenzung dieser Zeiträume, mit dem Untergange des römischen Westreiches, und mit der Entdeckung Amerika's. Allein wenn wirklich die neuere Geschichte, wie der Vf. (Th. 1. S. 107) behauptet, zunächst die Geschichte des neuen Staatensystems enthält; so ist Rec. der, auch bereits von Mehrern durchgeführten, Ansicht, daß die neuere Geschichte, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes, mit dem Anfange der französischen Revolution im Jahre 1789 endigt, und die neueste Geschichte mit dieser Thatsache anhebt. Denn unverkennbar umschließt dann die neuere Geschichte von 1492—1789 die Darstellung des allmählig, unter dem Einflusse des herrschend werdenden practischen europäischen Völkerrechtes, sich ausbildenden, und bis zu seinem Umsturze

mit dem gänzlichen Veralten des Lehnssystems fortgeführten, Systems des politischen Gleichgewichts in Europa, während die neueste Geschichte zeigt, wie aus den Trümmern des gestürzten Lehnssystems die neue politische Ordnung der repräsentativen Staatsformen, und, mit derselben, ein neues (noch nicht völlig ausgebildetes) System des politischen Gleichgewichts hervorging. Das ist eben der große Charakter des Zeitalters, das wir verleben, der freilich, zum Nachtheile der Völker und Staaten, so oft von den Diplomaten, und, zum Nachtheile der Wissenschaft, so oft von den Historikern verkannt wird, daß dieses Zeitalter von der Welt vor 1789 durch die Veraltung und den Sturz des Lehnssystems sich wesentlich unterscheidet, während alle Hauptbegebenheiten des Mittelalters in der europäischen Menschheit aus dem Charakter des entstehenden und sich fortbildenden Lehnssystems hervorgingen, bis dasselbe, in seiner Consolidirung, seit dem Jahre 1492 mit dem ganzen europäischen Staatsleben zusammen verwuchs. Wer diesen Grundcharakter der verschiedenen Zeiträume seit dem Untergange des römischen Westreiches in der Weltgeschichte nicht bestimmt festhält, und nicht aus demselben die Hauptbegebenheiten dieser Zeiträume abzuleiten und zu erklären vermag; der wird nie politische Einheit und pragmatischen Zusammenhang in die Darstellung der Weltgeschichte bringen, so viele Massen er auch mündlich oder schriftlich in derselben anhäufen mag. Deshalb muß es auch Rec. an dem Vf. rügen, daß er das Mittelalter als das Zeitalter der Barbarei aufstellt, und die mittlere Geschichte „das Gemählde der Barbarei" nennt, die, was die alte Cultur gebaut (hatte), verschlang, und aus welcher zum zweitenmale die Menschheit mühsam

emporstreben mußte. — Rec. ist davon entfernt, das Mittelalter als ein glückliches Zeitalter zu preisen. Allein Rom hatte sich nach seiner Verfassung und Verwaltung längst überlebt; es mußte, nach einem allgemeinen Naturgesetze, nach welchem alle veraltete und durch kein inneres Lebensprincip verjüngte, Staaten zusammenstürzen, einer neuen politischen Ordnung der Dinge Platz machen; denn welches klägliche Schauspiel eine veraltete Staatsform darbietet, lehrt die byzantinische Geschichte bis 1453. Gewinn war es daher, daß auf den Trümmern einer jämmerlich zusammengeflickten Verfassung des römischen Westreiches eine neue Welt von Staaten sich bildete, welche nur an dem allgemeinen Charakter des Lehnssystems ein gemeinsames Band besaß, in allen übrigen Staatsformen aber nach dem verschiedenartigen Charakter der einzelnen Völker und Reiche sich ausbildete. In diesem Zeitraume der Entwilderung können Spuren von Rohheit nicht fehlen; allein der Name Barbarei eignet sich nicht, als Hauptbezeichnung, für die tausend Jahre, in welchen Theoderich, Karl der Große, Alfred und die Hohenstaufen lebten und wirkten; wo vom Rheine bis zur Wolga das Land angebaut ward, und eine unermeßliche Bevölkerung allmählig in frischen Staatsformen sich verstehen lernte; wo die Araber über Südspanien herrschten; wo das zerstückelte Italien im kräftigen Städtebunde zu neuem Daseyn sich erhob; wo die Hanse sich bildete; wo das kaum zur Vollendung gebrachte System der Hierarchie durch Arnold von Brescia, Pierre Beaux, Wicliff und Huß bedroht und erschüttert, die Buchdruckerei erfunden, der Weg ums Cap, und die neue Welt im Westen entdeckt ward. Sehen wir im Mittelalter immer nur Barbaren; so sind wir undankbar gegen die ungeheuere Entwickelung der europäischen Menschheit in

dieser Zeit, die freilich nicht ohne Stürme und Gewaltthaten blieb, die aber gleichzeitig, weder in den Hochländern Mittelasiens, noch in Afrika und Amerika ein ähnliches Schauspiel aufzuweisen hat, u. s. w.

---

2) Der geschichtliche Styl.

25.

Begriff und eigenthümlicher Charakter des geschichtlichen Styls.

Nächst der Welt der Begriffe und Ideen in unserm Innern, welche den Stoff des Lehrstyls bilden, giebt es außerhalb des Menschen einen Kreis von Erscheinungen, Gegenständen und Thatsachen, auf welchen der Stoff des geschichtlichen Styls beruht. Denn wenn es die Aufgabe des Lehrstyls ist, sowohl die einzelnen Theile, als die Gesammtheit der Erkenntniß in dem Menschen, zur Einheit der stylistischen Form zu erheben; so hat der geschichtliche Styl die Bestimmung, den Kreis der Erscheinungen und Thatsachen außerhalb des Menschen unter die Einheit der stylistischen Form zu bringen. Die Gesammtheit dieser Erscheinungen, Gegenstände, Vorgänge und Thatsachen nennen wir den Kreis der Erfahrung, und denken ihn als ein in sich abgeschlossenes Ganzes, das, in der Darstellung durch Sprache, als die Einheit des Gebietes des geschichtlichen Styls sich ankündigt.

Der Gesammtkreis der Erfahrung, und mithin auch das Gesammtgebiet des geschichtlichen Styls, zerfällt in zwei Haupttheile. Es werden nämlich alle Erscheinungen und Thatsachen des Kreises der Erfahrung, nach den beiden Grundformen der Anschauung, entweder als zugleich und neben einander im Raume, oder als nach einander in der Zeit wahrgenommen. Alle Gegenstände, die zugleich und neben einander im Raume erscheinen, bilden den Kreis der Gegenwart; alle Vorgänge und Thatsachen, die nach einander in der Zeit sich zutrugen, bilden den Kreis der Vergangenheit. Die ganze Masse des geschichtlichen Stoffes gehet in diesen beiden Kreisen auf; denn die Zukunft liegt außerhalb derselben. Das Gebiet des geschichtlichen Styls umschließt daher die Kreise der Gegenwart und der Vergangenheit. So weit diese Kreise reichen; so weit muß auch der Kreis des geschichtlichen Styls seyn. Zugleich folgt daraus, daß jede neue Erscheinung in dem Kreise der Gegenwart, und jede Erweiterung des Kreises der Vergangenheit durch neue Vorgänge und Thatsachen, nothwendig auch das Gebiet des geschichtlichen Styls, seinem Stoffe nach, erweitern und bezeichnen muß.

Allein der eigenthümliche Charakter des geschichtlichen Styls beruht nicht blos auf dem ihm eigenthümlichen Stoffe, sondern, in gleichem Verhältnisse, auf der Eigenthümlichkeit seiner stylistischen Form, weil — so bedeutend von einander verschieden auch die einzelnen Stoffe des Kreises der Gegenwart und der Vergangenheit seyn mögen — die Form des geschichtlichen Styls doch nur dann das Gepräge der Vollendung trägt, wenn die einzelnen Bestandtheile des geschichtlichen Stoffes zu

einer solchen Einheit vermittelst der Form verbunden werden, daß diese Form in völliger Angemessenheit zu dem Gesetze der Form erscheint.

26.

Verhältniß des geschichtlichen Styls zum Gesetze der Form.

Das Gesetz der Form verlangt, wie von jeder Sprachdarstellung überhaupt, so auch von jeder geschichtlichen Darstellung, die innigste Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in derselben. Ob nun gleich der geschichtliche Stoff, weil er zunächst in den Kreis der äußern Anschauung fällt, dadurch einen bedeutenden Vorzug vor dem Stoffe des Lehrstyls zu haben scheint; so wird doch zugleich dadurch die Forderung an die Richtigkeit der Form gesteigert. Denn wenn bei dem Lehrstyle das Gesetz der Richtigkeit der Form zunächst von der formellen Wahrheit — von der Uebereinstimmung der menschlichen Vorstellungen unter sich selbst — abhängt; so wird zur Richtigkeit der Form im geschichtlichen Style die materielle Wahrheit, d. h. die Uebereinstimmung der durch Sprache dargestellten Vorstellungen mit den wirklichen Erscheinungen und Gegenständen im Kreise der Gegenwart, und mit den wirklichen Vorgängen und Thatsachen in dem Kreise der Vergangenheit erfordert. Die Schilderung eines Ortes, einer Provinz, eines Staates von dem Schriftsteller in der Erd- und Staatenkunde, die Beschreibung der Schlacht bei Lützen, die Erzählung des Lebens Alexanders und der Thaten Cäsars oder Napoleons, sollen nicht blos formelle Wahrheit haben (d. h. daß sie, nach den Denk-

gesetzen, so hätten seyn können); sie sollen wirklich den Charakter der materiellen Wahrheit an sich tragen, weil nur durch diesen dem Gesetze der Form, nach seiner ersten Grundbedingung der Richtigkeit, Genüge geschieht. Allein der Charakter der materiellen Wahrheit kann in der stylistischen Form nur dadurch ausgeprägt werden, daß diese Form den nothwendigen Zusammenhang zwischen den dargestellten Erscheinungen oder Thatsachen vergegenwärtigt. Denn an sich nehmen wir alle Erscheinungen und Thatsachen nur als einzelne, individuelle Theile wahr, die blos durch die Anschauung zu Einem Ganzen verbunden werden, das jedesmal wieder der Theil eines größern Ganzen ist. Soll daher der geschichtliche Styl die materielle Wahrheit des geschichtlichen Stoffes vergegenwärtigen; so kann dies nicht anders geschehen, als daß die Erscheinungen und Thatsachen, wie sie bereits in der Anschauung zur Einheit verbunden sind, auch innerhalb der Darstellung in einem nothwendigen Zusammenhange erscheinen, und in derselben, weil ihnen eine Anschauung des äußern Sinnes zum Grunde liegt, zu einem Bilde vereiniget werden, das der innere Sinn auffaßt, in welchem er zwar die einzelnen Theile, aus welchen es erfahrungsmäßig besteht, unterscheiden, aber auch den Zusammenhang und die Verbindung dieser einzelnen Theile, vermittelst der Form der Darstellung, wahrnehmen kann. Die äußere Anschauung muß also in eine innere verwandelt werden, und neben der Vorstellung von dem angeschauten Gegenstande, welcher zunächst der Darstellung zum Grunde liegt (weil keine Darstellung ohne Vorstellung möglich ist), muß durch die Darstellung ein Bild von dem Gegen-

stande hervorgebracht werden, das mit der Vorstellung von demselben in dem genauesten Zusammenhange steht.

In Hinsicht der Schönheit der Form ergeht aber an den geschichtlichen Styl im Allgemeinen die Forderung, daß in der stylistischen Form die Mannigfaltigkeit des darzustellenden Stoffes zur Einheit verbunden, und diese Einheit in der Darstellung so vollendet werde, daß der nach grammatisch-logischen Gesetzen ausgemittelte nothwendige Zusammenhang zwischen den dargestellten Erscheinungen und Thatsachen, vermittelst der Form zugleich als ein lebensvolles, organisches Ganzes sich ankündige, welches, durch die Versinnlichung der im Stoffe enthaltenen Erscheinungen und Thatsachen, ein reines Wohlgefallen an der Form selbst bewirkt. Ob nun gleich der geschichtliche Styl, seinem Stoffe nach, unter allen Gattungen und Arten des prosaischen Styls der höchsten Versinnlichung fähig ist, weil er unmittelbar aus dem Kreise der äußern Anschauung stammt, und, selbst nach den Thatsachen der Vergangenheit, irgend einmal als äußere Erscheinung sich ankündigen mußte, bevor er, als bereits vergangen, innerhalb des Gebiets der innern Anschauung aufbewahrt werden konnte; so liegt doch gerade die Schwierigkeit der Gediegenheit und Vollendung des geschichtlichen Styls in dieser höhern Stärke der sinnlichen Auffassung des Stoffes, wobei eben so leicht Entstellungen, als theilweise Lücken möglich sind, so daß dem für die Einbildungskraft durch die Darstellung vermittelten Bilde bald die materielle Wahrheit, bald die organische Einheit fehlt. Dies erhellt schon daraus, daß, bei dem unermeßlichen Reich-

thume des geschichtlichen Stoffes und bei den seit mehrern Jahrtausenden und bei den verschiedensten Völkern geschehenen Leistungen im geschichtlichen Style, doch im Ganzen nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl von geschichtlichen Werken dem Gesetze der Form völlig entspricht. Denn darein muß eben die Aufgabe für die classische Geschichtsschreibung (oder für die sogenannte historische Kunst) gesetzt werden, daß das kleinere oder größere geschichtliche Ganze, welches durch Sprache dargestellt wird, nach seinem Stoffe durchgehends das Gepräge der materiellen Wahrheit trägt, und nach seiner Form die Masse des Stoffes zur lebensvollsten Einheit und zu einer Versinnlichung erhebt, wodurch die stylistische Form für den innern Sinn ein nach Richtigkeit und Schönheit vollendetes Bild vermittelt, durch welches die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzt und auch das Gefühlsvermögen mehr oder weniger bewegt und erschüttert wird. Es besteht daher die historische Kunst in der Hervorbringung eines Erzeugnisses des geschichtlichen Styls in völliger Angemessenheit zu dem Gesetze der Form.

27.

Zweck des geschichtlichen Styls.

Der erste und nächste Zweck des geschichtlichen Styls ist, wie bei jeder einzelnen Gattung des prosaischen Styls, auf Belehrung und Ueberzeugung von den Erscheinungen und Thatsachen gerichtet, die, nach ihrer materiellen Wahrheit, unter dem Gesetze der Richtigkeit der Form erscheinen. Es lassen sich daher nicht blos einzelne Erzeugnisse des

geschichtlichen Styls denken, sondern auch wirklich in der Literatur mehrerer cultivirter Völker nachweisen, welche blos dieser ersten Grundbedingung des Gesetzes der Form entsprechen. Weil aber dem Gesetze der Form, nach Richtigkeit und Schönheit zugleich, ohne alle Ausnahme und Einschränkung, Gültigkeit für jede stylistische Form zukommt, welche auf Classicität Anspruch macht; so kann auch nur diejenige geschichtliche Darstellung als classisch gelten, welche nicht blos die Forderung an die Richtigkeit der Form, sondern zugleich auch an die Schönheit derselben — und zwar in gleichem Maaße, und nach der innigsten und unauflöslichsten Verbindung beider Grundeigenschaften innerhalb der Form — erfüllt. Denn eine classische geschichtliche Form soll nicht blos eine wahre und treue Vorstellung von den dargestellten Erscheinungen im Raume und von den aufgestellten Thatsachen in der Zeit vermitteln; sie soll auch das gesammte geistige Interesse des Lesers für diese Erscheinungen und Thatsachen in Anspruch nehmen, und, nächst dem Vorstellungsvermögen, theilweise, oder sogar gleichmäßig, die Einbildungskraft und das Gefühlsvermögen beschäftigen, was nur durch die classische Vollendung der geschichtlichen Darstellung nach beiden Grundeigenschaften des Gesetzes der Form erreicht werden kann.

Ob nun gleich, schon wegen der ursprünglichen Beziehung und Einwirkung jedes geschichtlichen Stoffes auf die äußere Anschauung, demselben, innerhalb der Form, eine höhere Versinnlichung und ein reicherer Schmuck, als vielen andern Formen des prosaischen Styls, ertheilt werden kann; so wird doch die Anwendung dieses Schmuckes, so wie die Be-

handlung der Form in der niedern oder mittlern Schreibart, bald von dem gewählten Stoffe selbst, bald von dem Zwecke, auf welchen die Darstellung berechnet ist, bald aber, und dies am häufigsten, von der Individualität des Schriftstellers und von seinem Ergriffenseyn von dem darzustellenden Stoffe abhängen.

28.

Eintheilung des Gebietes des geschichtlichen Styls.

Der Gesammtkreis der Erfahrung mit allen Erscheinungen zugleich und neben einander im Raume, und mit allen Thatsachen nach einander in der Zeit, zerfällt (§. 25.) in die beiden Haupttheile: der Gegenwart und der Vergangenheit. Darnach gestalten sich denn auch die beiden Haupttheile des geschichtlichen Styls. Denn der Historiker beschreibt die Gegenstände und Erscheinungen der Gegenwart, und erzählt die Vorgänge und Thatsachen der Vergangenheit. Daraus gehen von selbst die beiden Haupttheile des geschichtlichen Styls hervor: die Beschreibung und die Erzählung. Die Beschreibung, als der erste Haupttheil des geschichtlichen Styls, hält sich zunächst an die Gegenwart, und stellt deshalb die Gegenstände, Erscheinungen und Veränderungen innerhalb des Raumes dar; die Erzählung, als der zweite Haupttheil des geschichtlichen Styls, umschließt den ganzen Kreis der Vergangenheit, und schildert alle zu demselben gehörende Individuen und Thatsachen. In der Beschreibung muß der nothwendige Zusammenhang zwischen den zugleich und neben

einander wahrgenommenen Gegenständen und Erscheinungen, in der Erzählung der nothwendige Zusammenhang zwischen den auf einander folgenden Thatsachen versinnlicht werden. Bei der Beschreibung kommt es zunächst darauf an, daß die gesammten einzelnen Merkmale der darzustellenden Gegenstände und Erscheinungen rein und vollständig aufgefaßt werden, weil sonst die stylistische Form weder materielle Wahrheit, noch innern Zusammenhang, noch Einheit innerhalb der Versinnlichung haben kann; bei der Erzählung hingegen beruht die Wirkung der stylistischen Form auf dem vollständigen Auffassen der erfahrungsmäßigen und nothwendigen Aufeinanderfolge der Thatsachen unter sich, weil nur durch diese die materielle Wahrheit, der nothwendige Zusammenhang und die Einheit des Ganzen im Gebiete der Vergangenheit, vermittelt werden kann.

Weil aber die beiden Kreise der Gegenwart und Vergangenheit einen fast unermeßlichen Reichthum des darzustellenden Stoffes umschließen; so müssen auch die beiden Haupttheile des geschichtlichen Styls, die Beschreibung und die Erzählung, in mehrere Untertheile zerfallen.

1) Zu dem beschreibenden geschichtlichen Style gehören:

a) die Naturbeschreibung überhaupt (die nicht selten unrichtig: Naturgeschichte genannt wird); und

b) die Erdbeschreibung im Besondern.

Die erste ist allgemeine Naturbeschreibung, wenn sie die gesammte Natur als ein in sich abgeschlossenes sinnlich erscheinendes Ganzes darstellt, und dabei das Verhältniß unsrer Erde, als eines Theiles des

unermeßlichen Weltganzen, zu den übrigen Himmelskörpern entwickelt. Sie ist aber besondere Naturbeschreibung, wenn sie theils die unorganischen todten Massen der Materie, theils die einzelnen Gattungen, Arten und Formen der unbelebten und belebten Organisationen auf dem Erdkörper (die Erd- und Steinarten, die Pflanzengattungen, das Thierreich, und die einzelnen Menschenstämme) schildert.

Die eigentliche Erdbeschreibung enthält dagegen theils die Darstellung der natürlichen Beschaffenheit unsers Erdbodens (die sogenannte physikalische Erdkunde); theils die Darstellung des gesammten Kreises der Gegenwart in Hinsicht der gesellschaftlichen und bürgerlichen Verhältnisse der einzelnen, auf dem Erdboden neben einander bestehenden, Völker, Staaten und Reiche. Ihr Gebiet umschließt daher die sogenannte reine Erdkunde, die politische Erdkunde, die Völkerkunde (Ethnographie), die Staatenkunde, und die Masse der Reisebeschreibungen.

2) Zu dem erzählenden geschichtlichen Style gehören:

a) die Naturgeschichte im engern Sinne, und

b) die Menschengeschichte.

Weil nämlich der erzählende geschichtliche Styl den ganzen unermeßlichen Kreis der Vergangenheit umschließen soll; so muß er alles, was je auf dem Erdboden war und geschah, durch Sprache darstellen.

Deshalb erzählt die Naturgeschichte die Ereignisse und Veränderungen des Festlandes und der Gewässer des Erdkörpers, den ehemaligen Zu-

stand der drei Naturreiche, die Umbildungen der einzelnen Theile des Erdbodens durch mächtige Naturereignisse, die Veränderungen der Atmosphäre und des Klima, die Geschichte der Meere, der Flüsse, der Ueberschwemmungen, der Erdbeben, die Geschichte der Thierarten, so wie die Geschichte der Menschengattung nach der sinnlichen Ankündigung und Verschiedenheit derselben.

Die Menschengeschichte hingegen verbreitet sich über alle durch Ueberlieferung, Denkmäler und schriftliche Mittheilungen erhaltene Nachrichten über das menschliche Geschlecht nach seinen Individuen, Gesellschaften, Völkern und Staaten, und erzählt die Vorgänge und Thatsachen, die dasselbe betreffen, nicht blos nach dem Gesetze der Aufeinanderfolge und des innern nothwendigen Zusammenhanges, sondern zugleich auch als unmittelbare Wirkungen der menschlichen Freiheit, als des der Menschengattung eigenthümlichen letzten Grundes aller ihrer Ankündigungen in äußern Handlungen.

Von dieser Eintheilung des Gebietes des geschichtlichen Styls wird die sogenannte erdichtete Geschichte völlig ausgeschlossen, weil sie, selbst wenn sie von einzelnen, ehemals existirenden, Individuen unsers Geschlechts und von einzelnen, der wirklichen und beglaubigten Geschichte angehörenden, Vorgängen und Thatsachen ausgeht (wie z. B. Feßlers Marc-Aurel, Matthias Corvinus, Schillers Wallenstein, Göthe's Egmont u. a.), dennoch, bei der Darstellung derselben, nicht den Zusammenhang der Ereignisse aufstellt, der vermittelst der materiellen Wahrheit aufgefunden wird, sondern einen blos dichterischen Zusammenhang, welcher lediglich nach

dem Gesetze der formellen Wahrheit beurtheilt werden muß. So wenig daher dem Dichter im Epos, im Romane, in der Ballade, und in dem ganzen Umfange der dramatischen Form der Dichtkunst, das Recht verkümmert werden kann, für seine rein ästhetischen Zwecke des in der wirklichen Geschichte vorhandenen Stoffes an Individuen und Thatsachen sich zu bedienen; so wenig dürfen doch seine Erzeugnisse ins eigentliche Gebiet des geschichtlichen Styls gezogen und nach dem Maasstabe der materiellen Wahrheit beurtheilt werden. Er steht — wie in der Darstellung des Gesammtgebietes der Sprache der Dichtkunst näher entwickelt werden wird — nicht unter den Gesetzen der Geschichtsschreibung, welche auf der Reinheit und dem innern Zusammenhange der materiellen Wahrheit beruhen, sondern unter ästhetischen Gesetzen, bei welchen, in Hinsicht des Zusammenhanges des erdichteten, oder veränderten geschichtlichen Stoffes, nur die Bedingungen der formellen Wahrheit in Anschlag kommen.

29.

a) Der beschreibende geschichtliche Styl.

Wenn der erste Haupttheil des geschichtlichen Styls, die Beschreibung, die Aufgabe zu lösen hat, den Gesammtkreis der Gegenwart, nach allen ihren Gegenständen, Erscheinungen und Geschöpfen, vollständig und nach dem Gesetze des nothwendigen innern Zusammenhanges zwischen allen zugleich und neben einander im Raume wahrgenommenen Ankündigungen dieser Erscheinungen und Geschöpfe zu versinnlichen; so muß er gleichmäßig (§. 28.) die

Naturbeschreibung überhaupt, und die Erdbeschreibung insbesondere umschließen. Die Beschreibung kann aber theils tabellarisch, theils zusammenhängend seyn. Die tabellarische Beschreibung ist zunächst darauf berechnet, die einzelnen Gegenstände und Erscheinungen, abgetheilt und abgestuft (classificirt) nach ihren Gattungen, Arten, Unterarten und Individuen, zu einer lichtvollen Uebersicht zu bringen, wobei dem unmittelbaren Zwecke der zu bewirkenden Uebersicht über diese Gattungen und Arten, der sorgfältig gegliederte und geründete Periodenbau der Darstellung aufgeopfert wird. Bei der zusammenhängenden Beschreibung aber müssen alle aufgestellte Forderungen an den geschichtlichen Styl befriedigt, und die einzelnen Erzeugnisse des beschreibenden Styls dem Gesetze der Form untergeordnet werden.

Die allgemeine Naturbeschreibung umschließt das Weltall, theils als Ganzes; theils nach den einzelnen Milchstraßen- und Sonnensystemen; theils nach den einzelnen Fixsternen, Kometen, Planeten und Trabanten. Die ganze Astronomie und Uranographie liegt in ihrem Kreise. Weil aber der Mensch nur von dem Standpuncte der Erde aus, welche er bewohnt, den Blick ins unermeßliche Ganze richten kann, zu welchem er, nach dieser seiner Erde, und als ein Mitglied der vollkommensten Geschöpfart auf derselben gehört; so wird auch der größte Theil der allgemeinen Naturbeschreibung auf die Erde selbst, auf ihre Stelle in dem Sonnensysteme, dessen Theil sie ist, auf ihr Verhältniß zu ihrem Fixsterne und zu den übrigen Planeten und Trabanten desselben, so wie auf die festen und flüssigen Massen, aus welchen die Erdoberfläche

besteht, und auf die verschiedenen Naturreiche sich beziehen, unter welche die Gesammtheit aller auf dem Erdboden vorhandenen Gegenstände, Erzeugnisse und Geschöpfe gebracht werden muß.

So mannigfaltig, reich und vielseitig aber auch das Gebiet der allgemeinen Naturbeschreibung ist, woraus von selbst die Mannigfaltigkeit und der Reichthum der einzelnen stylistischen Formen der allgemeinen Naturbeschreibung folgt; so ist doch das Gebiet der eigentlichen Erdbeschreibung im Ganzen noch reicher und mannigfaltiger, weil zu demselben alles gehört, was die sogenannte physikalische, die reine und die politische Erdkunde, so wie die Völker- und Staatenkunde behandelt, da alle diese einzelnen Theile der besondern Erdbeschreibung den Kreis der Gegenwart — die Gesammtheit aller auf dem Erdboden zugleich und neben einander im Raume bestehenden — Erscheinungen, Geschöpfe, Formen und deren gegenseitiger Verhältnisse bilden.

Denn wenn die physikalische Erdbeschreibung die Darstellung der Erde nach ihren einzelnen Theilen in Hinsicht auf Boden, Klima, Jahreszeiten, Naturerzeugnisse, Thiere, Menschenarten und nach den Veränderungen ihrer Oberfläche enthält; so schließt die sogenannte reine Erdbeschreibung unmittelbar an dieselbe sich an, inwiefern sie die einzelnen Theile der Erdoberfläche nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, örtlichen Verschiedenheit und physischen Abgrenzung im innern Zusammenhange darstellt, doch mit Ausschließung aller politischen Eintheilungen und Verhältnisse, weil diese beständigen Veränderungen unterworfen sind, wogegen die politische Erd-

beschreibung die gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Formen der über die Erdoberfläche vertheilten Völker, Staaten und Reiche erschöpfend und in sich zusammenhängend schildert.

Die beiden wichtigsten Wissenschaften des beschreibenden geschichtlichen Styls sind aber die Völker- und die Staatenkunde.

Die Völkerkunde, die nach ihrem wissenschaftlichen Zusammenhange noch nicht bearbeitet worden ist, so reichhaltig auch die einzelnen Massen dazu vorliegen, muß von der eigentlichen Völkergeschichte eben so, wie die Staatenkunde (Statistik) von der Staatengeschichte unterschieden werden, weil die Völkerkunde die bestehenden und gegenwärtig vorhandenen, die Völkergeschichte die bereits erloschenen Völker des Erdbodens, nach ihrer physischen, geistigen und sittlichen Ankündigung, doch ohne alle Beimischung ihrer politischen Ereignisse, behandelt. Die Völkerkunde geht daher von der physischen Verschiedenheit der einzelnen Menschenstämme aus. Sie schildert die Völker nach der Verschiedenheit ihrer Farbe (weiße, braune, gelbe, rothe, schwarze Völker); nach ihrem ursprünglichen Wohnorte und nach ihrer allmähligen Verbreitung (caucasische, malayische, mongolische, äthiopische, amerikanische ꝛc. Stämme); nach der Verschiedenheit ihrer Sprachen (dies- und jenseits des Ganges, des Indus, Tigris, Euphrats, des Mittelmeeres, am Nile, in Griechenland, in Italien, in Amerika u. a.); nach ihren Sitten (im Naturzustande, im Zustande der angehenden Cultur, im Zustande der sittlichen Ausartung, des Verfalls und Sinkens); nach ihrer gesellschaftlichen Gestaltung (im Nomaden-,

Jäger-, Troglodyten-Leben, im patriarchalischen Zeitalter, in Städte- und Staatsverfassung, in Monarchieen, Despotieen, Republiken u. a.); nach ihrer Religion (Fetischismus, Zabäismus, Thierdienst, Bramaismus, Buddhaismus, Mosaismus, Christianismus, Muhamedanismus ꝛc.); nach ihrer Verbreitung über die einzelnen Erdtheile (in Europa: Germanen, Slaven, Finnen, Türken; — in Asien: Hindus, Sinesen, Mongolen, Araber, Perser; — in Afrika: Abyssinier, Mauren, Neger, Kaffern, Hottentotten; — in Amerika: Grönländer, Eskimos, Mexikaner, Peruaner, Patagonier; — in Australien: Malayen, Neger u. s. w.).

Die Staatenkunde (Statistik), im Gegensatze der Erdkunde, ist die Wissenschaft, welche die politische Gestaltung der selbstständigen Staaten und Reiche des Erdbodens (zunächst aber der Staaten und Reiche in Europa und Amerika), nach der Ankündigung ihres innern und äußern Lebens und nach der Wechselwirkung beider auf einander, im Kreise der Gegenwart darstellt. Zu der Darstellung des innern Staatslebens im Kreise der Gegenwart gehören aber: 1) die Grundmacht des Staates nach Land und Volk (der Länderbestand, nach der Gesammtheit der Quadratmeilen, nach dem Umfange und der physischen Beschaffenheit der einzelnen Kreise, Provinzen und Bezirke, nach dem Klima, nach den Grenzen, nach Gebirgen, Wäldern, Flüssen u. a., so wie die Bevölkerung, nach ihrer Gesammtzahl, nach ihrer Vertheilung in die einzelnen Provinzen, Bezirke und Oerter, nach ihrer Nationalverschiedenheit, bürgerlichen und kirchlichen Verschiedenheit u. s. w.); 2) die Cultur des Volkes

(die physische, technische, intellectuelle, ästhetische, sittliche und bürgerliche); und 3) der Organismus des Staates (nach Verfassung, Verwaltung und Regierung). Bei der Darstellung des äußern Staatslebens hingegen müssen berücksichtigt werden: 1) die Verhältnisse und Einflüsse des innern Staatslebens auf das äußere, und des äußern auf das innere; 2) die Würdigung des besondern Staatsinteresse jedes einzelnen selbstständigen Staates (nach Ausmittelung seiner politischen Würde, ob Kaiserthum, Königreich, Republik ꝛc., seiner völligen, oder beschränkten Souverainetät, und seines politischen Ranges und Gewichts, als Macht des ersten, zweiten, dritten, oder vierten Ranges); und 3) die für jeden einzelnen Staat gültigen Verträge in Beziehung auf alle Mächte und Staaten des Auslandes. — Durch die Behandlung der Staatenkunde aus diesem Standpuncte wird über ihre selbstständige Stellung im Kreise der beschreibenden geschichtlichen Wissenschaften, und über ihr Verhältniß zur Erdkunde, so wie über die Grenze zwischen beiden entschieden. Denn wenn die Erdkunde überall dem Oertlichen folgt, und an dasselbe gebunden ist; so folgt die Staatenkunde einer leitenden Idee, der Idee des innern und äußern Staatslebens und der Wechselwirkung beider auf einander. Wenn die Erdkunde das Besondere und Verschiedene im Staate angiebt, wo sie es antrifft; so stellt es die Staatenkunde unter dem Allgemeinen zusammen, und verbindet das Gleichartige. So z. B. führt die Erdkunde in den einzelnen Provinzen die Beschaffenheit des Bodens, die vorhandenen Berge, Waldungen, Flüsse, Seen u. a., so wie die Bevölkerung der einzelnen Kreise, Aemter und Oerter auf; dagegen

stellt die Staatenkunde die gesammte Oberfläche des Staates, die gesammten Berge nach ihren Höhen, die gesammten Waldungen nach ihrer physischen und forstwissenschaftlichen Beschaffenheit, das gesammte Flußsystem und die gesammten Seen zusammen. Eben so nennt die Erdkunde bei den einzelnen Oertern die daselbst befindlichen Manufacturen, Fabriken, Handelszweige, Landesbehörden, Schulen, Stiftungen u. s. w.; dagegen vereinigt die Staatenkunde, unter den Rubriken der technischen, ästhetischen und geistigen Cultur, die Gesammtheit des im Staate bestehenden Manufactur- und Fabrikwesens, die Gesammtheit seines Handels, seiner Verwaltungsbehörden, seiner Hochschulen, seiner gelehrten und andern Schulen u. s. w. Auf gleiche Weise stellt die Staatenkunde die allgemeinen Ergebnisse über die Stammes-, kirchliche und bürgerliche Verschiedenheit der Bewohner eines Staates auf, während die Erdkunde diese Gegenstände an den Orten nachweiset, wo sie vorkommen.

30.

1) Beispiele der allgemeinen Naturbeschreibung.

a) von Kant,

aus s. Theorie des Himmels (1755 zum erstenmale *) erschienen, und wieder abgedruckt) in

*) Es darf nicht vergessen werden, daß das, was Kant im Jahre 1755 als Ergebniß der reinen Speculation in Hinsicht der Milchstraßen aufstellte, 20—30 Jahre später von Herschel auf dem Wege der Erfahrung bestätigt ward.

f. sämmtlichen kleinen Schriften (Königsb. und Leipz. 1797. 8.) Th. 1. S. 394 (abgekürzt).

Das Weltgebäude setzt durch seine unermeßliche Größe, und durch die unendliche Mannigfaltigkeit und Schönheit, welche aus ihr von allen Seiten hervorleuchtet, in ein stilles Erstaunen. Wenn die Vorstellung aller dieser Vollkommenheit nur die Einbildungskraft rührt; so nimmt den Verstand anderer Seits eine andere Art der Entzückung ein, wenn er betrachtet, wie so viel Pracht, so viel Größe, aus einer einzigen allgemeinen Regel, mit einer ewigen und richtigen Ordnung, abfließet. Der planetische Weltbau, indem die Sonne aus dem Mittelpuncte aller Kreise, mit ihrer mächtigen Anziehung, die bewohnten Kugeln ihres Systems in ewigen Kreisen umlaufend macht, ist aus dem ursprünglich ausgebreiteten Grundstoffe aller Weltmaterie gebildet worden. Alle Fixsterne, die das Auge an der hohlen Tiefe des Himmels entdeckt, und die eine Art von Verschwendung anzuzeigen scheinen, sind Sonnen und Mittelpuncte von ähnlichen Systemen.

Wenn nun alle Welten und Weltordnungen dieselbe Art ihres Ursprungs erkennen; wenn die Anziehung unbeschränkt und allgemein, die Zurückstoßung der Elemente aber ebenfalls durchgehends wirksam, wenn bei dem Unendlichen das Große und Kleine beiderseits klein ist; sollten nicht alle die Weltgebäude gleichermaßen eine beziehende Verfassung und systematische Verbindnng unter einander angenommen haben, als die Himmelskörper unsrer Sonnenwelt im Kleinen, wie Saturn, Jupiter und die Erde, die für sich insonderheit Systeme sind, und dennoch unter einander als Glieder in einem noch größern zusammenhängen? Wenn man in dem uner-

meßlichen Raume, darin alle Sonnen der Milchstraße sich gebildet haben, einen Punct annimmt, um welchen (durch, ich weiß nicht, was vor eine Ursache,) die erste Bildung der Natur aus dem Chaos angefangen hat; so wird daselbst die größte Masse, und ein Körper von der ungemeinsten Attraction, entstanden seyn, der dadurch fähig geworden, in einer ungeheuern Sphäre um sich alle in der Bildung begriffene Systeme zu nöthigen, sich gegen ihn, als ihren Mittelpunct, zu senken, und um ihn ein gleiches System im Ganzen zu errichten, als derselbe elementarische Grundstoff, der die Planeten bildete, um die Sonne im Kleinen gemacht hat. Die Beobachtung macht diese Muthmaßung beinahe ungezweifelt. Das Heer der Gestirne macht, durch seine beziehende Stellung gegen einen gemeinschaftlichen Plan, eben sowohl ein System aus, als die Planeten unsers Sonnenbaues um die Sonne. Die Milchstraße ist der Zodiacus dieser höhern Weltordnungen, die von seiner Zone, so wenig als möglich, abweichen, und deren Streif immer von ihrem Lichte erleuchtet ist, so wie der Thierkreis der Planeten von dem Scheine dieser Kugeln, ob zwar nur in so wenig Puncten, hin und wieder schimmert. Eine jede dieser Sonnen macht mit ihren umlaufenden Planeten für sich ein besonderes System aus; allein dieses hindert nicht, Theile eines noch größern Systems zu seyn, so wie Jupiter oder Saturn, ungeachtet ihrer eigenen Begleitung, in der systematischen Verfassung eines noch größern Weltbaues beschränkt sind.

Wenn nun die Fixsterne ein System ausmachen, dessen Umfang durch die Anziehungssphäre desjenigen Körpers, der im Mittelpuncte befindlich ist, bestimmt wird; werden nicht mehr Sonnensysteme, und, so zu reden, mehr Milchstraßen entstanden seyn, die in dem

grenzenlosen Felde des Weltraumes erzeuget worden. Wir haben mit Erstaunen Figuren am Himmel erblickt, welche nichts anders, als solche auf einen gemeinschaftlichen Plan beschränkte Fixsternensysteme, solche Milchstraßen, wenn ich mich so ausdrücken darf, sind, die in verschiedenen Stellungen gegen das Auge, mit einem, ihrem unendlichen Abstande gemäß, geschwächten Schimmer, elliptische Gestalten darstellen; es sind Systeme von, so zu sagen, unendliche mal unendlich größerem Durchmesser, als der Diameter unsers Sonnenbaues ist; aber ohne Zweifel auf gleiche Art entstanden, aus gleichen Ursachen geordnet und eingerichtet, und erhalten sich durch ein gleiches Triebwerk, als dieses, in ihrer Verfassung. —

Aber, welches wird denn das Ende der systematischen Einrichtungen seyn? wo wird die Schöpfung selber aufhören? Man merkt wohl, daß, um sie in einem Verhältnisse mit der Macht des unendlichen Wesens zu denken, sie gar keine Grenzen haben müsse. Man kommt der Unendlichkeit der Schöpfungskraft Gottes nicht näher, wenn man den Raum ihrer Offenbahrung in einer Sphäre, mit dem Radius der Milchstraße beschrieben, einschließt, als wenn man ihn in eine Kugel beschränken will, die einen Zoll im Durchmesser hat. Alles, was endlich, was seine Schranken und ein bestimmtes Verhältniß zur Einheit hat, ist von dem Unendlichen gleich weit entfernt. Nun wäre es ungereimt, die Gottheit mit einem unendlich kleinen Theile ihres schöpferischen Vermögens in Wirksamkeit zu setzen, und ihre unendliche Kraft, den Schatz einer wahren Unermeßlichkeit, von Naturen und Welt unthätig, und in einem ewigen Mangel der Ausübung verschlossen, zu denken. Ist es nicht vielmehr anständiger, oder, besser zu sagen, ist es nicht nothwendig, den Inbegriff der

Schöpfung also anzustellen, als er seyn muß, um ein Zeugniß von derjenigen Macht zu seyn, die durch keinen Maasstab abgemessen werden kann? Aus diesem Grunde ist das Feld der Offenbahrung göttlicher Eigenschaften eben so unendlich, als diese selber sind. Man kann daher mit gutem Grunde setzen, daß die Anordnung und Einrichtung des Weltgebäudes, aus dem Vorrathe des erschaffenen Naturstoffes, in einer Folge der Zeit, nach und nach geschehe; allein die Grundmaterie selber, deren Eigenschaften und Kräfte allen Veränderungen zum Grunde liegen, ist eine unmittelbare Folge des göttlichen Daseyns. Selbige muß also auf einmal so reich, so vollständig seyn, daß die Entwickelung ihrer Zusammensetzungen in dem Abflusse der Ewigkeit sich über einen Plan ausbreiten könne, der alles in sich schließt, was seyn kann, der kein Maas annimmt, kurz, der unendlich ist.

b) von Georg Forster († 1794) aus s. kleinen Schriften, Th. 3. S. 311 (abgekürzt).

Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die Alles in der uns bekannten Schöpfung wirket, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich große körperliche Masse ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum, und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Zwecke. Alle Erscheinungen in der Körperwelt sind Wirkungen dieser Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieser Welt entstammen ihr, und führen wieder auf sie zurück. Vielleicht sind An-

t, Fortstoßen, Wärme, und Formen der Körper
l nur Modificationen jener allgemeinen ursprüngli-
Kraft, wodurch sie alles durchdringt und alles er-
Könnte sie vernichten und schaffen; alles würde
ermögen; allein Gott hat sich dieser beiden End-
e der Macht nicht entäußert. Erschaffen und Ver-
n sind Eigenschaften der Allmacht. Das Erschaf-
mgestalten, auflösen und wieder einkleiden, so
gehen die Veränderungen, denen es unterworfen ist.
wei Urkräfte sind es, welche die großen Massen
Weltalls fortwälzen, und nie aufhören zu wirken.
Anziehungskraft, die erste dieser beiden Kräfte, ist
ll gleichmäßig vertheilt; die andere, die fortstoßende
, in ungleichem Maaße. Auch giebt es Fixsterne
Planeten; einsame Gestirne, und solche, die mit
nten begleitet sind; Lichtkörper und finstere Körper;
ten, die in ihren verschiedenen Theilen nur nach
nach erborgtes Licht genießen; Kometen, welche sich
e dunkeln Tiefen des Raumes verlieren, und nach
hunderten zurückkehren, um sich mit frischem Feuer
mücken; Sonnen, die zum Vorscheine kommen und
winden, vielleicht wechselsweise sich entflammen
erlöschen; andere, die sich nur einmal zeigen, und
h auf immer unsichtbar werden. Der Himmel ist
Schauplatz großer Begebenheiten, die aber dem
hlichen Auge kaum bemerkbar sind. Ein verlö-
e Sonne, die den Umsturz einer Welt oder eines
ystems verursacht, thut auf unsre Augen keine an-
Wirkung, als ein glänzendes und bald verschwun-
Irrlicht. Der Mensch klebt an dem irdischen
, auf dem er pflanzenähnlich lebt, und sieht ihn
ne Welt an, dahingegen er Welten als Atome be-
t.

uf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall

giebt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eigenes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigene Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöset, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe. Durch dieses sich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur selbst ihre Gestalt. Und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattungen betrifft, unwandelbar ist; so würde sie sich immer unter einerlei Gestalt zeigen, sie würde zu allen Zeiten und unter allen Himmelsstrichen dieselbe seyn, wenn sie nicht in allen einzelnen Bildungen so viel als möglich Veränderung und Abwechslung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild, dessen vornehmste Züge mit unauslöschlichen und ewig bleibenden Merkmalen eingegraben sind; aber alle hinzugekommene Pinselstriche sind verschieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es ist keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menschengattung ward das Siegel der Gottheit am sichtbarsten aufgedrückt; gleichwohl ändert sich dies Gepräge vom Weißen ins Schwarze, vom Kleinen ins Große. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, stammen zwar alle von einem Vater her, sind aber doch weit entfernt, sich als Brüder zu gleichen.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltall gleichsam für nichts zu rechnen. Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst sind die einzigen Wesen der Natur; immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche, Kräfte. Um sie richtig zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahlen und Zeit, immer lebend, betrachten; ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menschengattung ist die erste von allen diesen Einheiten; die andern, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis an den Ysop, sind in der zweiten und dritten Linie. Und wiewohl jede verschieden gestaltet und von verschiedener Beschaffenheit ist, ja selbst eine eigene Lebensart hat; so nimmt sie doch ihren Platz ein, besteht für sich, wehrt sich gegen andere, und macht zusammen mit den andern die lebende Natur aus.

Was bedeutet aber das große Gepränge immer wiederhohlter Zeugungen, dieser fast verschwenderische Aufwand, wenn gegen tausend Keime, die verunglücken, kaum Einer fortkommt und seine ganze Bestimmung erfüllt? Woher kommen diese Abwechselungen von Tod und Leben, diese Gesetze des Wachsthums und Ersterbens; alle diese Veränderungen in einzelnen Dingen? Ich antworte: Alles dieses gehört zum Wesen der Natur, und hängt von der ersten Einrichtung der Weltmaschine ab. Das Ganze dieser Maschine ist fest; alle ihre Theile sind beweglich.

c) von Alex. v. Humboldt,
aus s. Ansichten der Natur (Tübing. 1810. 12.) S. 202.

— In den Tropen sind die Gewächse saftstrotzender, von frischerm Grün, mit größern und glänzendern Blättern geziert, als in den nördlichern Erdstrichen. Gesellschaftlich lebende Pflanzen, welche die europäische Vegetation so einförmig machen, fehlen am Aequator beinahe gänzlich. Bäume, fast zweimal so hoch, als unsre Eichen, prangen dort mit Blüthen, welche groß und prachtvoll, wie unsere Lilien, sind. An den schattigten Ufern des Madalenenflusses in Südamerika wächset eine rankende Aristolochia, deren Blume, von vier Fuß Umfang, sich die indischen Knaben in ihren Spielen über den Scheitel ziehen.

Die außerordentliche Höhe, zu welcher sich unter den Wendekreisen nicht blos einzelne Berge, sondern ganze Länder erheben, und die Kälte, welche Folge dieser Höhe ist, gewähren dem Tropenbewohner einen seltsamen Anblick. Außer den Palmen und Pisanggebüschen umgeben ihn auch die Pflanzenformen, welche nur den nordischen Ländern anzugehören scheinen; Cypressen, Tannen und Eichen, Berberissträucher und Erlen (nahe mit den unsrigen verwandt,) bedecken die Gebirgsebenen im südlichen Mexiko, wie die Andeskette unter dem Aequator. So hat die Natur dem Menschen in der heißen Zone verliehen, ohne seine Heimath zu verlassen, alle Pflanzengestalten der Erde zu sehen; wie das Himmelsgewölbe von Pol zu Pol ihm keine seiner leuchtenden Welten verbirgt.

Diesen und so manchen andern Naturgenuß entbehren die nordischen Völker. Viele Gestirne und viele Pflanzenformen, von diesen gerade die schönsten (Pal-

men und Pisanggewächse, baumartige Gräser und gefiederte Mimosen), bleiben ihnen ewig unbekannt. Die rankenden Gewächse, welche unsere Treibhäuser einschließen, gewähren nur ein schwaches Bild von der Majestät der Tropenvegetation. Aber in der Ausbildung unsrer Sprachen, in der glühenden Phantasie des Dichters, in der darstellenden Kunst der Mahler, ist eine reiche Quelle des Ersatzes geöffnet. Aus ihr schöpft unsre Einbildungskraft die lebendigen Bilder einer exotischen Natur. Im kalten Norden, in der öden Heide, kann der einsame Mensch sich aneignen, was in den fernsten Erdstrichen erforscht wird, und so in seinem Innern eine Welt sich schaffen, welche das Werk seines Geistes, frei und unvergänglich, wie dieser, ist.

31.

Beispiele aus der Erdbeschreibung.

a) von Anton Fr. Büsching (dem Begründer der systematischen Erdbeschreibung in Teutschland),

aus s. Erdbeschreibung (8te Aufl. Hamb. 1787. 8.) — aus der Einleitung zum ersten Theile, S. 9, wo er die Grundsätze einer richtigen und systematischen Erdbeschreibung aufstellt. (abgekürzt)

Durch die Erdbeschreibung verstehen wir eine gründliche Nachricht von der natürlichen und bürgerlichen Beschaffenheit des bekannten Erdbodens. Diese Erklärung enthält zwei Hauptmerkmale derselben. Das erste Merkmal betrifft den Vorwurf der Erdbeschreibung, welcher die natürliche und bürgerliche Beschaffenheit des bekannten Erdbodens ist. Weil unser Erdboden nur ein Theil der Welt ist; so ist auch die Erdbeschreibung nur ein

Theil der Weltbeschreibung, mit welcher sie in genauer Verbindung steht, und viele Erläuterungen aus derselben bekommt. Sie handelt von dem ganzen Erdboden, so weit er uns nämlich bekannt ist; denn es giebt nach dem Nord- und Südpole zu noch einige unbekannte Länder, von denen man nicht viel mehr weiß, als daß sie sind. Der bekannte Erdboden aber muß sowohl nach seiner natürlichen als bürgerlichen Beschaffenheit betrachtet werden. Zu seiner natürlichen Beschaffenheit rechnen wir theils die mathematischen Betrachtungen desselben, die ihn als einen Weltkörper ansehen, und seine Gestalt, Größe, Lage, Verhältniß gegen die andern Weltkörper, und dergleichen, erwägen; theils die Kenntniß dessen, was über und unter der Fläche des Erdbodens beweglich und unbeweglich ist, welches man die eigentliche physikalische Erdbeschreibung nennen kann. Bei Betrachtung der bürgerlichen Beschaffenheit des Erdbodens siehet man auf die vielen und mancherlei Staaten, und handelt nicht nur ihre Verfassung überhaupt ab, damit man von ihrer Größe, Stärke, Einrichtung, Regierungsart, Einwohnern rc. einen richtigen Begriff bekomme, sondern man beschreibt auch die besondere Verfassungs- und Regierungsart, nebst dem kirchlichen Zustande derselben, ingleichen die Städte, Festungen, Schlösser, Flecken und andere merkwürdige Oerter und Stiftungen.

Das zweite Merkmal der Erklärung der Erdbeschreibung ist, daß sie von allen Dingen eine gründliche Nachricht ertheilet. Solche Nachricht ist, nach dem verschiedenen Zweck der Verfasser, bald kürzer, bald weitläufiger, überall aber muß das Unnütze und Unerhebliche abgesondert werden, damit nicht die Bücher dieser Art zu einer ungemeinen und beschwerlichen Größe anwachsen, oder aber durch nichtswürdige Kleinigkeiten,

leere Worte, unanständige Possen, Spöttereien, Anzüglichkeiten und Ketzermacherrien, nützliche und beträchtliche Nachrichten verdrängt werden. Je fruchtbarer, nachdrücklicher, ernsthafter und ungekünstelter also die Schreibart ist, und, der Deutlichkeit und Annehmlichkeit unbeschadet, eingerichtet werden kann; je besser und brauchbarer ist das Buch der Erdbeschreibung. Diese Bemühung, kurz und fruchtbar zu schreiben, muß aber der Hinlänglichkeit der Nachrichten nicht nachtheilig seyn, weil eine Erdbeschreibung mehr liefern soll, als die Landcharten, und folglich nicht bloße Namenverzeichnisse enthalten muß. Die Gründlichkeit der Nachrichten erfordert auch eine gute Ordnung, als welche nicht willkührlich und unbedachtsam eigenmächtig, sondern der Verfassung der Länder und der Lage ihrer einzelnen Theile und Oerter gemäß seyn, und dem Leser ihre Kenntniß erleichtern muß. Das Hauptstück der Gründlichkeit aber besteht darin, daß der Erdbeschreiber nichts vorsätzlich erdichte, auch nichts leichtgläubig annehme, sondern sowohl in der Wahl der Quellen seiner Nachrichten, als im Gebrauche derselben, vorsichtig und nachdenkend verfahre, damit die Erdbeschreibung richtig und zuverlässig werde. Seine Quellen müssen nicht andere Erdbeschreibungen seyn, sondern gute Beschreibungen einzelner Länder und Oerter und eigene sorgfältige Untersuchungen. Unter den Land- und Ortbeschreibungen haben den Vorzug, und sind eigentlich zu gebrauchen nur diejenigen, welche in den Ländern und an den Oertern selbst von geschickten, erfahrnen und unpartheiischen Personen mit gehörigem Fleiße verfertigt, und entweder in Druck gegeben, oder schriftlich mitgetheilt worden. Unter denselben sind die neuern brauchbarer, als die alten, die letztern aber weder zu verachten, noch ungebraucht zu lassen.

b) von E. A. W. v. Zimmermann, aus s. Werke: die Erde und ihre Bewohner nach den neuesten Entdeckungen (Leipz. 1810. 8.) Th. 1. S. 30.

Afrika.

Schon den Alten war dieser Welttheil das Reich des Wunderbaren; und jeder Schritt, den die Neuern darin vorwärts thun, bestärkt jenen Ausdruck.

Welch ein Land muß Afrika seyn! Binnen drittehalb Jahrhunderten entzieht man ihm über 40 Millionen gesunder Menschen; dennoch bleibt es unermeßlich bevölkert. In ein paar Jahren werden darin 20,000 Elephanten erlegt; ganze Haufen reißender Thiere verfolgen unzählbare Heerden großer Gazellen, und auf einer gleichen Anzahl von Quadratmeilen ist dieser Welttheil zehnfach so reich an Quadrupeden, als unser Europa. Die unförmlichsten Kolossen des Thier- und Pflanzenreiches gedeihen nur hier, und die Heftigkeit des Triebes der Vegetation in Afrika macht gleichsam das Wachsen sichtbar. Die Waldungen strotzen von unzählbaren Arten der brennendsten Gewürze, der nahrhaftesten Leckereien, und der schönsten Färbehölzer; zugleich erzeugen die Eingeweide seiner Gebirge centnerschwere Massen des reinsten Goldes!

Welch ein Land muß Afrika seyn! Die sonderbarsten Menschenracen und Völkerschaften finden sich in ihm vereinigt. Alle Nüancen der Schwarzen und ihre Ausartung: die Albinos; Neger mit Tigerzähnen; zwergartige Elephantenjäger; Menschen- und Heuschrecken-Fresser; Heere streitender Weiber; ungeheure Staaten von einem einzigen Despoten mit eisernem Scepter regiert, neben kleinen Republiken; ja neben patriarchali-

schen Regierungen; und dennoch ist unter allen der Mensch verkäuflicher Sklav!

Welch ein Land muß endlich Afrika seyn! Es war die Wiege des Handels, der Künste und der Wissenschaften; ja noch jetzt, nach mehrern Jahrtausenden trotzen in beiden Hemisphären riesenmäßige Monumente seiner Kunst der alles zernagenden Zeit!

Und dieser Welttheil von mehr als fünfmal hundert tausend Quadratmeilen, dessen kaum glaubliche Erzeugnisse die Habsucht des Kaufmanns nicht minder spornen, als die Wißbegierde des Forschers, trennt von uns nur ein geringer Arm des Meeres; fast sein ganzer Umriß ist beschiffbar; der Europäer hat darauf zahlreiche Besitzungen, ja in ältern Zeiten war ihm sein Inneres sehr weit bekannt; dennoch ist dieses Wunderland jetzt für uns gleichsam eine unbekannte Welt!

Die Lage, das Klima, die sonderbare Bildung des Innern, da gerade unter diesem glühenden Himmel Sandwüsten von viel tausend Quadratmeilen dem benachbarten Europäer das reiche Land gleichsam versperren, und endlich die Eifersucht und Bosheit der Mauren, wiesen bis dahin unsern Forschungsgeist zurück, oder sie lohnten ihn nur spärlich.

Ja wäre Heinrich der Nautiker, der wißbegierige Portugiesen=Fürst, nicht (1414) aufgetreten; hätte er nicht sein ganzes Leben rastlos der Entdeckung von Afrika gewidmet; wäre nicht durch ihn Porto Santo und Madera entdeckt und sogar angebauet (1418), wäre nicht das sonst gefürchtete Cap non (plus ultra) umsegelt, das grüne Vorgebirge, der Senegal, ja selbst noch in seinem Todesjahre die Küste von Guinea (1460) bis Cap Mesurada hervorgegangen; hätte er nicht seiner Nation diesen edlen Geist des Entdeckens und kühnen Forschens eingeimpft, wodurch bald darauf die südlichste

Spitze von Afrika und die östliche Küste, also fast der ganze Umriß des großen Welttheils ans Licht trat; was wüßten wir sodann wohl von dem nahen Wunderlande? Man überlaufe nur die Charte von Afrika; kaum ist ein Vorgebirge, ein Fluß, eine Küste, welche nicht den Ursprung seiner Entdeckung durch ihren portugiesischen Namen ausspricht.

32.

3) Beispiele aus der Staatenkunde (Statistik),

b) von Sebast. Münster,

aus s. Cosmographey d. i. Beschreibung aller Länder, Herrschafften vnd fürnemesten Stetten des gantzen Erdbodens, sampt jhren Gelegenheiten, Eygenschafften, Religion, Gebräuchen, Geschichten vnd Handtierungen ꝛc. Erste Ausgabe, Straßb. 1550. Fol. N. A. Straßb. 1598. Fol.

Aus dem Abschnitte: von dem teutschen Lande.

— Es haben die Teutschen viel vnderscheid vnnd manigfaltige Grad oder Stand vnder jhnen. Der ersten Stand haben die Geystlichen. Den andern die Edlen, vnd der hat viel Grad: Dann es sind Fürsten, Graffen, Freyherren, vnd andere Edlen. In Denmarck vnd Engellandt hat man diese Grad nicht, oder gar wenig. Die Fürsten vbertreffen die andern nicht allein in der wirdigkeit vnd hohem Geschlecht, sondern auch in der Gewalt; dann sie haben weite Länder vnnd Herrschafften. Aber die Graffen, Freyherren, vnd andere Edlen sitzen hin vnd her hinder den Landtesfürsten, besunder die schlechten Edelleut. Hie ist gar ein seltzamer Brauch vnder den Edlen. Dann wann die Keyser

des Keyserthumbs halb noht angeht, vnd er vermanet seine Fürsten, Graffen vnd Edlen, so sprechen sie, daß sie gefreyet sind, vnd niemand dienen, dann der jhnen Sold gibt, darzu lassen sie auch jhre Vnderthanen nicht dienen, vnnd sagen doch, daß der Keyser jhr Oberherr sey. Diese Leut meynen, daß jr Adel nicht wenig geschwecht wurd, wann sie solten Kauffmanschafft treiben, oder ein Handwerck führen, oder so einer eine Vnedle Haußfrawen neme, oder solt einer wohnen wie ein ander Burger in einer frembden Statt. Die Fürsten und Edlen hangen an gemeinlich dem Jagen, vnd meynen, es gehör jhnen allein zu auß langwierigem Brauch, vnd gegebner Freyheit, aber den andern verbieten sie zu fahen Hirschen, Reh, Hinnen vnd Hasen, bey verlierung der Augen, ja an ettlichen örtern ist es verbotten bey Kopff abhawen. Doch was schädliche Thiere sind, mag jederman fahen. Es essen auch die Edlen gar lustbarlich, vnnd kleiden sich köstlich, zieren sich mit Gold, Sylber vnd Seyden, sunderlichen die Weyber, im Hauß vnd außerhalb dem Hauß. Vnnd wann sie außgehn, volgt jhnen nach ein Hauffen Gesinds, gehen so langsam vnnd sitlich, vnnd machen so wol bedachte Schritt in jhrem Gang, daß das gemein Volck sie einswegs an jhren Geberden erkennt. So aber ein ferrer Weg vorhanden ist, gehen sie nicht zu Fuß; dann sie meynen, es were jhnen vnehrlich, vnd ein vrkund der dürfftigkeit, aber Rauben, wann sie noht angeht, schemen sich jhren ein theil nicht. Wann jhnen ein schmach von jemand begegnet, tragen sie es selten mit dem Recht auß, sondern sie versammeln jhre Reysigen gespanen, vnd rechen sich mit dem Schwert, Fewr und Raub, vnnd zwingen also die jhnen widerdruß haben gethan zu der gnugthuung.

Der dritte Stand ist der Burger, die in den Stetten

haben nimmer ruh, frů vnnd spat hangen sie der Arbeit an. Sie tragen in die nechsten Stett zu verkauffen, was sie nutzung vberkommen, auff dem Feld vnd von dem Viech, vnd kauffen eyn dargegen, was sie bedörffen. Jhren Herren müssen sie offt durch das Jar dienen, das Feld bawen, seen, die Frucht abschneyden, vnd in die Schewren führen, Holtz hawen, vnd Gräben machen. Da ist nichts, daß das arm Volck nicht thun muß, vnd ohne verlust nicht auffschieben darff. Was solche herte dienstbarkeit in dem armen Volck gegen ihren obern bringe, ist man in kurtzen verruckten jaren wohl innen worden *). Es ist kein Stahel Bogen so gut, wann man ihn zu hoch spannen will, so bricht er.

b) von Georg Hassel,

„über die Staatsform des nordamerikanischen Staatenbundes,"

aus s. vollst. und neuesten Erdbeschreibung der vereinigten Staaten von Nordamerika (auch Th. 17 des Handb. d. neuesten Erdbeschr. Weimar, 1823. 8.) S. 144.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika bilden einen Staatenbund, welcher aus mehrern Demokratieen besteht, die für sich zwar unabhängig sind, aber durch das Band eines allgemeinen Congresses zusammengehalten werden. Dieser Congreß ist die höchste Gewalt in der Union; er besorgt alles, was zu der allgemeinen Vertheidigung und zu den auswärtigen Angelegenheiten gehört; er ordnet die Auflagen an, und führt die Auf-

---

*) Münster gedachte dabei des nicht lange vorher eingetretenen Bauernkrieges.

sicht über das Heer und das Finanzwesen der Gesammtheit. Die gesetzgebende Gewalt des Congresses wird durch die beiden Häuser, den Senat und die Repräsentantenkammer, ausgeübt; die vollziehende Gewalt ist einem Präsidenten überlassen, der aber ebenfalls aus dem Schooße der ganzen Nation gewählt wird. Zu Hause regiert sich jeder Staat und regulirt seine Gemeinde- und bürgerlichen Angelegenheiten, wie er es gut findet Die Zahl der Staaten ist unbestimmt, und kann sich von Jahr zu Jahr vergrößern; jede Provinz, jedes Gebiet kann in die Union eintreten, sobald es die bestimmte Anzahl von Staatsbürgern nachweisen kann. — Der Senat ist zusammengesetzt aus zwei Senatoren, die jeder in die Union aufgenommene Staat zu demselben sendet, mithin gegenwärtig aus 48 Senatoren. Jeder wird von der gesetzgebenden Gewalt des Staates, der ihn sendet, auf sechs Jahre gewählt; jeder führt in dem Senate nur Eine Stimme. Der jedesmalige Vicepräsident des Congresses ist Präsident des Senats, hat aber keine Stimme. Nur wenn die Stimmen getheilt sind, giebt die seinige den Ausschlag. — Zu dem Hause der Repräsentanten kann jeder Staat von 40,000 Einwohnern einen Repräsentanten senden, der auf zwei Jahre gewählt wird. An der Spitze steht ein, aus der Mitte des Hauses gewählter, Sprecher. — Aus diesen beiden Häusern besteht die oberste gesetzgebende und richterische Gewalt. Sie haben das Recht des Krieges und des Friedens, der Bündnisse, die Einrichtung des Handels, die Regulirung der Auflagen für die Kosten des Bundes, die Anordnung und Festsetzung der Münzen, die Regulirung der Handelsverhältnisse mit fremden Nationen, die Anordnung der Posten, die oberste Aufsicht über die bewaffnete Macht, die Organisation der Miliz und der Seemacht. Keine Geldbill darf in einem an-

dern Hause, als dem Hause der Repräsentanten, angebracht werden. Alle Bills ohne Unterschied, welche in dem Hause der Repräsentanten und in dem Senate durchgegangen sind, müssen dem Präsidenten vorgelegt werden, durch dessen Unterschrift eine Bill erst Gesetzeskraft erhält. Verweigert er diese; so geht die Bill in das Haus zurück, in welchem sie zuerst aufgenommen ward, und wird mit den Einwürfen, die von dem Präsidenten dagegen gemacht sind, nochmals reiflich berathen. Finden dann Zweidrittheile beider Häuser solche annehmbar; so wird sie Gesetz, wenn schon die Unterschrift des Präsidenten fehlt. — Der Präsident soll in der Verfassung der Union das darstellen, was der König der brittischen Reiche in der brittischen; aber abgesehen davon, daß er nur vier Jahre lang seine Stelle bekleidet, und dann in den Stand eines gemeinen Bürgers zurücktritt, ist er fast ohne wirkliche Gewalt und auf allen Seiten beschränkt.

c) von Traugt. Gthi. Voigtel, aus s. Statistik des preußischen Staates (Halle, 1819. 8.) S. 146.

Ueber die Orden und Ehrenzeichen der preußischen Monarchie.

Die Orden und Ehrenzeichen des Staates zerfallen, nach der Erweiterungsurkunde für die preußischen Orden und Ehrenzeichen vom 18 Jan. 1810, in zwei Hauptabtheilungen, von welchen die erste das ausgezeichnete Verdienst um den Staat im Allgemeinen, die zweite insbesondere das im Kampfe gegen den Feind erworbene Verdienst belohnen soll.

Zur ersten Abtheilung gehören: 1) der Orden des schwarzen Adlers, welcher die höhern Militairehren

hat; 2) der des rothen Adlerordens, erster, zweiter und dritter Klasse, von welcher nur die erste die Militairehren hat. Die Ritter des schwarzen Adlerordens sind zugleich Inhaber der ersten Klasse dieses Ordens; 3) die allgemeine, am 18 Jan. 1810 gestiftete, Verdienstmedaille (oder Ehrenzeichen) erster und zweiter Klasse, wovon jene in einer goldenen, diese in einer silbernen Medaille besteht, statt jener aber, seit der Kabinetsordre vom 30 Sept. 1814, ein silbernes Kreuz ausgegeben worden ist; 4) der unter dem 3 Aug. 1814 gestiftete Luisenorden, für das um die Pflege der verwundeten und kranken Krieger verdiente weibliche Geschlecht, an welchen sich die goldene Medaille des allgemeinen Ehrenzeichens erster Klasse am Luisenordensbande, gleichsam als eine zweite Klasse dieses Ordens, anschließt.

Zur zweiten Abtheilung gehören: 1) der Orden pour le mérite, welcher ursprünglich für das Verdienst überhaupt, aber durch die Erweiterungsurkunde für die königl. preuß. Orden vom 18 Jan. 1810 auf das Verdienst im Kriege beschränkt ward; 2) das eiserne Kreuz, gestiftet für Verdienst im Befreiungskriege durch die Urkunde vom 10 März 1813, welches drei Abstufungen hat, das Großkreuz, die erste und zweite Klasse. Verdienst, welches im Befreiungskriege, jedoch nicht im Kampfe vor dem Feinde erworben ist, wird mit demselben Kreuze an einem weißen Bande belohnt; 3) das Militairehrenzeichen erster und zweiter Klasse, gestiftet durch die Kabinetsordre vom 30 Sept. 1806, welches in einer goldenen und silbernen Medaille bestand, wovon statt der ersten, seit der Kabinetsordre vom 30 Septbr. 1814, ein silbernes Kreuz ausgegeben wird; 4) die Denkmünze für die Jahre 1813, 14 und 15, für jeden, der, nach der Stiftungsurkunde vom 24 Dec. 1813, im Felde, oder vor einer Festung wirklich mitgefochten, und

sich keines Excesses schuldig gemacht hat; 5) die durch die Kabinetsordre vom 14 Dec. 1814 für Nichtcombattanten bestimmte Denkmünze. — An diese Orden und Ehrenzeichen der beiden Hauptabtheilungen schließt sich, statt der (1811) aufgehobenen Ballei Brandenburg des Johanniterordens, der am 23 Mai 1812 errichtete preußische Johanniterorden an, dessen Protector der König ist.

33.

4) Beispiele aus der Reisebeschreibung,

a) von Hans Tucher, aus s. Reise in das gelobte Land (Nürnb. 1483. 2te Aufl.). — Der Vf. war Mitglied des kleinen Rathes zu Nürnberg. —

— Den tag vmb mittag, als wir auf die linken handt bey dreyen welisch meylen an das rot mere hetten, rieten wir pilgram von dem weg an das rot mere, vnnd padeten vns darinnen. das rot mere hat gut vnn groß fische vnn sein Wasser ist nit rot. Aber das erdtrich vnd der Grund ist rot, vnn wer darauff ist, den bedunckt, das wasser sey gantz rot. aber von verren (fern) scheind es wie ein ander wasser. Es sicht von des grundes wegen als es fein rot sey. Man vindet auch an dem gestat weyß vnd rot korallen vnd viel hubsches dings, des wir do aufflasen eylentz. wann wir nit lang daran dersten beleiben. wir hetten wol vil seltzams dings do funden. Das rot mere ist in dem land arabia gelegen. wann das gancz land ist rot. Es seind auch in dem roten mere inseln, darinnen rot holcz wechst. vnd in besunderheyt Bresilig holtz. Item do entgegen vber ein arm des roten meres ligt ein gepirg vnd insel. daran ligt ein stat Elchoseyr genant. mer

dabey ein groß gepirg vnd insel Sues genant. Dabey hat kunig pharao moysen vnd dy kinder von israhel voruolgen wollen. die vor im geflohen vnd truckens fueß aldo durch das rot mere gegangen seindt. aber er mit seinem here darinnen ertruncken. Als man das in der Bibel geschriben vindt. Vnd des tags begegneten vns ob sechßhundert kamelen oder kemeltyer.

b) von Chstn. Aug. Fischer,

aus s. Reise von Amsterdam nach Genua (Berl. 1799. 8.) S. 46. (abgekürzt)

Bayonne, May 1797.

So bin ich denn am Fuße der Pyrenäen; und nur zwei Meilen von der spanischen Grenze. Wir hätten einen Theil der Pyrenäen schon seit zwei Tagen gesehen, und ihre schneebedeckten Gipfel sehr deutlich unterscheiden können; aber drei Lieues von Bayonne erkannten wir sie in ihrer ganzen Pracht.

Der Anbau der Landschaft wurde nun besser, der Weg erhob sich allmählig über buschigte Anhöhen, und Landhäuser und Gärten vermehrten sich, als wir auf einmal, von der Spitze eines Hügels, Bayonne tief unter uns am Fuße der Gebirge erblickten, deren blaue Felsenmassen kaum eine Stunde entfernt schienen. Die Ansicht der Dörfer und Pflanzungen, der Anblick der Stadt und des Stromes, der zum Theil mit Schiffen bedeckt war, kurz der Eindruck des Ganzen war überraschend schön.

Jetzt gesellte sich ein artiges Landmädchen zu uns, welches mit grünen Waaren aus einem Garten kam. Sie trug den niedlichen Kopfputz, welcher über Paris zu uns nach Teutschland gekommen ist, und auch unsern Damen so gut stehet. Es ist ein feines weißes Tuch,

dessen zwei Zipfel hinten über einander herunter hängen, da die beiden andern auf der Stirne in eine Rose geknüpft werden. Die wohlgebildeten „Basquaises“ wissen so viele Mannigfaltigkeit in die Formen dieses Tuches zu bringen, und ihre leichten bebänderten Strohhüte passen so artig darauf, daß ich diesen einfachen Putz allen zusammengesetzten Kopfzeugen vorziehen würde.

Der Weg ging nun immer abwärts, und wir traten bald in die Vorstadt Saint Esprit, die von Bayonne durch den Fluß Adour getrennt wird. Alle Gegenstände schienen nunmehr ein spanisches Ansehn zu haben. Die Häuser waren mit Balkonen versehen, über welche man Leinewand gespannt hatte, und in den offenen Läden arbeiteten singende Handwerker. Ueberall sah man Weiber auf Eseln reitend, oder mit Körben auf den Köpfen, beladene Maulthiere, oder Schleifen mit Ochsen bespannt; selbst die ungewohnten Töne der baskischen Sprache und die summenden Tambourins, nach welchen kleine Mädchen tanzten, trugen zur Neuheit dieses Eindruckes bei.

Einige Reisende haben von der Schönheit dieser Stadt gesprochen; aber vielleicht liegt es an meinem Gefühle, wenn ich ihnen nicht beipflichten kann. Bayonne scheint mir nach allem eine kleine unansehnliche, eben nicht reinliche Stadt zu seyn, die aber einige gute Straßen, mehrere ansehnliche Häuser, und einen ziemlich großen Platz hat. Indessen wird letzterer durch ein verfallendes Schauspielhaus und eine alte Hauptwache eben nicht verschönert. Bayonne liegt eine Lieue vom Meere am Zusammenflusse zweier Flüsse. Der eine „la Nive“ theilt die Stadt in zwei Theile, welche durch eben so viele Brücken verbunden werden. Man passirt die eine, sobald man durch die „porte de France“ gekommen

ist, und sieht unterhalb derselben die Nive in den Adour stürzen. Der letzte Fluß trennt die Stadt von der Vorstadt „saint Esprit“ und bildet, nach seiner Vereigung mit der Nive, einen sehr sichern Hafen, an welchem die schöne Quai zum Spaziergange dient.

Eine vierfache Reihe hoher schattigter Ulmen erhält hier eine immerwährende Kühle. Rechts über dem Strome erblickt man Anfangs die obere Landschaft, durch welche sich der Adour windet, dann einen Theil der Vorstadt, die hohe Citadelle auf einem terassenähnlich bebaueten Berge, die Schiffswerfte und einige Pflanzungen. Links eröffnet sich durch die schattigten Alleen des Glacis die reiche innere Landschaft, von den Pyrenäen bekränzt. Würde die Aussicht gerade aus nicht durch einen großen hervorragenden Sandhügel aufgehalten; so würde man an der Spitze des Quais das Meer in seiner ganzen Pracht erblicken können. Das rege Getümmel des Hafens, die balsamischen Düfte, welche von den nahen Wiesen herüberwehen, und die reine erfrischende Seeluft machen diesen Spaziergang zu allen Tageszeiten sehr angenehm, obgleich der Abend neue Reize hinzufüget.

34.

b) Der erzählende geschichtliche Styl.

Wenn der beschreibende geschichtliche Styl (§. 28.) aus dem Gesammtkreise der Erfahrung zunächst den Kreis der Gegenwart darstellt, und über alle Gegenstände und Erscheinungen sich verbreitet, die zugleich und neben einander im Raume wahrgenommen werden; so ist es die Aufgabe an den erzählenden geschichtlichen Styl, den zweiten Hauptbestandtheil des Gesammtkreises der Erfahrung, den Kreis der Vergangenheit, so weit er in be-

aubigten Thatsachen vorliegt, in einer vollendeten
orm durch Sprache darzustellen. Er umschließt
e Naturgeschichte und die Menschenge-
hichte; denn er soll theils die Gesammtheit der
reignisse erzählen, aus welchen die gegenwärtige
ysische Gestalt und Einrichtung des Erdbodens,
wie aller auf ihm vorhandenen Pflanzen-, Thier-
id Menschengeschlechter, hervorging, theils die
esammtheit der Wirkungen der menschlichen Frei-
it verzeichnen, so weit dieselben in beglaubigten
enkmälern und Nachrichten sich erhalten haben.
atur und Menschheit erscheinen also im erzäh-
iden geschichtlichen Style als zwei gleiche Größen;
ir daß die wichtigen Veränderungen in der ersten
enfalls blos von dem Menschen in Beziehung auf
h aufgefaßt, und in zuverlässigen Ueberlieferungen
halten werden können; so wie die durchgreifenden,
id das Schicksal der ganzen Menschengattung be-
mmenden, Thatsachen in der zweiten, im Allge-
einen, für den Menschen noch ein größeres
nteresse haben müssen, als die Ereignisse
r ersten.

Daher gelten denn auch die (§. 26. und 27.)
den geschichtlichen Styl überhaupt gemachten For-
rungen von dem erzählenden Style ohne alle
inschränkung; wenn gleich die schwächere oder stär-
re Farbengebung im Einzelnen der Sprachdarstel-
ng theils von dem ursprünglichen Charakter des
rzustellenden Stoffes, theils von dem Zwecke, auf
elchen die Darstellung berechnet ist, theils und
uptsächlich von der Individualität des Schriftstel-
rs abhängt. Abgesehen aber von diesem höhern und
ischern Leben in der Ankündigung der stylistischen
orm, beruht die Hauptwirkung des erzählenden

Styls auf der bestimmten Versinnlichung des nothwendigen Zusammenhanges zwischen den dargestellten Thatsachen. Denn so wie in der Naturwelt keine Wirkung ohne vorhergegangene Ursache angetroffen wird, und keine Wirkung ohne weitgreifende Folgen bleibt; so steht auch in der Welt der Freiheit alles in ursachlicher Verbindung. Es soll daher die Versinnlichung aller dieser Vorgänge vermittelst der stylistischen Form, selbst wenn sie aus der in der Naturwelt herrschenden unvermeidlichen Nothwendigkeit hervorgingen, zunächst auf die Vergegenwärtigung des innern Zusammenhanges eben so berechnet seyn, wie bei den Thatsachen in der Menschenwelt, die einzig nach dem Gesetze der Freiheit erfolgen, wo also das Princip des Zusammenhanges dieser Thatsachen kein äußeres, sondern ein inneres ist.

In stylistischer Hinsicht muß man im Einzelnen zwischen der Erzählung und der Schilderung unterscheiden. Denn wie der stylistische Charakter der Erzählung zunächst darauf beruht, daß sie die geschichtlichen Thatsachen treu, wahr, einfach, zusammenhängend, und in Angemessenheit zu dem Gesetze der Form, — doch ohne höhern Schmuck, und ohne wesentlich verstärkte Versinnlichung des Ausdruckes — darstellt; so ist, in der Schilderung, die Darstellung der Individuen und Ereignisse zunächst auf eine lebensvollere Zeichnung, auf eine die Einbildungskraft und das Gefühl gleichmäßig ansprechende Versinnlichung, so wie auf die Vollendung der stylistischen Form zu einem vollständigen Bilde berechnet, das in der Anschauung um seiner selbst willen gefällt.

35.

α) Der erzählende Styl in der Naturgeschichte.

Die Naturgeschichte, nach ihrer sorgfältigen Abgrenzung von der Naturbeschreibung, mit welcher sie sehr oft verwechselt wird, beschäftigt sich nicht mit der gegenwärtigen Gestalt des Erdbodens und aller seiner Gegenstände und Geschöpfe, sondern mit der Vergangenheit desselben. Sie entwickelt daher, im innern nothwendigen Zusammenhange, diejenigen Ereignisse und Thatsachen, welche — bis auf gestern — den gegenwärtigen Zustand der Erde herbeigeführt haben. Deshalb gehören in den Umkreis der Naturgeschichte alle Vorgänge, und die aus denselben abgeleiteten Ergebnisse, über die allmählige Ausbildung unsers Erdkörpers; über die Veränderungen, welche dessen Oberfläche, sowohl des Festlandes, als des Meeres, im Ablaufe der Jahrtausende erfuhr; über den ehemaligen Zustand der drei Naturreiche, — so wie im Einzelnen, die Ergebnisse über das muthmaßliche Alter der Erde; über Vulcanismus und Neptunismus; über Versteinerungen; über den Untergang ganzer Inseln und Theile des festen Landes; über den Durchbruch der Meere und die Entstehung der Meerengen; über Erdbeben und ungewöhnliche Sturmfluthen; über erloschene oder antidiluvianische Thierarten (z. B. über den Mammuth); über die Spielarten, Abarten und Ausartungen der einzelnen Organisationen und Geschlechter; über die vormaligen Verhältnisse der vorhandenen Menschenracen gegen einander; über die physischen Unterschiede der beiden Geschlechter; über Fortpflanzung und Verbreitung der lebenden Wesen über den Erdboden, u. s. w.

36.

Beispiele aus dem naturgeschichtlichen Style.

a) von Kant,

über das Erdbeben vom 1 Nov. 1755; aus seinen sämmtl. kleinen Schriften (Königsb. und Leipz. 1797. 8.) Th. 2. S. 11.

Der Augenblick, in dem dieser Schlag geschah, scheint am richtigsten auf 9 Uhr 50 Minuten Vormittags zu Lissabon bestimmt zu seyn. Diese Zeit stimmt genau mit derjenigen, in welcher es in Madrid wahrgenommen worden, nämlich 10 Uhr 17 bis 18 Minuten überein, wenn man den Unterschied der Länge beider Städte in den Unterschied der Zeit verwandelt. Zu derselben Zeit wurden die Gewässer in einem erstaunlichen Umfange, sowohl diejenigen, die mit dem Weltmeere eine sichtbare Gemeinschaft haben, als auch andere, welche darin auf eine verborgene Art stehen mögen, in Erschütterung gesetzt. Von Abo in Finnland an bis in den Archipelagus von Westindien sind wenig oder gar keine Küsten davon frei geblieben. Sie hat eine Strecke von 1500 Meilen fast in eben derselben Zeit beherrscht. Wenn man versichert wäre, daß die Zeit, darin sie zu Glückstadt an der Elbe verspürt worden, nach den öffentlichen Nachrichten ganz genau auf 11 Uhr 30 Minuten zu setzen wäre; so würde man daraus schließen, daß die Wasserbewegung 15 Minuten zugebracht habe, von Lissabon bis an die holsteinischen Küsten zu gelangen. In eben dieser Zeit wurde sie auch an allen Küsten des mittelländischen Meeres verspürt.

Die Gewässer, die auf dem festen Lande von aller Gemeinschaft mit dem Meere abgeschnitten zu seyn schei-

nen, die Brunnquellen, die Seen, wurden in vielen weit von einander entlegenen Ländern zu gleicher Zeit in außerordentliche Regung versetzt. Die meisten Seen in der Schweiz, der See bei Templin in der Mark, einige Seen in Norwegen und Schweden, geriethen in eine wallende Bewegung, die weit ungestümer und unordentlicher war, als bei einem Sturme, und die Luft war zugleich stille. Der See bei Neufchatel, wenn man sich auf die Nachrichten verlassen darf, verlief sich in verborgene Klüfte, und der bei Meiningen that dieses gleichfalls, kam aber bald wieder zurück. In eben diesen Minuten blieb das mineralische Wasser zu Töplitz plötzlich aus, und kam blutroth wieder. Die Gewalt, womit das Wasser hindurch getrieben war, hatte seine alten Gänge erweitert, und es bekam dadurch einen stärkern Zufluß. Die Einwohner dieser Stadt hatten gut: Te Deum laudamus zu singen, indessen die zu Lissabon ganz andere Töne anstimmten. Im Königreiche Fez in Afrika spaltete eine unterirdische Gewalt einen Berg und goß blutrothe Ströme aus seinem Schlunde. Bei Angouleme in Frankreich hörte man ein unterirdisches Getöse; es öffnete sich eine tiefe Gruft auf der Ebene, und hielt unergründliches Wasser in sich. Alles dieses geschah in denselben Minuten, da das Erdbeben die Küsten von Portugal verheerte. Es wurden auch in eben diesem kurzen Zeitpuncte einige Erderschütterungen in weit entlegenen Ländern wahrgenommen. Allein sie geschahen fast alle dicht an der Seeküste. Zu Kork in Irland, ingleichen zu Glückstadt und an einigen andern Orten, die am Meere lagen, geschahen leichte Bebungen. Mailand ist vielleicht derjenige Ort, der noch in der weitesten Entfernung von dem Seeufer an eben demselben Tag erschüttert ward. Eben diesen Vormittag um acht Uhr tobte der Vesuv

bei Neapel, und ward still gegen die Zeit, da die Erschütterung in Portugal geschah.

b) von Chstn. Wilh. Hufeland,

aus s. Schrift: über die Gleichzahl beider Geschlechter im Menschengeschlechte (Berl. 1820. 8.), S. 41.

So wie es eine Nemesis in der moralischen Welt giebt; so giebt es auch ein geheimes Gesetz des Gleichgewichts in der physischen. Es giebt eine höhere Ordnung der Dinge auch in der Natur. Hinter der sichtbaren lebt eine unsichtbare Welt, die sich durch jene offenbahret. Allerdings können wir in dieser Erdensphäre die Natur nur ergreifen, aber nie begreifen. Nur das, was von ihr in die Erscheinung tritt, sorgfältig auffassen, die Gesetze ihres Wirkens auffinden, daraus neue Combinationen, und daraus wieder neue Resultate und Schlüsse hervorbringen, die uns in der Erkenntniß und der Vollkommenheit des Lebens weiter bringen.

Die Natur ist eine fortdauernde Schöpfung. Das Werden der Dinge, oder, welches eben das heißt, das Hervortreten derselben aus der unsichtbaren Welt in die Sichtbarkeit, geschieht in zwei Grundformen, durch die sich die Natur selbst in zwei Welten theilt. In der einen geschieht es durch das Zusammenwirken der allgemeinen Naturkräfte; wir nennen sie die unorganische Welt. In der andern durch das Individuum und eine aus ihm geschehende Entwickelung. Wir nennen sie die organische Welt. Wir könnten sie eben so gut die individuelle nennen. Denn das Wesentliche derselben besteht darin, daß der Grund ihres Daseyns und ihrer Gestaltung nicht Product des allgemeinen Naturlebens, sondern das Werk eines ihr eige-

nen, selbstständigen, selbstthätigen, und eigenthümlich gestalteten Lebens (des Individuums) ist. Folglich der erste Schritt zur Freiheit.

Nun aber zeigen sich uns mehrere, und immer höher führende Stufen der Freiheit, welche eben so viele Hauptformen der organischen Wesen bilden. Die niedrigste, noch festgewurzelt am Boden, (sey er fest oder flüssig,) ohne willkührliche Bewegung; die Geschlechter noch in einem Individuum vereint (die Pflanzen). Die zweite, höhere Stufe, Losgetrenntheit vom Boden, Freiheit der Ortsbewegung, willkührliche Bestimmung, Und hier die beiden Geschlechter getrennt in zwei Individuen, der Gegensatz höher gesteigert, mit der individuellen Willkühr verbunden; aber der Zeugungsact noch untergeordnet dem Gesetze des Instincts, selbst der Zeit, und an gewisse Zeiten gebunden (die Thiere). — Die dritte, höchste Stufe: geistige Freiheit des Ichs, der Selbstbestimmung, Losgetrenntheit nicht blos von der allgemeinen Naturnothwendigkeit, vom Boden, sondern auch von der individuellen organischen Natur, vom thierischen Triebe und Instincte; Uebertritt in eine höhere geistige Welt, der die Natur selbst untergeordnet ist. Hier also auch völlige Willkühr und Freiheit in Absicht des Zeugungsprozesses, Unterordnung desselben unter höher liegende Gesetze. Mit dem Menschen fängt demnach ein ganz neuer Abschnitt in der Schöpfung an. Die höhere geistige Freiheit tritt in die Natur ein; somit auch ein ganz neues Verhältniß seiner Natur selbst, eine ganz andere Ordnung der Dinge. Selbst die Thierheit im Menschen ist nicht mehr wahre Thierheit; selbst seine Organisation ist auf jene höhere Welt des Geistes und der Freiheit berechnet, in die sich hinein zu leben seine eigentliche Bestimmung ist. Der Mensch ist gött-

lichen Geschlechts, und auch sein Physisches trägt diesen Charakter.

37.

β) Der erzählende Styl in der Menschengeschichte.

Wenn die Naturgeschichte als ihren Stoff alle Ereignisse und Vorgänge behandelt, welche auf der Oberfläche der Erde und in den drei Naturreichen, in Angemessenheit zu dem in der ganzen Naturwelt herrschenden Gesetze der Nothwendigkeit, sich zugetragen haben; so bilden die Thatsachen, welche unmittelbar als Wirkungen der menschlichen Freiheit erscheinen, den Stoff der Menschengeschichte, deren Kreis in der That unermeßlich ist. Denn alles gehört zu diesem Kreise, was, seit dem Beginn des menschlichen Geschlechts auf dem Erdboden, als Wirkung der menschlichen Freiheit im Leben des Individuums, in dem Vereine einzelner Familien und größeren Gesellschaften, in dem Zusammentreten zum Bürgerthume und Staatsleben, in den Veränderungen und Schicksalen der bereits erloschenen und der noch bestehenden Staaten und Reiche des Erdbodens, so wie in allen einzelnen Theilen der menschlichen Cultur wahrgenommen ward.

Die Menschengeschichte zerfällt aber, nach der allgemeinsten Eintheilung derselben:

a) in die Geschichte der Individuen;
b) in die besondere (Special=) Geschichte, und
c) in die allgemeine Geschichte.

Die individuelle Geschichte umschließt die Biographie und Charakteristik; als Anhang gehört zu

ihr die Anekdote; — die **besondere** Geschichte umschließt die Geschichte der Familien, Gesellschaften, Geschlechter und Stände, die Geschichte der einzelnen Völker, Staaten und Reiche, so wie den großen Kreis der Culturgeschichte, nach allen einzelnen Ankündigungen und nach den vielfachen Verzweigungen der Cultur in den Sprachen, Wissenschaften und Künsten; — die **allgemeine** Geschichte (oder: Weltgeschichte) endlich umschließt die Gesammtheit aller Thatsachen und Vorgänge der Menschengeschichte, in welcher Völker, Staaten und Reiche nur als Individuen erscheinen, die, nach ihrer Gesammtheit im Ablaufe der Jahrtausende, das durch die sittliche Freiheit in sich abgeschlossene Ganze des menschlichen Geschlechts (der Menschheit) bilden.

Soll der erzählende Styl in der Menschengeschichte seiner hohen Aufgabe gnügen; so muß der darzustellende **Stoff** hervorgehen aus der gründlichsten, tiefsten und unbefangensten Erforschung der vorhandenen Quellen; so muß die **Masse** dieses Stoffes gleichmäßig verarbeitet und zum innern Zusammenhange gebracht werden; so dürfen in der **Gestaltung** dieses Stoffes weder Lücken, noch Wiederhohlungen, noch kleinliche Ausführungen des Einzelnen sich finden; so muß durchgehends das Wichtige, Durchgreifende und Entscheidende in dem Leben der Individuen, der Gesellschaften, so wie der Völker und Reiche, von dem Minderwichtigen mit richtigem Tacte unterschieden, und, in einer sorgfältig berechneten Schattirung, nach den verschiedenen Graden und Abstufungen seiner Bedeutsamkeit hervorgehoben werden; so muß endlich überall die **menschliche Freiheit** als die einzige Unterlage aller von Menschen vollbrachten Handlungen hervor-

leuchten, inwiefern nur in ihr das Princip alles Fort- oder Rückwärtsschreitens der Individuen, Völker und Staaten eben so im politischen Leben, wie in den Kreisen der Wissenschaften und Künste, und zugleich nur in ihr der letzte Grund der höhern Blüthe und Reife, oder des Veraltens, Untergehens und Erlöschens der Individuen, der Völker und Staaten, der Wissenschaften und Künste enthalten ist.

Nächst dieser allgemeinen Gestaltung des Stoffes der Menschengeschichte zur Einheit in der erzählenden stylistischen Form, gehört zur Gediegenheit und Vollendung dieser Form auch die ästhetische Einheit derselben, so daß nicht blos der dargestellte Stoff, sondern gleichmäßig auch die Form der geschichtlichen Darstellung um ihrer selbst willen gefällt, und daß durch die unauflösliche Verbindung der Richtigkeit und Schönheit in der Form dem höchsten Gesetze der Form selbst völlige Genüge geschieht.

38.

1) Die Biographie und Charakeristik.

Die erste Untergattung des erzählenden Styls in der Menschengeschichte bildet die Darstellung des individuellen Lebens. Dies geschieht in der Biographie und Charakteristik.

Die Biographie enthält die Darstellung des Lebens eines Individuums unter einer vollendeten stylistischen Form. So wichtig das Einzelne für das Besondere, und das Besondere für das Allgemeine ist; so wichtig ist auch die Biographie für die Specialgeschichte und diese für die allgemeine Geschichte. Die Biographie hat die Bestimmung, das

ganze Leben eines Menschen, nach allen seinen einzelnen Theilen, nach der Folge der Begebenheiten, und nach den Gründen dieser Folge, mithin nach dem innern nothwendigen (ursachlichen) Zusammenhange aller Thatsachen, welche zu dem Leben eines Individuums gehören, darzustellen, so daß dadurch über das Individuum selbst, über dessen Verhältnisse, und über den innern und äußern Gang seines Lebens eine Uebersicht vermittelt wird, nach welcher man ein richtiges Urtheil über das dargestellte Individuum fällen kann. Soll die Biographie diesem Zwecke entsprechen; so darf sie weder ein bloßer Lebenslauf, noch ein Panegyricus, noch eine Schmähschrift auf das dargestellte Individuum seyn. Die Biographie würde aber zur Armseligkeit eines bloßen Lebenslaufes herabsinken, wenn sie sich mit der trockenen Aufzählung der Geburt, der Erziehung, der Berufsart, der Familienumstände und ähnlicher äußerer Verhältnisse des Individuums begnügte, ohne den innern Zusammenhang aller dieser Ereignisse in der Eigenthümlichkeit des dargestellten Individuums nachzuweisen, und wieder diese Eigenthümlichkeit aus dem ganzen Gange seiner Bildung, aus dem Einflusse äußerer Verhältnisse auf die Entwickelung seiner persönlichen, häuslichen und bürgerlichen Schicksale, und aus der nothwendigen Wechselwirkung des innern Lebens auf das äußere, und des äußern Lebens auf das innere zu erklären. Die Biographie wird aber zum Panegyricus, wenn entweder blos die Lichtseiten in dem Leben des dargestellten Individuums hervorgehoben und die Schattenseiten desselben ganz verschwiegen, oder sogar seine Verirrungen und Fehler als gute Eigenschaften gedeutelt und angepriesen werden. Eben so

derselben durch Erziehung und über die selbstthätige Richtung sich verbreiten, welche das Individuum bei seiner geistigen Bildung nahm, und damit eine unbefangene Würdigung seiner sittlichen Ankündigung verbinden. Nachweisen muß dabei der Biograph, wie die bürgerlichen Verhältnisse, die äußern Umgebungen, und günstige oder widrige Schicksale auf diese Entwickelung wohlthätig oder hemmend einwirkten, und wie zugleich diese Entwickelung in geistiger und sittlicher Hinsicht die Unterlage der ganzen öffentlichen Ankündigung des Individuums ward. — Nur eine solche psychologische Darstellung ertheilt der Biographie Fruchtbarkeit und hohes Interesse; denn sie giebt Aufschluß darüber, wie der Mensch das ward, was er war; wie viel er durch sich, wie viel er durch Andere, wie viel er durch äußere Verhältnisse und Schicksale ward; wie seine Fehler mit seinen guten Eigenschaften zusammenhängen und die Schatten- und die Lichtseiten in seinem ganzen Wesen nahe an einander grenzen; ob seine geistige und sittliche Bildung im Einklange, oder im Mißverhältnisse stehen; wie seine Handlungen und seine bürgerlichen Verbindungen zu seinem Charakter und zu seiner ganzen Individualität sich verhalten, und wie sein Leben, von der Geburt an bis zum Tode, ein in sich nothwendig zusammenhängendes Ganzes bildet.

Wenn daraus für den Biographen die Pflicht hervorgehet, bei seiner Schilderung den Griffel der Wahrheit zu führen; so muß er seine Einbildungskraft zügeln, um nicht — bei dem besten Willen, Wahrheit zu sagen — einen Zusammenhang zwischen Thatsachen zu erkünsteln, welcher dem wirklichen Leben des Individuums fremd ist. Er darf,

bei der Lebendigkeit der Farben, womit er schildert, weder verschönern, noch entstellen. Er muß alles, was nicht zur Individualität des Geschilderten, sondern nur zum Beiwerke der Darstellung gehört (es bestehe nun in Personen, oder in Verhältnissen und Ereignissen), nach der Beziehung behandeln, in welcher dasselbe zur Hauptaufgabe der Biographie steht. Deshalb schließt die vollendete Form der Biographie alle Kleinigkeitskrämerei, alles Haschen nach halbwahren Anekdoten, wodurch man nur den unreifen Geschmack unterhalten und befriedigen will, alle Späße und Witzeleien, alle unnöthige Episoden, und alle fremdartige Betrachtungen und Untersuchungen von sich aus. Wie im Epos und im Drama alles um den aufgestellten Helden sich bewegt, der im Mittelpuncte der Darstellung steht, und alles seinetwegen und in Beziehung auf ihn da ist; so auch — nur mit Beseitigung aller dichterischen Einkleidung, Haltung und Durchführung — in der Biographie. Denn wie in einem vollendeten Gemähldе nichts überflüssig ist, aber auch nichts vermißt wird, und in demselben weder Ueberladung noch Lücken statt finden; so muß auch jede Biographie ein in sich abgeschlossenes, geründetes und stylistisch vollendetes Ganzes seyn.

Die Selbstbiographieen stehen im Allgemeinen unter demselben Gesetze der materiellen Wahrheit in Hinsicht des Stoffes, und unter demselben höchsten Gesetze der Form, wie jede andere Biographie. Sie haben vor den letzten das Interesse voraus, daß sie, als Selbstbekenntnisse, der reinste Ausdruck der Individualität in psychologischer Beziehung seyn können, und daß der bessere Mensch sich genauer kennen und sein eignes Wesen

tiefer erforschen soll, als dies von andern denkbar ist. Allein die meisten derselben drückt der Verdacht, daß sie nicht alles der Wahrheit gemäß darstellen; daß die Eigenliebe nicht ohne Einfluß auf die Ausmittelung des innern Zusammenhanges zwischen den einzelnen Thatsachen geblieben, daß manches verschwiegen und übergangen, manches in eine andere Verbindung gebracht, und manches in ein milderes Licht gestellt worden sey, als die wirkliche Geschichte des individuellen Lebens mit sich bringt. Dies alles abgerechnet, was von selbst auf die besondere strengere Prüfung und Würdigung der Selbstbiographieen hinführt, sollte doch jeder in bürgerlicher oder literärischer Hinsicht bedeutende Mann wenigstens die allgemeinsten Materialien, namentlich aus seiner Kindheit- und Jugendzeit, zu seiner Biographie sammeln und zusammenstellen, um seinem künftigen Biographen vermittelst dieser aufbewahrten beglaubigten Thatsachen zweckmäßig vorzuarbeiten.

39.

Fortsetzung.

Unterscheidet man, im strengern Sinne, zwischen Biographie und Charakteristik; so bestehet das Eigenthümliche der letzten darin, daß in derselben eine leitende Idee zum Grunde liegt, für welche das dargestellte Leben des Individuums zum Beweise und zur Versinnlichung dient. Zwar darf die Charakteristik die Handlungen und die ganze Eigenthümlichkeit des darzustellenden Individuums nicht nach jener Idee gestalten, und wegen der Durchführung derselben psychologisch deuten; wohl aber soll sie das Individuum im Lichte jener Idee

erscheinen lassen, und durch die öffentliche Ankündigung desselben, so wie durch seine Stellung in der Mitte wichtiger, durch ihn bewirkter, Ereignisse im politischen oder wissenschaftlichen Leben, die Verwirklichung jener Idee im Kreise eines Volkes, oder in der Mitte eines größern Theiles der Menschheit selbst, versinnlichen. Daraus erhellt, daß nur solche Individuen zur Charakteristik sich eignen, die durch die ihnen einwohnende Kraft entweder einem Volke und Staate eine neue politische Haltung, oder einem ganzen Zeitalter eine besondere Richtung, oder auch einer Wissenschaft und Kunst eine völlig neue Gestalt gaben, mit einem Worte: Individuen, die sich weit über die größere Masse der übrigen, selbst der reich begabten und ausgezeichneten, Menschen ihrer Zeit erhoben, die für eine von ihnen aufgefaßte große Idee lebten und wirkten, bisweilen aber auch litten und starben. Bei solchen Charakteristiken treten denn die einzelnen Lebensumstände und Verhältnisse des Individuums gleichsam in den Hintergrund, weil die Gesammtankündigung derselben zunächst nach dem Maasstabe der Idee beurtheilt wird, die sie sich zur Verwirklichung vorhielten, und für welche ihr Leben den befriedigenden Commentar enthält. — So dankbar nun auch an sich der Stoff zur Charakteristik ist, der an Reichhaltigkeit, an innerm und äußerm Gehalte den Stoff der bloßen Biographie weit überwiegt; so darf doch der, welcher eine Charakteristik in stylistischer Hinsicht zur Vollendung der Form erheben will, weder das dargestellte Individuum der leitenden Idee zwangvoll unterordnen, noch das Individuum selbst idealisiren, und, in Beziehung auf jene Idee, über seine geschichtlich bewiesene Thätig-

keit hinaus verschönernd schildern, was nur zu leicht möglich ist, wenn der Schriftsteller von der Größe seines Helden zu sehr sich ergriffen und angezogen fühlt. — Uebrigens versteht es sich von selbst, daß von jedem Individuum, das in den Mittelpunct einer Charakteristik gestellt wird, auch eine bloße Biographie (nach den §. 38. aufgestellten Grundsätzen) denkbar bleibt, sobald das Individuum nicht nach dem Maasstabe einer leitenden Idee geschildert wird.

So eignen sich zur Charakteristik: Moses, Alexander, Cäsar, Karl der Große, Mahomed, Gregor 7, Wicliff, Huß, Colombo, Luther, Friedrich 2, Washington, Napoleon, Galilei, Newton, Franklin, Leibnitz, Kant u. a., inwiefern bei der Charakteristik des Moses die Idee der neuen politisch-religiösen Gestaltung des Volkes der Hebräer, — bei der Charakteristik Alexanders die Idee der durch ihn bewirkten Verbreitung der griechischen Sprache, Religion, Verfassung und Sitte über Asien, — bei der Charakteristik Cäsars die Idee der Einherrschaft über die ganze damals gesittete Welt, — bei der Charakteristik Gregors 7 die Idee der Begründung der geistlichen Hierarchie, — bei der Charakteristik Wicliffs, Hussens, und besonders Luthers, die Idee der Erschütterung und Vernichtung dieses Systems der geistlichen Hierarchie, — bei der Charakteristik Friedrichs 2 die Idee, den preußischen Staat nach seinem innern Leben und nach seiner äußern Ankündigung zu einer Macht des ersten politischen Ranges zu erheben, u. s. w. vorherrscht.

40.

Beispiele aus dem biographischen Style überhaupt.

a) Pitt (der ältere — Lord Chatam), von Helfrich Pet. Sturz, in s. Schriften (Leipz. 1779. 8.) Th. 1. S. 120. (abgekürzt)

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Flut der neuern Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Geister, herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebt, Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet, oder bewogen. Er riß ein, und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volke hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Armes, der die bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah ins Grenzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blicke. Seine Anschläge wurden immer durch unerwartete Mittel ausgeführt, die sich den Umständen anschmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wo sie gelingen mußten. Hindernisse und Kräfte waren seinem Geiste auf immer gegenwärtig, den gleichsam eine Gabe der Weissagung stärkte.

Dieser Mann paßte nicht in seine Zeit, nicht unter die Pygmäen seines Jahrhunderts. Furchtsam blickten sie an ihm hinauf; alle Klassen der feilen Race zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich besitzt er die Verdienste eines guten, freundlichen Mannes nicht; diese sind nur für Menschen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die sanftern Freuden des häuslichen Glückes, sah er unverwandt auf Britanniens Schicksal, trat unter seine Helden und Gesetzgeber hin, und entschied's.

Seine Beredsamkeit war leicht und helle, und drückte die erhabensten Empfindungen durch gemeine Redensarten aus. Sie war weder dem reißenden Strome des Demosthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, sondern sie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Musik der Sphären. Er umstrahlte den Gegenstand, und traf sicher den Punct, durch den Blitz seines Geistes, den man, wie den Blitz seiner Augen, nur empfindet, nicht beschreibt. Er konnte nach Willkühr umbilden, erschaffen, zerstören. Er hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Gesetze vereinigt. Er verstand's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherrschen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu schlagen, der durch die Welt wiederhallte.

So war Pitt im letzten Kriege (1755). Und wer konnte widerstehen, als er in der Toga stand, und für die Kolonieen gegen die Stempelacte sprach: „Eure Herrschaft über Amerika ist unbeschränkt, wenn es auf Regierung, auf Gesetzgebung ankommt; aber ihr seyd nicht befugt, Steuern von den Kolonisten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anspruch auf die Rechte der Menschheit, auf die Rechte von England; sie sind keine Hurenkinder, sondern eure Söhne. In unserm Vaterland ist das Recht, Steuern aufzulegen, weder ein Theil der regierenden, noch der gesetzgebenden

Macht; Steuern sind ein freies Geschenk der Gemeinen. Dieses Haus stellt die Gemeinen vor; darum geben und bewilligen wir, was wir geben können, unser Eigenthum. Aber wenn wir dem Könige Steuern von Amerika bewilligen; so bewilligen Sr. Maj. Gemeinen von Großbritannien — unser Eigenthum? nein, das Eigenthum Sr. Majestät Gemeinen in Amerika. Einige sagen, die Kolonisten werden virtualiter durch dieses Haus repräsentirt. Ich frage, durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Districts, irgend einer Stadt? Wo sind sie? Ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihr unmittelbar in der Tasche eurer Brüder plündern? Steuern sie nicht mittelbar beschwerlicher, als wir, durch eure Monopolien? Müssen sie nicht alles von euch, so theuer, als ihr wünschet, kaufen? alles an euch, so wohlfeil, als ihr's wollt, verkaufen? Dürfen sie den Segen ihres Landes und die Früchte ihres Fleißes irgend jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde, auf diesem Markte neben euch zu stehen. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig ist, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute, — ich freue mich, daß es widersteht. Drei Millionen Menschen, die sich freiwillig unter die Knechtschaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge seyn, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Wenn Amerika fällt; so wird es die Pfeiler des Staates ergreifen, und hinstürzen auf die Trümmer unsrer Verfassung. — Ist dies euer gerühmter Friede? Ihr wollt das Schwert nicht in die Scheide, sondern in die Eingeweide eurer Brüder stecken." —

b) William Pitt (der jüngere),

von Fr. Aug. Chstn. Hasse, in den Zeitgenos-

sen (Leipz. und Alt. 1816. 8.) Th. 1. S. 134. (abgekürzt)

William Pitt, der dritte Sohn des Grafen Chatham, gebohren den 28 Mai 1759 zu Angers auf einer Reise seiner Aeltern, starb zu London in seinem 47sten Jahre an den Folgen einer zurückgetretenen Gicht am 23 Jan. 1806.

Pitt stand 17 Jahre und 3 Monate ununterbrochen, von 1784 bis 1801, an der Spitze des Staates. Drei Jahre, vom 14 März 1801 bis zum 10 Mai 1804, war er Privatmann; hierauf bis an seinen Tod, zwanzig Monate lang, wiederum brittischer Staatsminister; und fünf und zwanzig Jahre einer der ersten Redner seiner Nation im Parlament. Was er war; das war er ganz. In dieser scharf begrenzten, rein vollendeten Individualität des berühmten Mannes liegt sein Verdienst und seine Größe. Der öffentliche Dank nannte ihn den Polarstern Englands. Hieß Fox der Mann des Volkes; so war Pitt der Mann der Nation. Durch Geist und Charakter stand er an ihrer Spitze. Man darf ihn nicht als Weltbürger beurtheilen. Freie Genialität, die seine großen Zeitgenossen, Burke und Fox, hervorhob, wenn man die Fülle einer mit Seherkraft begabten Phantasie, oder eines überströmenden Gefühls so nennen will, war nicht Pitts Diadem. Klarheit und Schärfe des Verstandes, mehr als hinreichte, um den „good sense" seiner Nation zu überzeugen und zu bestimmen; tiefe Einsicht in das politische Leben, und unverändert, wie auch das Zufällige erscheinen möchte; so viel Gemüth, als sein altbrittisches Herz erwärmen und begeistern konnte; eine Umsicht, die noch heller und umfassender war, als die Höhe seines Standortes im Staate sie einem North, der vor ihm, oder

einem Perceval, der nach ihm dem Nationalwillen vorstand, an sich schon gewährte; eine Erfahrung und Geschäftsübung, wie wenige Staatsmänner von gleichen Talenten zu seiner Zeit besaßen; eine Thätigkeit, die Alles in nothwendige Einheit zusammendrängend umfaßte; eine Sachkenntniß, zumal in den Hauptelementen des brittischen Staatswohls und der brittischen Staatskunst, in der Nationalökonomie und im Finanzwesen, wie keiner vor ihm hatte, und mit der er bewunderswürdig folgerecht und genau das Einzelne mit dem Allgemeinen verknüpfte; ein Wille, dessen Kraft und Festigkeit den Grundzug des brittischen Nationalcharakters, Beharrlichkeit in großen, schwierigen Unternehmungen, in ihm vollendet darstellte; ein Edelmuth endlich und eine Rechtlichkeit, die seine ministerielle Gewalt von jedem Vorwurfe des Eigennutzes, der Selbstsucht und der engherzigen Willkühr rein erhielt: dieser seltene Verein hervorragender Kräfte in einen Brennpunct planmäßiger Thätigkeit versetzt, zu einer großen, gefahrvollen Zeit zugleich von dem Schicksale Großbritanniens und Europa's in vollen Anspruch genommen, und durch unglückliche Erfolge mit tragischer Würde umgeben; diese Kraft und diese Wirksamkeit machen Pitt unsterblich. Nach seinem Tode hat er gesiegt; er starb zu früh für sein Glück und seinen Triumph, aber nicht zu früh für sein Werk. Dieses hatte er so weit geführt, daß selbst Grenville nnd Fox, auch bei längerem Leben, die Idee desselben aufzugeben nicht vermocht haben würden, und daß seine Nachfolger nur in dem folgerechten Fortgehen nach Pitts Planen einen glücklichen Ausgang, oder ein ruhmvolles Unterliegen, in jeder Entfernung von denselben aber nichts als dunkle Ungewißheit, Vorwurf nnd Schmach vor Augen sahen.

Pitt war Minister im vollen Sinne dieses Wortes,

der Diener des Staates, und, als solcher, der Diener des Königs; er übte im Geiste der brittischen Constitution die volle Gewalt seiner Stelle aus; denn er war verantwortlich; der König aber in den letzten Jahren seiner Verwaltung von einem stillen Wahnsinne befallen. Ein Minister, der verantwortlich ist und die öffentliche Meinung über sich sieht, wird nur dann, wenn er im vollen Umfange der Gesetzlichkeit, frei und kräftig, ohne Selbstsucht, seiner besten Ueberzeugung redlich folgt, auch wenn er irrt, auch wenn er unglücklich ist, die Achtung der Nation behalten, selbst dann, wenn sie seinem Verwaltungssysteme ihre Billigung entzieht. Pitt hat beides, die Achtung und die Dankbarkeit der Nachwelt, sich gerettet. Er war nicht Weltbürger, so wenig als die großen Staatsmänner des Alterthums in Griechenland und Rom; er war Britte; aber schon als solcher gehörte er zu einer Nation, in der man mehr practischen Weltbürgersinn anerkennt, als unter den handeltreibenden Völkern des Festlandes einzelne Prediger in der Wüste verkündigen. Darum war Pitt als Minister der Abschaffung des Sklavenhandels seit 1787, wo zuerst Wilberforce diese Angelegenheit im Parlamente zur Sprache brachte, stets förderlich; darum achtete auch er die französische Freiheit, so lange sie achtungswerth war. Die Pillnitzer Convention blieb ihm fremd. Er griff das Recht der Neutralen zur See an, weil eben England in einen See- und Handelskrieg verwickelt, er selbst aber ein Britte und überdies brittischer Minister war. Mehrere militärische Entwürfe Pitts mißlangen, weil er kein Feldherr, und der brittische Kriegsminister seiner Stelle nicht gewachsen war. Pitt führte den Krieg blos als Staatsmann, und der Staatsmann steht, der Natur der Sache nach, über dem Feldherrn. In Ostindien endlich fallen große Vergehungen den Britten

zur Last; aber noch bestand dort die Regierungsgewalt der Compagnie, und Pitt konnte nichts thun, als sie der Aufsicht des Staates unterwerfen, und Männer hinsenden, wie Wellesley und Cornwallis, welche die öffentliche Achtung verdienten und dem brittischen Namen Ehre machten. Die Katholiken erlangten unter Pitts Verwaltung so wenig ihre Emancipation, als nachher; aber diese Forderung griff tief in die Verfassung ein; der Eid des Königs stand ihr entgegen; und was die allgemeine Duldung als ein Recht in Anspruch nimmt, verpflichtet nicht den Minister, die Verfassung abzuändern, sondern die öffentliche Meinung; und dieser hat Pitt so wenig entgegen gewirkt, als sie selbst im Parlamente obzusiegen stark genug war. Vielmehr erkannte er jenes Recht als Minister an; allein er mußte zurücktreten, weil er dem Gewissen des Königs nicht widerstreben wollte.

Nach dieser allgemeinen Würdigung seines öffentlichen Lebens, wornach Pitt nichts ohne die Nation, die Nation aber alles durch ihn vermochte, lißt sich das, was Pitt that, und wie er es that, lichtvoller ordnen und darstellen.

c) August Ludwig v. Schlözer,

von Arn. Herrm. Ludw. Heeren, in s. biograph. und lit. Schriften (Gött. 1823. 8.) S. 498. (abgekürzt)

Unter den teutschen Historikern ist keiner, der auf sein Zeitalter so stark eingewirkt hätte, als Schlözer. Das Einwirken andrer beschränkte sich auf die Lteratur; das seinige griff tief ins thätige Leben ein. Daher darf man ihn nicht mit demselben Maasstabe messen, mit

dem sonst die Kritik das blos schriftstellerische Verdienst zu messen pflegt.

Das Eigenthümliche der Studien von Schlözer lag darin, daß sie — (nur die über die Quellen der nordischen Geschichte ausgenommen) — eine practische Richtung hatten. Was Staaten sind und seyn sollen, nicht blos im Allgemeinen, sondern in ihren einzelnen Verhältnissen und Beziehungen; dies waren die Untersuchungen, welche ihn den größten Theil seines Lebens beschäftigten. Und wie wichtig auch in seinen Augen die Fragen über die Verfassung der Staaten waren; so erschienen ihm doch die, welche sich auf ihre Verwaltung bezogen, noch einladender und wichtiger. Diese Tendenz zu dem unmittelbar Practischen war es, welche seinen Schriften den Eingang bei den Geschäftsmännern verschaffte, und dadurch ihn über die gewöhnliche Sphäre der Schriftstellerwelt weit erhob. Der Wunsch, zu reisen, ungeachtet dieser niemals, so wie er es gehofft hatte, in Erfüllung gegangen ist, hatte in den Jünglingsjahren seinen Studien ihre Richtung gegeben. Sein eigentliches Ziel war der, damals noch von Wenigen besuchte, Orient. Erlernung der Sprachen desselben, aber auch andrer, besonders naturhistorischer und medicinischer, Kenntnisse schienen ihm dazu unentbehrlich; und so vereinigten sich in ihm Studien, wie sie nicht leicht in einer solchen Verbindung vereinigt erscheinen. Als jungen Mann führten ihn seine Schicksale nach Petersburg; und daß sein Aufenthalt in Rußland seinem politischen und literarischen Charakter seine Bildung gab, wird Niemand, der ihn gekannt hat, bezweifeln. Er, in dessen Brust der tiefste Haß gegen Willkühr lag, kam hier auf den Schauplatz der willkührlichen Gewalt, und gerieth in Verhältnisse verschiedener Art, wo er persönlich dies fühlte. Dadurch wurde bei ihm der Geist

des Widerspruchs geweckt; er blieb fortdauernd die Muse, die ihn begeisterte.

So bildete Schlözer die Opposition in der historisch-politischen Literatur seiner Zeit. Eine solche ist sehr heilsam; sie bewahrt die Literatur vor Einseitigkeit. Es liegt dagegen aber auch fast nothwendig in ihrem Charakter, daß derjenige, der sie bildet, selbst einseitig wird. Von großer Wichtigkeit ist es daher, aus welcher Quelle diese Opposition fließt; ob aus bloßer Eitelkeit und dem Streben, sich geltend zu machen, oder aus edlern Quellen.

Man kann es Schlözern nicht absprechen, daß bei ihm glücklicher Weise das letztere der Fall war. Sinn für Wahrheit und Sinn für Recht waren diese Quellen. Daß deshalb immer dasjenige wahr oder recht war, was Er dafür hielt, wird damit nicht behauptet. Auch das soll nicht damit geläugnet seyn, daß zuweilen das Streben, sich geltend zu machen, und der Wille, Recht zu behalten, darauf Einfluß hatten.

Seine ganze Natur bestimmte ihn zur Opposition. Nichts zu glauben, was Andre glaubten, so lange es nicht erwiesen war, war Maxime bei ihm. Unrecht zu behalten, grenzte in seinen Augen nahe an Schwäche; und Schwäche war ihm verächtlich. Seine äußern Formen waren rauh; seine Sprache derb, zuweilen mehr als derb; und er, der erklärte Feind alles Despotismus, galt doch selber für despotisch in seinen nächsten Umgebungen.

Die Grundlage seiner Politik war und blieb der Haß gegen willkührliche Gewalt. Das Eigenthümliche derselben aber lag darin, daß er diese noch weit mehr in Republiken, als in monarchischen Staaten haßte; vielleicht weil die erstern durch den Schein der Freiheit hintergehen. Daher sein bitterer Haß gegen die Republiken, in denen er Despotismus wahrzunehmen glaubte, der ihn nicht nur zur Einseitigkeit, sondern selbst zur größten

Ungerechtigkeit verleitete. Die Aristokratie in Bern war ihm ein Gräuel; und mit welchem Ingrimme ihn Waser's Hinrichtung gegen Zürich erfüllte, ist gewiß noch Manchem erinnerlich. In der französischen Staatsumwälzung glaubte er zuerst den Anfang einer bessern Zeit zu sehen; desto größer war seine Erbitterung, als diese Hoffnung so furchtbar getäuscht ward. Er wollte Herrschaft der Gesetze; aber er bedachte zu wenig, daß die Gesetze nicht herrschen können, wenn die Menschen sich von ihnen nicht wollen beherrschen lassen. Das Gehässigste von Allem war ihm Pöbelherrschaft; und ungeachtet er der laute Vertheidiger der gesetzmäßigen Freiheit war, ist er in den Zeiten der politischen Parthetung doch nie für einen Demokraten gehalten worden. Er liebte aufrichtig den Staat, in dem er lebte, weil er darin diejenige Freiheit genoß, die er verlangte oder bedurfte. Der Despotismus des neuesten Weltherrschers erfüllte ihn aber mit desto stärkerem Ingrimm, da er persönlich darunter litt.

In die Statistik hat er Publicität gebracht. Es ist fast unglaublich, welche erbärmliche Geheimnißkrämerei vor ihm, besonders in Teutschland, in der Statistik herrschte. Die gleichgültigsten Dinge wurden als Staatsgeheimnisse betrachtet. Man war also unfähig, den Zustand des Staates zu beurtheilen, und die Statistik mußte ein Gewebe von Irrthümern und Unwahrheiten bleiben. — Diese Geheimnißkrämerei hat Schlözer siegreich bekämpft, und dadurch die Wissenschaft erst zu ihrer Würde erhoben. Dies hat er gethan als Journalist, und dadurch am gewaltigsten auf sein Zeitalter gewirkt. Im Jahre 1776 begann sein Briefwechsel, welcher seit 1783 unter dem Titel Staatsanzeigen, ohne Veränderung seiner Einrichtung, bis zum Jahre 1793 fortgesetzt ward. Als Schlözer als Journalist auf-

trat, gab es zwar in Teutschland vielgelesene Zeitungen, aber keine politische Zeitschrift, welche erwähnt zu werden verdiente. Er stand also lange Zeit allein und ohne Nebenbuhler; und schon dies war ein großer Vortheil. Aber das Zeitalter war auch, von andern Seiten betrachtet, seinem Unternehmen höchst günstig. Es war das Zeitalter von Friedrich und Joseph, wo eine Preßfreiheit im teutschen Reiche herrschte, die wir jetzt nur noch — dem Namen nach kennen. Es war zugleich das Zeitalter des tiefen Friedens, wo der Blick mehr auf das Innere, als auf das Auswärtige gerichtet war. Es hieß noch kein Vergehen, die Fehler der Verwaltung in einem auswärtigen Staate zu rügen; und ward ja eine Klage laut, so war Schlözer des Schutzes seiner eignen Regierung gewiß, so lange er sich nur in den Grenzen des Anstandes und der Mäßigung hielt. Sobald ein neues Heft erschien, verbreiteten sich mehrere Tausende von Exemplaren durch ganz Teutschland; und selbst in dem Kabinete von Maria Theresia wurde oft gefragt: ob denn noch kein „neuer Schlözer" heraus sey! So hatte noch kein politischer Schriftsteller in Teutschland gewirkt! In Wahrheit mochte man damals wohl von Schlözer in Beziehung auf Teutschland sagen, was man von Voltaire in Beziehung auf Europa gesagt hat: „Er sey auch eine Macht!"

41.

Beispiele aus der Selbstbiographie.

a) Aus Chstn. Gtlo. **Heyne's eigner Nachricht von seiner Jugendgeschichte.** (Er war zu Chemnitz 1729 gebohren; sein Vater war Leineweber.)

[**Heeren** schrieb: **Christian Gottlob Heyne**, bio-

graphisch dargestellt. Gött. 1813. 8. und nahm diese Biographie in s. biogr. und lit. Denkschriften (1823) wieder auf. Hieher gehört nur die von Heyne selbst hinterlassenen Nachricht in ersterm Werke S. 6, im zweiten S. 12.]

Ich ward in der größten Dürftigkeit gebohren und erzogen. Der früheste Gespiele meiner Jugend war der Mangel; und die ersten Eindrücke machten die Thränen meiner Mutter, die für ihre Kinder kein Brod wußte. Wie oft sah ich sie Sonnabends mit weinenden Augen die Hände ringen, wenn sie mit dem, was der angestrengte Fleiß und selbst durchwachte Nächte des Gatten gefertigt hatten, wieder nach Hause kam, ohne den Käufer gefunden zu haben. Zuweilen ward ein neuer Versuch durch meine Schwester oder durch mich gemacht; ich mußte mit eben den Stücken Waare zum Kaufmanne gehen, ob wir sie nicht los werden könnten. Es giebt in diesen Gegenden sogenannte Kaufleute, die eigentlich nichts anders als Aufkäufer sind, die den Aermern die verfertigte Leinewand um den geringsten Preis abkaufen, und sie um den höchsten auswärts zu verkaufen suchen. Mit allem Stolze eines Satrapen sah ich oft einen und den andern dieser kleinen Tyrannen die ihm angebotene Waare zurück geben, oder eine Kleinigkeit vom verlangten Werthe und Arbeitslohne abbrechen. Die Noth zwang den Armen, ein paar Groschen weniger seinen Schweis zu verkaufen, und die Einbuße durch Darben wieder zu ersetzen. Diese Art von Anblick war dasjenige, was den ersten Funken von Empfindlichkeit in meinem kindischen Herzen rege machte. Statt von dem Schimmer der Wohlhabenheit dieser Reichen, die sich von gedarbten Brosamen so vieler Hunderte nährten,

mich zur Furcht oder Scheu blenden zu lassen, war ich mit Grimm gegen sie erfüllt. Das erstemal, das ich in der Schule vom Tyrannenmorde hörte, ward die Vorstellung lebhaft in mir, ein Brutus an allen den Unterdrückern der Armen zu werden, die die Meinigen so oft im Mangel hatten schmachten lassen.

Meine guten Aeltern thaten, was sie konnten, und ließen mich in eine Kinderschule in der Vorstadt gehen. Ich erhielt das Lob, daß ich Alles geschwind begriffe, und viel Lust zum Lernen hätte. Schon im zehnten Jahre hatte ich, um das Schulgeld aufzutreiben, einem Kinde meines Nachbars Unterricht im Lesen und Schreiben gegeben. Da mich der gemeine Schulunterricht nicht weiter führen konnte; so kam es auf eine Privatstunde an, in welcher ich zum Latein angeführt werden sollte. Aber hierzu ward wöchentlich Ein guter Groschen erfordert; den konnten mir meine Aeltern nicht geben. Lange trug ich diesen Kummer mit mir herum. Ich hatte einen Pathen, der ein wohlhabender Bäcker war, ein Halbbruder meiner Mutter. An einem Sonnabende ward ich zu diesem geschickt, um ein Brod zu hohlen. Mit nassen Augen trat ich in das Haus, und fand meinen Pathen von ungefähr da stehen. Befragt, warum ich geweint hätte, wollte ich antworten. Ein ganzer Strom von Thränen brach los; kaum konnte ich die Ursache meines Schmerzes verständlich machen. Mein großmüthiger Pathe erbot sich, wöchentlich den Groschen zu bezahlen. Zur Bedingung ward mir auferlegt, ich sollte alle Sonntage kommen, und das auswendig gelernte Evangelium hersagen. Dieses hatte die gute Folge für mich, ich übte mein Gedächtniß, und lernte etwas mit Dreistigkeit vortragen. So gingen ein paar Jahre hin. Jetzt war der Zeitpunct, daß ich die Schule verlassen, und zur Lebensart meiner Väter übergehen sollte.

Ich hingegen wünschte sehnlich, die lateinische Stadtschule besuchen zu können. Allein hierzu fehlten durchaus die Mittel. Wo sollte ein Gulden Quartalgeld, die Bücher, und ein blauer Mantel herkommen? Wie sehnlich hing oft mein Blick an den Wänden der Schule, wenn ich vorbeiging!

Ein Geistlicher, Pastor in der Vorstadt, war mein zweiter Pathe. Mein Schulmeister, der zugleich an seiner Kirche stand, hatte ihm von mir gesagt. Ich ward zu ihm beschieden, und nach einem kleinen Examen erhielt ich die Zusicherung, ich solle in die Stadtschule gehen, er wolle die Kosten tragen. Wer kann mein Glück fassen, wie ich es damals empfand! Ich ward zum ersten Lehrer geschickt, examinirt, und erhielt mit Beifall einen Platz in der zweiten Klasse. In der Schule war ganz der ehemalige Schlendrian; lateinische Vocabeln, Exponiren, Exercitien; alles ohne Geist und ohne Sinn. Ich wäre auf diesem Wege endlich zur völligen Stupidität fortgegangen, wenn nicht durch einen besondern Zufall ein Anagramm mich aus der Lethargie gezogen hätte.

Es ward ein sogenanntes Schulexamen gehalten, bei welchem der Superintendent als erster Scholarch zugegen war. Dieser Mann, D. Theodor Krüger, für seine Zeiten ein gelehrter Theolog, unterbrach auf einmal den Rector, der vom Katheder lehrte, und that die Frage: wer wohl unter den Scholaren sagen könnte, was per anagramma aus Austria herauskäme? Der Einfall war veranlaßt, weil eben damals der erste schlesische Krieg ausgebrochen, und in irgend einer Zeitung ein schönes Anagramm erschienen war. Keiner von Allen wußte, was ein Anagramm sey; selbst der Rector sah ganz verstört aus. Da Niemand antwortete, fing der Rector an, eine Beschreibung vom Anagramm zu machen. Da

sprang ich mit dem gefundenen Vastari auf. Dieses war etwas anderes, als in den Zeitungen gestanden hatte; desto größer war die Verwunderung des Superintendenten; noch mehr, als er einen kleinen Knaben auf der untersten Schulbank in Secunda vor sich sah. Er rufschelte mir nun seinen Beifall laut zu; aber zugleich hetzte er mir alle meine Mitschüler auf den Hals, da er sie weidlich ausschimpfte, daß sie sich von einem Infimus hätten übertreffen lassen.

Genug, dieses pedantische Abenteuer gab den ersten Stoff zur Entwickelung meiner Kräfte.

b) von Reinhard, († 1812)

aus s. Geständnissen, in Briefen an einen Freund (Sulzb. 1810. 8.) S. 11. (abgekürzt)

— Meine ganze früheste Bildung verdanke ich meinem Vater; er ist bis in mein sechszehntes Jahr mein Lehrer gewesen. Johann Stephan Matthias Reinhard, ein Mann, dessen Andenken mir heilig seyn würde, wenn er auch nicht mein Vater gewesen wäre, war Pfarrer zu Vohenstrauß, einem Marktflecken im Herzogthume Sulzbach. Unter die besondern Eigenschaften seiner Predigten gehörte eine strenge, alles genau bestimmende Disposition. Wie natürlich diese war, und wie unverhohlen sie sich ankündigte, können Sie daraus sehen, daß ich als Knabe von zehn bis eilf Jahren sie beim Anhören der Predigt vollständig mit dem Gedächtnisse fassen, und, wenn ich nach Hause kam, zu Papiere bringen konnte. Die Vorstellung einer streng geordneten, in ihren Haupttheilen leicht behältlichen, Predigt kam also, wie Sie sehen, sehr früh, und zwar mit allen Reizen des väterlichen Beispiels umgeben, in meine

gefehlt hätte. Kaum war ich nämlich fähig geworden, einen teutschen Dichter mit Empfindung zu lesen; so verlor mein Vater durch eine unglückliche Feuersbrunst seine ganze, nach den dortigen Umständen sehr ansehnliche, Bibliothek; nicht ein Blatt derselben konnte gerettet werden. Ich, der ich immer mehr nach teutschen Dichtern zu lechzen anfing, war nun auf das Sulzbachische, damals sehr elende Gesangbuch, auf die Gedichte des Herrn von Canitz, und auf Brockes metrische Uebersetzung von Pope's Essay on man eingeschränkt, mit welchen letzten beiden Schriften ein Freund meinen seiner Bücher beraubten Vater beschenkt hatte. — Allein nun nähere ich mich einem an sich zwar kleinen, aber für meine Bildung höchst wichtigen und folgenreichen Ereignisse. Ich hatte mein dreizehntes Jahr erreicht, als sich meine älteste Schwester mit einem jungen Geistlichen, Namens Schätzler, verheirathete. Dieser beschenkte mich bei einem Besuche, weil er meinen Hang zur Dichtkunst und meine bedauernswürdige Armuth an guten Mustern bemerkt hatte, mit den Gedichten des Herrn von Haller. Ich strebe vergeblich, Ihnen die Freude und das Entzücken auszudrücken, mit welchen ich diesen Dichter las und verschlang. Nun wurde es auf einmal hell in meiner Seele; nun glaubte ich gefunden zu haben, was ich bei meinem Brockes und Canitz vergeblich gesucht hatte. Es währte nicht lange; so wußte ich meinen Haller auswendig. Daß ich nachahmte, war natürlich; und da ich an meinem bewunderten Muster alles schön fand, so gefielen mir auch die damals noch häufig in seinen Versen vorkommenden Provinzialismen; ich brachte sie auch in meinen Versen an, und schrieb mitten in der Oberpfalz, als ob ich in Bern gebohren wäre.

Doch was war diese kleine Verirrung gegen den un-

ermeßlichen Vortheil, den ich Hallern zu verdanken habe! Der gedankenreiche, sinnvolle, jedes Wort sorgfältig wägende Dichter hatte sich meiner ganzen Seele bemächtigt. Von nun an war mir alles Weitschweifige, Wortreiche und Tautologische auf immer verleidet. So viel Geschmack die Jugend auch sonst an einer gewissen Fülle, an einer gewissen Ueppigkeit des Ausdrucks, an einem Spiele mit lieblichen Bildern und wohlklingenden Phrasen findet; mir war dies alles zuwider. Haller machte mich im Ausdrucke so vorsichtig, ich möchte sagen, so arm, daß ich noch immer, wenn kein neuer, von dem vorhergehenden verschiedener, oder doch den vorhergehenden näher bestimmender Gedanke zu sagen ist, auch schlechterdings kein Wort mehr habe. Und so bin ich denn, wenn ich den Einfluß bedenke, welchen Haller durch seine Gedichte auf mich gehabt hat, überzeugt, der Charakter meiner Schreibart sey vorzüglich durch diese Gedichte bestimmt worden. Daß sie dadurch eine gewisse Trockenheit erhalten habe, will ich nicht in Abrede seyn. Haller hat natürlich weit mehr auf meine Vernunft, als auf meine Phantasie gewirkt, und diese vielleicht nur allzusehr gezügelt.

42.
Beispiele aus der Charakteristik.

a) von Karl Ludw. v. Woltmann († 1817) aus s. Gesch. der Reformation in Teutschland (2te Aufl. Altona, 1817. 8.) Th. 3. S. 245.

Parallele zwischen Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg.

Als zur Zeit der Reformation Bewunderung und Haß in allen Gegenden Teutschlands laut über den jungen

Moritz von Sachsen redeten, gedachte man eben so häufig des Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Beide junge Helden lebten wie Brüder zusammen. Die Lust des Friedens und des Krieges Ungemach ertrugen sie vereint. Jagd und Waffenübungen waren zwischen ihnen gemeinschaftlich; bei Zechgelagen, selbst auf den Gängen der Wollust fand sich selten der eine, ohne den andern; auf Einem Lager haben sie oft zusammen geschlafen. Von seinen reichern Einkünften zahlte Moritz jährlich bedeutende Gelder an Albrecht, und wollte nicht dulden, daß sein Freund von seinen ungeheuern Schulden gedrückt würde. Gern äußerte er seinen Glauben, daß der Markgraf ihm stets eine feste Mauer wider seine Feinde seyn werde. Vereint fochten sie für Oestreich und stürzten den schmalkaldischen Bund. Als Moritz wider den Kaiser losschlug, um Retter der teutschen Fürstenfreiheit zu werden, stürmte Albrecht wider Oestreich mit ähnlicher Gesinnung.

Die Freundschaft der beiden Fürsten gab einen gehaltvollen Anblick, da jeder von ihnen auf eine ganz eigenthümliche Weise das Bild eines jungen Helden darbot. Weder durch mehr als gewöhnliche Größe, noch besondere Stärke fiel die Gestalt des sächsischen Fürsten auf; aber kräftig fügten sich seine Glieder zu einem vollendeten Ebenmaaße, und nur über seiner natürlichen Anmuth vergaß man bisweilen, wie er mit gedrängter Kraft jeden Moment ein Ziel zu ergreifen schien. Seine Stimme tönte nicht laut, aber bestimmt und gemessen. Besonnene Kraft, die, stets zusammengehalten, rasch zur Ausführung ging, und nie zurück zu schreiten brauchte, war durch sein Aeußeres angekündigt, und war durchaus sein inneres Eigenthum. Nie hat er in einer Schlacht einen einmal gewählten Posten wieder aufgeben müssen. Tief verbarg er die umfassendsten Plane,

und ließ er sie blicken; so war die glückliche Ausführung derselben sicher. Seiner Ueberzeugung, seines Entschlusses gewiß, verstand er die Kunst, fremde Meinungen anzuhören und zu benutzen. Kurz und erschöpfend waren seine Antworten; seine Frage der Art, daß auch der Schwankende bestimmt ihr entgegnen mußte.

Wenn Moritz das Bild einer besonnenen zusammengehaltenen Heldenkraft darbot; so erblickte man in Albrecht eine schwelgende, die sich laut ankündigte und im Rausche verzehrte. An Gestalt war er nicht größer, als der Sachsenfürst; aber ungewöhnlich war die Stärke seiner Muskeln und die Breite seiner Brust. Gewaltig hallte seine Stimme die kriegerischen Reihen hinab. Sein Haupthaar ließ er gern lang wachsen, damit es, rückwärts wehend sein stürmendes Ansehn vermehrte. Mit einem gewissen Wahnsinne stürzte er sich in Schwelgerei der Liebe und des Weins und der Schlacht Gefahren. Den Tod scheute er nicht, und achtete es dennoch keine Schmach, im Kampfe zu weichen. Gerechtigkeit im menschlichen Geschlechte war ihm ein Nichts, und er spottete der Lehre vom Himmel. Es fehlte ihm nicht an wissenschaftlicher Bildung, von welcher Moritz durch seine Erziehung nicht den leisesten Anschein gewann; aber Gelehrte und ihre Pflanzschulen, welche dieser hegte, hielt jener gering. Auch besaß Albrecht die feinsten Sitten eines Ritters, und ward deshalb an Kaiser Karls Hofe von allen Nationen bewundert; doch auch sie opferte er dem Verkehre mit dem teutschen Adel. Das ganze Leben verlor endlich früh für ihn die Bedeutung, und in den Augenblicken, wo er dies selbst tief empfand, wurde ihm jede Zukunft gleichgültig. „Ich will meine Seele, pflegte er dann zu sagen, zu einem Wettstreite zwischen Gott und dem Teufel legen, und

wer von beiden der stärkste ist, sie an sich zu reißen, mag mit ihr nach Willkühr schalten."

Die jugendlichen Neigungen, wodurch zwei so verschiedene Naturen, wie Moritz und Albrecht, an einander gefesselt wurden, verloren von ihrer Kraft, als beide Helden in das männliche Alter traten. Sie wurden nun erst gewahr, wie weit sie ursprünglich von einander entfernt waren. Eben so wurde die Macht zerrissen, mit welcher ihr Streben nach Einem Ziele sie verband, als der sächsische Fürst glaubte, dasselbe durch den Passauer Vertrag erreicht zu haben.

b) von Johannes v. Müller, († 1809) aus s. sämmtlichen Werken (Tüb. 1820. 8.) Th. 8. S. 101.

über die Geschichte Friedrichs 2 (abgekürzt)

Nichts ist in der Geschichte seltener, als die Darstellung eines erhabenen Geistes nach voller Wahrheit seiner Natur und seines Wirkens, so, daß sein Bild, ganz echt in seinem Licht und Schatten, an dem Platze, wo es der Nachwelt ewig in die Augen fallen soll, eingefügt erscheine. Viele Fulgurationen der großen Seelen erhielt Plutarch, mit Verstand und mit Biedersinn; aber weil nicht seine Zeit in solcher Art fruchtbar war, aus unvollkommener Ueberlieferung; und — wunderbar! den größten Griechen, den Sieger bei Leuktra, und die beiden größten Männer des freien Roms, die Sieger bei Zama und über Numantia, ließ er unberührt.

Der große Mann ist nie ein andrer, als Er selbst, wie er in seiner Zeit und Lage zu seyn hat; ohne Andrer Nachtheil allerdings der Einzige, insofern er in Benutzung seiner Anlagen, Zeiten und Umgebungen einzig war. Unbeneidet bleibe dem Macedonier der

Ruhm rastloser Schnelligkeit in seinem großen planmäßigen Laufe; es mindere nichts den Glanz der Hoheit und Leichtigkeit, der unerreichten Lebensfülle und blitzschnellen Thatkraft, mit welcher von den Mündungen des Rheins bis in den hintersten Pontus Cäsar die Welt und Herzen unterwarf; es leuchte in eigenthümlicher Würde die goldene Zeit, wo der edelste der Kaiser, Trajan, sein unermüdeter Nachfolger (Hadrian), und beide Antonine redliche Tugend im Felde, in der Verwaltung und Gesetzgebung das kaum je so lang und so weit erhaltene Gleichgewicht aller militärischen und bürgerlichen Vollkommenheit behaupteten: Friedrichs Geschichtsschreiber braucht niemand herunter zu setzen, niemand zu beneiden. Der mit wenigen Hülfsmitteln gegen gute große Heere und zum Theile sehr geschickte Feldherren durch Geist und Beharrlichkeit ausgehaltene Kampf, die heilende Verwaltung, die im Alter ungeschwächte Oberherrschaft persönlichen Ansehens, die Einwirkung der Denkungsart auf ein, vor allen abgewichenen, ideenreiches Jahrhundert erinnern an Verhältnisse, worin dem Könige gegeben ward, einzig zu seyn. Nicht Cäsar war er, nicht Alexander, und nicht Marc Aurel; er ist der Preußen Friedrich, an dem die Natur zeigen wollte, daß, solche Männer hervorzubringen, sie jetzt nicht minder gewaltig ist, als je im hohen Alterthume.

Bei aller scheinbaren Divergenz der äußerlichen Handlungen liegt in der Seele eines jeden an Kraft und Weisheit großen Mannes Ein Hauptlebensplan, Eine vorherrschende Idee, welche, als Commentar und Schlüssel all seines Thuns, aufgefaßt werden muß, um in die Darstellung seines Lebens die Einheit zu bringen, ohne die zwar eine Chronik, nicht aber eine Geschichte, sich denken läßt.

Das ist der Könige Sache, die allgemeine Uebersicht; das ihre Größe, die Richtigkeit des umfassenden Blickes, und das von ihnen aus überall neu verbreitete Leben.

Wie edel der Zweck, einen Staat zu haben, zur Selbsterhaltung stark genug; durch Treue und Wahrheit so weit hin herrschend, als gemeinschaftliches Interesse verstanden wird; weniger zählend auf erschöpfbare Schätze, auf sterbliche Heere, als auf die allgemeine Ueberzeugung seines Volkes und seiner Freunde, daß die Sache seiner Erhaltung die Sache eines jeden ist, der etwas fühlt für Freiheit und Licht. Diese größten Angelegenheiten der Humanität wußte Friedrich mit seinem Staate in unauflöslichen Zusammenhang zu bringen.

Die Freiheit, welche nicht in der oder dieser Verfassungsform, eher in der Coexistenz aller einem jeden Staate angemessenen Formen, welche nicht in Gesetzlosigkeit, sondern in der Sicherheit eines jeden bei seinem Rechte, und nicht im Niederreißen, sondern in genußreicher Entwicklung besteht, war, nebst ihrer Schwester, der wahren Aufklärung, vor etwa sechzig Jahren in wenigen monarchischen und republikanischen Staaten vorhanden. Nachdem Europens aufkeimende Cultur durch Religionscontroversen auf ziemlich lange unterbrochen worden, hatte sich in der protestantischen, wie in der römischen Kirche, ein geistloses Formularwesen gebildet, welches, in Verbindung mit dem spanischen Zuschnitte eines Theiles der großen Welt, viele das Leben trübende Vorurtheile in ausschließlicher Herrschaft erhielt. Aber die Mark Brandenburg, an welcher der Mensch hat erproben sollen, wie viel Fleiß und Muth über die Natur vermögen, war schon oft ein Zufluchtsort der Denkfreiheit. Friedrich fürchtete

nichts von einem Wege, auf dem er voranging. Das war seine Sache: nicht zu lehren, was Wahrheit sey, aber den Untersuchungstrieb zu erregen, und durch vollkommen freien Spielraum zu begünstigen. Bande, welche ihm Fesseln schienen, sprengte sein kühner Sinn; überhaupt in Allem kam Licht und Geist von oben herab. — Das war die Grundfeste, das der Zweck: dem Staate einen solchen Charakter unauslöschlich einzuprägen, daß er durch inneres Leben, daß die Nation durch ein frohes, hohes Gefühl ihrer selbst und ihres Ruhmes stark und unüberwindlich würde für eigene und ihrer Freunde Unabhängigkeit und Recht. Das größte an ihm ist, durch sein Beispiel so viel in den Geist gelegt zu haben. Denn alles Mechanische ist der Veralterung unterworfen; alles Physische muß der Uebermacht weichen; aber Männer von reger Lebendigkeit und unerschütterlicher Fassung sind einer Exaltation fähig, die sich einen unerschöpflichen Reichthum von Hülfsmitteln gegenwärtig macht.

Wenn die Geschichte abgelebter Staaten, als Resultat vollendeter Erfahrung, höchst merkwürdig ist; wenn der Geschichte bestehender Staaten die Erinnerung an den ursprünglichen Geist ihrer Ordnungen das vornehmste Interesse giebt; wie viel wichtiger die Geschichte einer Regierung, wo nicht so viel auf künstlich festgesetze Theorieen, als auf Beharrlichkeit im Wesen, auf eine fortgehende Geistesarbeit, zu achten ist, um in keiner Art von Vervollkommnung zurück, und im edlen Selbstgefühle immer voran zu stehen! Die alte venetianische Republik oder die schweizerische Eidgenossenschaft, Staaten, die geglaubt haben, sich isoliren zu können, durften bleiben, wie sie waren. Aber in dem regen Leben des immer neuen Weltschauspiels ist Stillstehen und Zurückbleiben einerlei. Die Britten haben ihre Meere, Frank-

reich den herrlichen Boden; unerschöpflich ist Oestreich, Rußland unermeßlich; was haben wir, wenn nicht Geist und Muth! Das Leben eines Staates ist, wie ein Strom, in fortgehender Bewegung herrlich. Wenn der Strom steht; so wird er Eis oder Sumpf. Wo Licht und Wärme; da ist Leben!

Mißgriffe und Fehler wird nur ein Lobredner übergehen, und, statt einer lehrreichen Beschreibung, ein unfruchtbares Ideal darstellen. Dadurch, daß ein großer Mann auch Mensch gewesen, faßt man Muth, seine Größe für erreichbar zu halten. Es ist nützlich, hohe Gemüther zu erinnern, daß sie die Forderungen an das Glück und an die Sterblichen nicht übertreiben. Gemeinen Menschen, die durch Nachahmung der Fehler einem großen Manne sich zu nähern glauben, muß man zeigen, welche Haltung des ganzen Lebens erforderlich ist, auf daß Einiges übersehen werde. Selbstständige Größe erträgt freie Wahrheit. Der Glanz der triumphirenden Imperatoren litt keine Verdunkelung durch die satyrischen Soldatenlieder; und, der Flecken ungeachtet, ergießt die Sonne in alle Welt Freude und Leben.

43.

Die Anekdote und der Lapidarstyl.

Die Anekdote enthält die Darstellung einer einzigen Begebenheit, oder einer einzigen Aeußerung eines Individuums, welche sich entweder durch ihre Neuheit und Eigenthümlichkeit, oder durch ihren Zusammenhang mit andern Ereignissen und geistreichen Aussprüchen so auszeichnen, daß sie vereinzelt (gleichsam epigrammatisch) in einer kleinen, aber in sich vollendeten Form durchgeführt zu werden verdienen, und vermittelst dieser Form ein reines Wohl-

gefallen in der Anschauung bewirken. — Der **Stoff** der Anekdote ist aber entweder eine einzelne That, oder ein einzelner Ausspruch, welche das Gepräge der Neuheit, oder der individuellen Kraft, oder der Gegenwart des Geistes, oder des Naiven, oder irgend eines bedeutenden Zuges des menschlichen Herzens so an sich tragen, daß, durch die besondere Behandlung desselben in der geschichtlich-stylistischen Form der Anekdote, entweder über das Individuum selbst nach seiner Bildung und Ankündigung, ein bestimmtes Urtheil vermittelt, oder doch durch die Darstellung ein augenblickliches und unmittelbares Wohlgefallen bewirkt werden kann. Vermittelst des Individuums, von welchem die Anekdote erzählt wird, gehört sie entweder zur Biographie, oder zur besondern Geschichte, oder selbst zur allgemeinen Geschichte, und erläutert nicht selten gewisse Erscheinungen und Vorgänge, durch welche auf die Eigenheiten, auf den Charakter und auf die ganze Individualität der handelnden Person ein helles Licht fällt. — Der **Form** nach muß die Anekdote **kurz** und kräftig gehalten werden, und der eigentliche Treffpunct (die sogenannte **Pointe**) bestimmt hervortreten. — Da aber die Anekdoten im Ganzen mehr nur als Einschiebsel und Zugaben, und **nicht als wesentliche Bestandtheile** der Geschichte behandelt werden können; so verräth es einen unreifen Geschmack, wenn man dieselben in der zusammenhängenden Geschichte zu oft einlegt, und gleichsam mit denselben aus Kleinlichkeitskrämerei tändelt. Sobald die Anekdote den innern Zusammenhang und die Einheit einer größern geschichtlichen Darstellung unterbrechen würde; sobald muß sie hinweggelassen, und dem höhern

Zwecke der in sich abgeschlossenen geschichtlichen Einheit aufgeopfert werden. —

Der lapidarische Styl besteht zunächst in Inschriften, welche auf öffentlichen Denkmälern das Andenken an gewisse Personen oder Begebenheiten erhalten sollen, die sich durch irgend etwas Merkwürdiges Anspruch auf diese Auszeichnung erworben haben. Man findet ihn auf Ehrensäulen, Grabmälern, Münzen u. s. w. Einzelne, mit Kraft und Kürze hingeworfene Worte, bringen im Lapidarstyl die meiste Wirkung hervor; alles Gesuchte, alles Weitschweifige stört den Eindruck. — Die römische Sprache enthält bis jetzt weit mehr zweckmäßige Belege des Lapidarstyls, als die teutsche.

44.

Beispiele aus beiden.

a) aus der Anekdote:

1) Zu Philipp Melanthon kam ein Student, und begehrte, daß er ihn zum Magistro artium wollte promoviren. Weil aber Melanthon wohl bewußt, daß er ein Bruder der Unwissenheit, und den Titel ohne die That sollte haben, schlug er es ihm ein, zwei, dreimal ab. Endlich fällt der Gernmagister vor Melanthon nieder, und bittet ihn per misericordiam Dei, daß er ihn doch wollte Magistrum artium machen. Melanthon, um sich sein zu entschütten, sagt: Willst du es ja seyn; so sey dann Magister misericordiae, — welcher Name ihm hernach verblieben. (Aus dem vierten Theil der teutschen Nation Apophthegmatum, von Joh. Leonh. Weidner. Amst. 1655. 12. S. 121.)

2) Ein Candidat, der zum erstenmale predigte, blieb

im Exordio stecken. Der witzige Schulmeister fing als Kanzellied den Vers an:

Reiche deinem schwachen Kinde,
Das auf matten Füßen steht,
Deine Gnadenhand geschwinde,
Bis die Angst vorüber geht.

3) Der Parlamentspräsident Harley fragte einen Advocaten, was aus seinem Sohne werden sollte. „Wenn der Knabe sich gut anläßt, antwortete dieser, soll er Advocat werden, wenn nicht — Parlamentspräsident."

4) Ein Dichter las seinem Freunde, einem Kammergerichtsrathe zu Wetzlar, ein neues Schauspiel vor, und fragte ihn beim dritten Acte um seine Meinung. — „Es ist so viel Verwirrung darin, erwiederte der Rath, daß ich nicht einsehe, wie sie in den beiden folgenden Acten noch steigen kann." — Seyn Sie unbesorgt, erwiederte der Dichter, im vierten Acte kommt ein Prozeß beim Kammergerichte vor.

5) Es ward in einer Gesellschaft viel von glücklichen Verheirathungen gesprochen. Ein Mann, der viel gereiset war, fiel ein, und sagte: ich an meinem Theile habe noch keine glücklichere Ehe gesehen, als die Vermählung des Doge von Venedig mit dem adriatischen Meere.

6) Der Professor D. Berg in Würzburg hielt eine treffliche Leichenrede auf den Tod des unvergeßlichen Fürstbischoffs Franz Ludwig Erthal. Würzburgs Pharisäer und Herodes-Diener waren darüber höchst indignirt. Sie suchten viele Stellen in jener Rede zu verdrehen, und falsche Ansichten und Absichten beizufügen, und überreichten das Manuscript dem Nachfolger Karl Friedrich zur Verdammung. Die anstößigen und verfänglichen Stellen hatten sie im Manuscripte (um dem Ver-

urtheiler die kostbare Zeit zu ersparen) eingebogen und eingeschlagen. Karl Friedrich gab nach einigen Tagen aus seinem Kabinet die Handschrift mit der lakonischen Sentenz zurück: er habe in dem von der Censur eingereichten Manuscripte des D. Berg nichts Anstößiges gefunden, als — — eine Menge Eselsohren!

(Aus dem: Merkur, 1824. N. 113.)

b) aus dem Lapidarstyle,

1) Inschrift des Denkmals auf den Prinzen Leopold von Braunschweig bei Frankfurt am Ufer der Oder, in der er, bei der Rettung der Verunglückten, ertrank.

Auf der einen Seite:

Leopold von Braunschweig lebte vom 18 Oct. 1752 bis zum 27 Apr. 1785.

Auf der zweiten Seite:

Menschenliebe,
Standhaftigkeit,
Bescheidenheit,
drei himmlische Geschwister,
tragen Deinen Aschenkrug
Unvergessen lang.
Und klagen mit der Göttin der Stadt,
Deren Bürger Du zu retten eiltest;
Und klagen mit dem Odergotte,
In dessen Wellen Du untergingst,
Daß die Erde
Ihr Kleinod verloren hat.

2) Inschrift (von K. Aug. Böttiger) der Metalltafel auf dem Sarge Franz Volkmar Reinhards:

D. Franz Volkmar Reinhard, was sterblich an ihm war!

3) Die neuerbaute Kirche zu Neutitschein in Mähren hat die Inschrift:

Dem Heiligsten zu unsrer Heiligung.

45.

2) Die besondere (Special-) Geschichte.

Es ist die Aufgabe der besondern Geschichte, die freien Handlungen und die Ereignisse und Schicksale einer Mehrzahl menschlicher Individuen unter einer stylistischen Form darzustellen, die den Forderungen des Gesetzes der Form völlig entspricht.

Der Stoff der besondern Geschichte umschließt daher eben so den engen Kreis des Familienlebens, wie die Begebenheiten ganzer Gesellschaften, Corporationen, Stände, Geschlechter, Orden und Zünfte; eben so die Geschichte der einzelnen Völker, Staaten und Reiche, wie die Geschichte der menschlichen Cultur in den besondern Kreisen der einzelnen Sprachen, Wissenschaften und Künste. Die besondere Geschichte unterscheidet sich dadurch wesentlich von der allgemeinen, daß sie die Massen des geschichtlichen Stoffes in den besondern Kreisen des menschlichen Wirkens zum innern nothwendigen Zusammenhange bringt und zur äußern Einheit der stylistischen Form erhebt, so daß die einzelne Gesellschaft, der einzelne Staat, die einzelne Wissenschaft oder Kunst, in der Specialgeschichte als ein in sich, nach Stoff und Form abgeschlossenes, Ganzes erscheint, während die einzelnen Gesellschaften, Staaten, Wissenschaften und Künste, in der allgemeinen Geschichte, nur als Individuen sich ankündigen, und nach ihrer Stellung als einzelne Theile gegen das Ganze

dargestellt werden. Weil aber keine allgemeine Geschichte ohne den gründlichen und erschöpfenden Anbau der besondern Geschichte gedacht werden kann, und die Vollendung jener von der gediegenen Bearbeitung dieser abhängig ist; so folgt, theils daß, in Hinsicht der Quellen, die geschichtliche Kritik zunächst und hauptsächlich der besondern Geschichte angehört, theils daß, in Beziehung auf die Verarbeitung der einzelnen kritisch geprüften und zweckmäßig geordneten Massen, die große Aufgabe an die besondere Geschichte nur mit großer Umsicht, mit seltener geistiger Kraft und mit hoher stylistischer Gewandtheit und Sicherheit gelöset werden kann, wenn in der geschichtlichen Form beides, der nothwendige innere Zusammenhang des Stoffes und die lebensvollste zur Einheit verbundene Darstellung der Form, sich ankündigen soll.

Der Bearbeiter der besondern Geschichte muß daher zuerst die Massen seines Stoffes aus den Quellen erforschen, nach den Forderungen der Kritik sichten, nach den Gesetzen der Denklehre ordnen und vertheilen, und nach dem Gesetze der Form stylistisch gestalten. Er darf, nach diesen Grundsätzen, nur das geschichtlich Beglaubigte verarbeiten; er muß dasselbe nach einem richtigen Ebenmaaße unter sich verbinden; er darf weder durch zu weit getriebene Kürze unverständlich, noch durch weitschweifige Behandlung breit und unbehülflich werden; er soll nicht blos eine Nomenclatur von Namen und Zahlen, von einzelnen, unter sich unverbundenen, Ereignissen, nicht blos anatomische Gerippe, sondern lebendige, kraftvolle, in sich zusammenhängende Darstellungen des Ganges der Begebenheiten mittheilen; besonders soll er, bei Anhäufung der Massen, das

Wichtige, Durchgreifende und Entscheidende in dem Leben und in der Ankündigung der einzelnen Völker und Staaten, so wie der einzelnen Wissenschaften und Künste, mit sicherm Tacte hervorheben, ein Tact, der nur durch tiefes Eindringen in das innere gegenseitige Verhältniß der einzelnen Massen des geschichtlichen Stoffes gewonnen werden kann. Zur Verwirklichung dieser Bedingungen muß aber noch die stete Rücksicht auf die eigentlichen Interessen der Menschheit selbst hinzukommen; d. h. der Bearbeiter der besondern Geschichte muß dieselbe — und geschähe es nur stillschweigend — aus dem Standpuncte einer Idee fassen, die unmittelbar aus dem Begriffe der Menschheit selbst, als einer Gattung von freien Wesen, hervorgehet, die durch das mächtige Spiel ihrer Freiheit ihr eigenes Schicksal, und dessen Verwickelungen und Entwickelungen herbeiführt. Das echt Menschliche, nach allen durch die Freiheit des Willens bewirkten Fort- oder Rückschritten, Licht- oder Schattenseiten, Veredlungen oder Verirrungen der Individuen, der Familien, der Corporationen, der Völker, der Staaten, der Wissenschaften und der Künste, wird daher bei der Darstellung der speciellen Geschichte zunächst den Ausschlag geben; denn der gebildete Mensch wird — sobald er die Vergangenheit seiner Wesengattung, nach ihrer Tiefe, nach ihrer Eigenthümlichkeit und nach dem ganzen Zusammenhange von Ursachen und Folgen erforschen will — nur dann befriedigt, wenn ihm jede einzelne Thatsache als die Wirkung menschlicher Freiheit erscheint, und wenn er mit der Uebersicht über das abgeschlossene Gebiet einer in sich zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten zugleich

das Ergebniß des Fort- oder Rückwärtsschreitens in dem öffentlichen Leben der Völker und Staaten des Erdbodens, so wie in den Kreisen der Wissenschaften und Künste, verbinden kann.

46.

Fortsetzung.

Geschichte einzelner Corporationen. Völkergeschichte.

Als einzelne und untergeordnete Theile der besondern Geschichte müssen, in stylistischer Hinsicht, unterschieden werden:

1) die Geschichte der einzelnen Familien, Geschlechter, Gesellschaften, Corporationen, Stände, Orden u. s. w.;

2) die Geschichte der einzelnen Völker, Staaten und Reiche; und

3) die Geschichte der menschlichen Cultur, nach ihren einzelnen Ankündigungen in Sprachen, Wissenschaften und Künsten.

Was die Geschichte der einzelnen Familien, Gesellschaften, Corporationen, Stände und Orden betrifft; so gelten für dieselbe zunächst die (§. 45.) aufgestellten Grundsätze nach Stoff und Form. Doch müssen bei den einzelnen Gesellschaften, Corporationen, Orden u. s. w. die Ursachen ihres Entstehens erforscht werden. Man muß bis auf den ersten Anfang derselben zurückgehen, und die Verhältnisse entwickeln, durch deren Zusammentreffen diese Gesellschaften sich vergrößerten, und dem Umfange nach rundeten; man muß den Geist dieser Corporationen (z. B. des Jesuiterordens) aus den Grundsätzen ihrer Verfassung ableiten; man

muß in die örtlichen oder allgemeinen Ursachen ihres Emporblühens, ihrer weitern Verbreitung, und ihres innern Zusammenhanges eindringen; man muß die guten Seiten, wie die Mängel und Unvollkommenheiten derselben, ihre wohlthätigen Einflüsse, wie die nachtheiligen Wirkungen derselben, auf einzelne Völker, Staaten oder Zeitalter mit reiner Wahrheitsliebe enthüllen; man muß ihre Stellung in der Mitte der Völker, wo sie sich bildeten (z. B. der Vehmgerichte, der Kasteneinrichtung in Indien, im alten Aegypten u. s. w.), so wie ihr Verhältniß zu der gleichzeitig bestehenden Verfassung der Staaten und zu der gleichzeitig erreichten Cultur näher bestimmen; man muß aus geschichtlichen Thatsachen das Steigen und die Macht, so wie die Ausartungen, den Verfall, das Sinken und das Erlöschen, zum Theile auch die Repristination solcher Corporationen nachweisen; besonders aber muß, dafern sie noch bestehen, ihre gegenwärtige Gestalt und Einrichtung, ihr jetziges Verhältniß zu ihrer frühern Ankündigung, und ihr Zusammenhang mit dem Systeme des Fortschreitens oder der Reaction der Menschheit ausgemittelt werden. Werden aber die Grundzüge, der Geist und die öffentliche Ankündigung solcher Gesellschaften aus diesem Gesichtspuncte gefaßt; dann kann auch der doppelte Zweck erreicht werden: zu zeigen, wie solche Gesellschaften als selbstständige Theile eines größern Ganzen bestanden oder noch bestehen, und wie sie sich als Theile zu dem Ganzen verhalten, in dessen Mitte sie erscheinen.

Die Völkergeschichte, als Untertheil des erzählenden Styls, muß von der Völkerkunde, als Untertheil des beschreibenden Styls, genau unterschieden werden. Denn wenn die Völkerkunde die

einzelnen, auf dem Erdboden zugleich und neben einander bestehenden, Völker im Kreise der Gegenwart darstellt; so schildert die Völkergeschichte die bereits erloschenen, oder die noch bestehenden Völker im Kreise der Vergangenheit, und zwar — abgesehen von ihrem bürgerlichen Vereine in Staaten und Reichen — zunächst in Angemessenheit zu ihrer Eigenthümlichkeit in physischer, örtlicher, geistiger und sittlicher Hinsicht.

47.

Fortsetzung.

Staatengeschichte. Culturgeschichte.

Im Gegensatze der Völkergeschichte, hat die Staatengeschichte die Bestimmung, die Veränderungen und Schicksale jedes einzelnen, erloschenen, oder noch bestehenden Staates, nach allen Ankündigungen seines innern und äußern Lebens, und nach der Wechselwirkung beider auf einander, so darzustellen, daß der einzelne Staat, vermittelst der Form der Darstellung, als ein in sich abgeschlossenes organisches Ganzes erscheint. Sie muß auf den Zeitpunct zurückgehen, in welchem der Staat aus der Verbindung einzelner Völkerstämme entstand; sie muß die verschiedenen Zeiträume seiner Entwickelung und Fortbildung, seiner gesteigerten Bevölkerung und Macht, so wie, bei sinkenden oder erloschenen Staaten, die Ursachen ihres Sinkens und Unterganges näher bezeichnen; hauptsächlich aber muß sie die Gestaltung seines innern Lebens und die Ankündigung seines äußern Lebens, so wie die Wechselwirkung des innern und äußern Staatslebens auf

einander, nachweisen. Ob nun gleich das innere Staatsleben nach seiner Gestaltung und eigenthümlichen Ankündigung, so wie nach seinem Steigen und Sinken, auf der Cultur des Volkes beruht, das in dem Staate zu einer bürgerlichen Gesellschaft verbunden ist; so wird doch die wirkliche Ankündigung des innern Staatslebens an den drei Hauptgegenständen: der Verfassung, der Regierung und der Verwaltung erkannt. Nur wo diese drei Gegenstände in sich nothwendig zusammenhängen und einander gegenseitig bedingen, kann auch der Staat, nach seiner lebensvollen Erscheinung, ein in sich nothwendig zusammenhängendes und unauflösliches Ganzes bilden. Die Verfassung des Staates bildet aber den eigentlichen Mittelpunct seines Lebens, d. h. den letzten Grund seiner Fort- oder Rückschritte, seiner Kraft oder Schwäche, seiner Begebenheiten und Schicksale; denn nur aus ihr läßt sich die Ausbildung der verschiedenen Stände im Staate, so wie ihre Stellung gegen einander in den einzelnen Zeiträumen seines Daseyns erklären; mit ihr steht die geschichtliche Ankündigung des Verhältnisses zwischen der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt in unmittelbarer Verbindung; und aus ihr ergiebt sich das festere oder schlaffere Band zwischen allen einzelnen Theilen und Provinzen des Staates. Nächst der Verfassung, muß die Staatengeschichte die Form der Regierung in jedem einzelnen Staate berücksichtigen, und nicht blos den Charakter derselben, als unbeschränkte oder beschränkte Monarchie, als Aristokratie oder Demokratie, als Theokratie, als Bundesstaat oder Staatenbund, sondern auch die Veränderungen der Regierungsform in dem Ablaufe der verschiedenen Zeiträume und

Jahrhunderte nachweisen. Nicht minder behauptet die Verwaltung des Staates, obgleich abhängig von seiner Verfassung und Regierung, einen wesentlichen Einfluß auf die öffentliche Ankündigung seines innern Lebens, weil es für das letztere nicht gleichgültig ist, wie die Gerechtigkeitspflege gehandhabt, die Polizei geübt, das Finanzwesen geleitet, und die bewaffnete Macht eingerichtet und für die Zwecke der Gesammtheit gebraucht wird.

Ob nun gleich das äußere Staatsleben, oder die Ankündigung des Staates nach seiner Wechselwirkung und Verbindung mit andern gleichzeitig bestehenden Staaten, in den meisten Fällen von der Haltung, Kraft und Gestaltung des innern Staatslebens abhängt, und nur, in seltenen Erscheinungen, das äußere Staatsleben eine einflußreiche Rückwirkung auf das innere behauptet; so muß doch die Staatengeschichte in allen einzelnen Zeiträumen des politischen Daseyns eines Staates, nächst der zusammenhängenden Darstellung seines innern Lebens, auch die Ankündigungen des äußern Lebens in Hinsicht auf den Verkehr mit dem gesammten Auslande, auf Verträge und Bündnisse, auf Kriege und Friedensschlüsse, auf Zuwachs oder Verminderung des Länderbestandes, und auf Verstärkung oder Schwächung der äußern politischen Macht nachweisen, weil nur bei dieser gleichmäßigen Berücksichtigung aller wesentlichen Bedingungen des innern und äußern Staatslebens eine vollständige, nothwendig in sich zusammenhängende, und zur Einheit verbundene Darstellung jedes einzelnen Staates, und diejenige stylistische Form der Darstellung möglich ist, welche, zur ästhetischen Einheit erhoben, dem Gesetze der Form entspricht, und

von dem Staate, als Ganzem, ein lebensvolles Bild vermittelt, das, bei der Betrachtung der Form, mit reinem Wohlgefallen erfüllt. — So vielseitig sich nun auch, in stylistischer Hinsicht, die Staatengeschichte, z. B. als besondere Geschichte eines einzigen Staates, oder als sogenannte europäische Staatengeschichte, oder — in der höhern Beziehung — als Geschichte des europäischen (und amerikanischen) Staatensystems, gestalten mag; so bleiben doch, abgesehen von der Verschiedenheit des Stoffes und des Planes für die Ausführung, in allen diesen Fällen dieselben Bedingungen geltend für die Behandlung des Stoffes (der Thatsachen des innern und äußern Staatslebens und der Wechselwirkung beider auf einander), und für die stylistische Vollendung der Form.

Im Gegensatze der Staatengeschichte, gehören zu dem weiten Kreise der Culturgeschichte alle Erscheinungen und Thatsachen, durch welche die Gesammtentwickelung der menschlichen Anlagen, Vermögen und Kräfte entweder gefördert oder gehemmt worden ist. So vielfach verschieden die Ankündigungen der menschlichen Anlagen, Vermögen und Kräfte in ihrer Entwickelung und Fortbildung, oder auch in ihrer Verbildung seyn können; so vielfach verschieden sind gleichfalls die einzelnen Gattungen und Arten der Culturgeschichte. Denn so wie schon eine Geschichte der physischen Cultur der menschlichen Gattung, und selbst der einzelnen Völker, in den verschiedenen Zeiträumen ihres Daseyns gedenkbar ist, obgleich dieselbe zunächst der Völkergeschichte, im engern Sinne dieses Begriffs, angehört; so ist doch zunächst die Geschichte der allmähligen Entwickelung und Ausbildung des mensch-

lichen Geistes, nach der Gesammtheit der ihm einwohnenden Vermögen und nach der unendlichen Mannigfaltigkeit in der Ankündigung dieser Vermögen, die Unterlage der eigentlichen Culturgeschichte, und zwar gleichmäßig der allgemeinen Culturgeschichte, wie der besondern, nach der selbstständigen Behandlung und Durchführung der einzelnen Theile und Zweige der menschlichen Cultur.

Bei dieser Behandlung der Culturgeschichte steht daher kein einzelnes Volk und kein Staat an der Spitze der Darstellung, sondern — in der allgemeinen Culturgeschichte — der Begriff der Cultur überhaupt, unmittelbar abstammend aus der ursprünglichen Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Wesens und der menschlichen Gattung, und — in der besondern Culturgeschichte — der Begriff der Cultur in Beziehung auf die Ankündigungen der menschlichen Cultur im Einzelnen, die, vermittelst der stylistischen Form, zu einer gemeinsamen Anschauung gebracht werden.

Die Cultur des menschlichen Geistes zerfällt aber, nach den drei verschiedenen Vermögen desselben, dem Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungsvermögen, in die einzelnen Zweige der intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur.

Die Geschichte der intellectuellen Cultur umschließt, nach ihren verschiedenen Ankündigungen, als Untertheile: die Geschichte der einzelnen Sprachen sowohl der erloschenen, als der lebenden, — und die Geschichte der einzelnen Wissenschaften (der philosophischen, geschichtlichen, mathematisch-physikalischen, der Theologie, der Rechtskunde, der Heilkunde u. s. w.).

Die Geschichte der ästhetischen Cultur zerfällt in die Geschichte der einzelnen Künste: der Dichtkunst, der Beredsamkeit, der Tonkunst, der Mahlerei, der Plastik, der Baukunst, der Gartenkunst, der Tanzkunst, der Mimik und der Schauspielkunst.

Die Geschichte der sittlichen Cultur endlich muß, nach den mannigfaltigen Schattirungen und Verzweigungen des sittlichen Lebens, dargestellt werden: als Geschichte der Sitten überhaupt; als Geschichte der Religionen; als Geschichte der verschiedenen bürgerlichen Verfassungen, mit Einschluß der Geschichte der Gesetzgebungen, des Handels, der Kriege, der Verträge u. s. w. als einzelner Gegenstände in der Ankündigung des öffentlichen Staatslebens.

Weil aber innerhalb des Kreises der intellectuellen, ästhetischen und sittlichen Cultur das Gesammtgebiet der geistigen Cultur des Menschen erschöpft wird; so würde die allgemeine Culturgeschichte alle diese einzelnen Gattungen, Zweige und Theile der menschlichen Cultur zu Einer, nach Stoff und Form vollendeten, Uebersicht vereinigen müssen, und, ausgestattet mit diesem Gepräge der Gediegenheit und Vollendung, in der That den Wiederschein des gesammten geistigen Lebens unsers Geschlechts in einem gedrängten und in sich zur Einheit gebrachten Bilde enthalten. Am Eingange dieser allgemeinen Culturgeschichte, als selbstständiger Wissenschaft, stände der Begriff der Cultur selbst, der Begriff der von der Ankündigung der menschlichen Freiheit ausgehenden und abhängenden Entwickelung und Ausbildung aller in der menschlichen Natur enthaltenen Anlagen, Vermögen

und Kräfte, mit Einschluß aller von derselben Freiheit abhängenden Verirrungen unsrer Gattung von dem Ziele ihres irdischen Daseyns.

Wahr, doch unter der dichterischen Hülle, sagt Herder in der Vorrede zum zweiten Theile von Maiers Culturgeschichte S. XIII: „Culturgeschichte der Völker; in welchen Traum versetzt uns dies Wort; oder vielmehr in welche unendliche Laufbahn! Wie viel und wie wenig ist in ihr geschehen! und auf welchen Wegen ist manches bewirkt worden! Völker blühten und verblühten; mancherlei war ihre Frucht im großen Garten! Sie pflanzten sich fort; sie mischten sich mit einander; auch jener blühende Dorn, auch jene stehende prächtige Distel. Und dort und da, wie ungeheuere Wüsteneien, auf die kein Regen fällt, die kein Thautropfen bethauet!"

48.

Beispiele aus der Geschichte der Corporationen ꝛc.

von Pet. Phil. Wolf,
aus s. allg. Gesch. der Jesuiten (2te Aufl. Leipz. 1803. 8.) Th. 3 S. 423. (abgekürzt)

Die Aufhebung des Ordens der Jesuiten.

Es war kein gleichgültiges Unternehmen, einen so mächtigen und ausgebreiteten Orden aufzuheben. Die Jesuiten haben auch nicht so ganz Unrecht, wenn sie vorgeben, daß es das Interesse des römischen Hofes nöthig gemacht hätte, ihren Orden zu erhalten. Die herrschenden Grundsätze der weltlichen Ministerien zweckten durchgehends dahin, die Macht, den Glanz und den

Einfluß desselben zu schwächen; und man konnte voraus sehen, daß sich Rom durch die Aufhebung dieser Gesellschaft von den nützlichsten Gehülfen entblößte, das einträgliche System des Hildebrandismus zu retten. Der allenthalben erwachte Geist der Aufklärung, und der unglückliche Zufall, daß gerade damals die größten Männer des vorigen Jahrhunderts Staatsminister waren, versetzten den römischen Hof in die schrecklichste Verlegenheit; und es war eine grausame Nothwendigkeit, gerade in diesem Augenblicke eine Gesellschaft aufopfern zu müssen, welche vielleicht nur allein noch im Stande gewesen wäre, die so fürchterliche Aufklärung zu verscheuchen, und alle Bemühungen einsichtsvoller Minister und Regenten gleich in ihrem Entstehen zu vereiteln.

Schon der Umstand, daß, mit der Vertreibung der Jesuiten aus Portugal, Frankreich und Spanien, das Bestreben nach Einsichten allgemeiner, und das Verlangen, sich von Rom unabhängiger zu machen, dringender ward, müßte dieses bestürzen; und man hatte eben nicht nöthig, ein Römer zu seyn, um voraus sehen zu können, daß mit der gänzlichen Ausrottung der Jesuiten die Wissenschaften einen ganz neuen, für das alte System des päpstlichen Stuhls verderblichen Schwung nehmen würden. Es ist unmöglich, daß Clemens 14 die Folgen des Schrittes, den er vor hatte, nicht auch von dieser Seite betrachtet haben sollte, und es gehörte eine große Seele dazu, nicht abgeschreckt zu werden. Indessen betrugen sich die Jesuiten auf eine Art, welche sie in so kritischen Umständen keinesweges empfehlen konnte. Wie sie vorhin den Monarchen und ihren Ministern mit verachtendem Stolze begegneten, und den vorhergehenden Papst als den größten und heiligsten Mann in den Himmel erhoben; so tief erniedrigten sie nun den jetzigen, ohne dabei die weltlichen Häupter zu

schonen. Sie erfüllten Rom mit einem Strome von anzüglichen und beleidigenden Schriften. Ihr General (Ricci) verwarf sogar den Vorschlag, den man ihm machte, seinen Orden reformiren zu lassen. Er antwortete: Sint ut sunt, aut non sint. Clemens verschob die Sache, allein die Forderungen wurden immer dringender. Er machte den Anfang damit, daß er die römischen Seminarien verschließen und den Procuratoren ihre Rechnungen abnehmen ließ. Die Unterschrift des Breve, welches die Gesellschaft Jesu ganz aufhob, erfolgte am 21 Jul. 1773, die Bekanntmachung aber erst am 16 Aug. Abends nach 8 Uhr. In dieser Stunde wurden plötzlich alle Jesuitenhäuser in Rom durch corsikanische Soldaten besetzt. Ihnen folgten die päpstlichen Abgeordneten nach, die sich die Thore öffnen, die Jesuiten versammeln ließen, und hierauf ihre Vollmachten und das Aufhebungsbreve vorlasen.

Gleich nach dem Regierungsantritte Clemens 14 verbreiteten sich allerlei prophetische Sagen unter dem Volke, daß Clemens nur noch wenige Zeit leben würde. Nachdem die Gesellschaft wirklich aufgehoben, bekamen diese Prophezeihungen einen festern Standpunct. Man bemerkte, daß die Andächtler sehr geschäftig waren, diese Volkssage zu verbreiten, und daß auch selbst verschiedene Jesuiten darin verwickelt waren. Der Papst erhielt aus Teutschland, Frankreich und andern Orten warnende Winke, sich auf alle Fälle vorzusehen.

Clemens hatte einen sehr festen und starken Körperbau, eine helle und starke Stimme, ging so leicht wie ein Jüngling, und war stets aufgeheiterten und fröhlichen Geistes. Er lebte äußerst mäßig, aß wenig, und schlief alle Nächte fünf Stunden. An einem Tage in der heiligen Woche 1774 empfand er nach dem Mittagsessen eine Bewegung in der Brust, im Magen und

im Bauche, gleich einer großen innern Kälte. Von diesem Augenblicke an verlor sich seine helle Stimme; sein Mund und Schlund entzündeten sich; er empfand außerordentlichen Ekel und Unruhe, und war genöthigt, den Mund stets offen zu halten. Es folgte zunehmende Schwäche im Leibe und auf den Füßen; der Schlaf überfiel ihn wider Willen, und er verspürte heftige Schmerzen im Unterleibe. Er hatte den Muth, lange Zeit alle diese Kennzeichen einer innerlichen Krankheit zu verbergen, war aber überzeugt, daß ihm Gift beigebracht worden sey. In diesem Zustande lebte er mehrere Monate unter allmähliger Abschwächung seiner Kräfte. Am 22 Herbstmonat 1774 hauchte er seinen Geist in Gegenwart zweier Ordensgenerale aus.

Bei der am folgenden Tage vorgenommenen Oeffnung und Einbalsamirung des Leichnams bemerkte man, daß das Gesicht blaß, die Lippen und die Nägel schwarz, der Rücken schwarzgelb, und der untere Leib stark geschwollen war. Der Körper hatte eine Ledernfarbe, die auf das Aschfarbige stach, und man sah an den Armen, an den Seiten, Schenkeln und Füßen blasse Striche, die unter der Haut hervorstachen. Bei der Oeffnung des Körpers fand man den linken Theil der Lunge an dem Brustfell hängend, entzündet und krebsartig. Beide Theile waren voll geronnenen Blutes. Man öffnete das Herzfell, fand aber das Herz ganz klein und ausgetrocknet. Unter dem Zwerchfell sah man den Magen und die Eingeweide mit Luft gefüllt und krebsartig. Die Leber war klein, und hatte oben seröse Theile. Der Gallenbeutel schien groß, und man fand ihn mit einer Menge schwarzgallichter Feuchtigkeiten angefüllt. In der Höhle des untern Bauches lag eine Menge Wasser. Man legte die Eingeweide in ein besonderes Gefäß; dasselbe aber zersprang nach einigen Stunden, und er-

füllte das Zimmer mit einem unausstehlichen Gestanke. Während man dem Leichnam die Kleider abzog, schälte sich ein großer Theil der äußern Haut mit ab. Dem Leichname fielen die Haare aus, wovon ein großer Theil auf dem Bettkissen lag, auf welchem das Haupt geruht hatte. Endlich mußte man, ob man gleich neue Balsamirungen vornahm, den Leichnam in einen Sarg legen, um zu verhindern, daß sich nicht alle Glieder von einander losmachten und wegfielen.

Vergleicht man alle diese Umstände; so bleibt kein Zweifel, daß Clemens 14 vergiftet ward. Ueber die eigentlichen Urheber aber wird wahrscheinlich die Welt nie aufgeklärt werden, weil man in Rom auf alle Weise die Untersuchungen verhinderte.

49.

Beispiele aus der Staatengeschichte.

a) von Pantaleon († 1595),

aus s. Werke: Teutscher Nation Heldenbuch (Basel, 1573. Fol.) S. 382.

Rholand, der Francken Feldherr.

Rholandus ist auß Bertha deß Grossen Carles schwester geboren, vnd allso König Pipini enckel gewesen. Wie er nun von den Teutschen Francken aufferzogen, hat er bald durch seine tugendt angefangen verrümpt zu werden. Dann er war mit wunderbarer stercke an leib vnd gemüt begabet, hatt auch einen grossen eyfer, den Christenlichen Glauben zu fürderen. Deßhalben als Hildtgardt deß Caroli Haußfrauw das kloster Kempten gestiftet, soll Rholandus auß andacht den ersten stein daran gelegt haben vmb das 773 jar. Nach diesem ist er mit seinem vetteren Carle in alle krieg gezogen, vnd hat durch

sein mannheit jm vnd seinem volcke groß lob vnd ehr erworben. Auß dieser vrsach warde er letstlich von Carolo bey den Britannischen grentzen zu einem Marggrafen erkoren. Wie aber Carle inn Hispanien mitt der Christen feinden gestritten, tratte ein grausamer vnd grosser Riß (Riese) herfür, so Fertacutus geheissen, welcher den Christen einen besonderen kampff angebotten. Als er nun viel überwunden, vnd jn niemand mehr bestehen dörffen, kame Rholandus vnuerzagt allein herfür, kempffet zwen tag mitt jm, vnd fellet zuletst den Risen zuboden, wie vorhin Dauid gethan. Wie auch dieser Heyd yetz angefangen zu sterben, warde Rholandus auß einem feind sein freund, zeiget jm Christum, vnd eroffnete jm der Heyden jrthumm, biß er in hoffnung deß ewigen lebens auß dieser zeit verscheidet. Wie man diesen sig erlanget, warde Rholand über der Christen gezeug zu einem Obersten verordnet. es hatt auch der sighaffte Fürst an allen orten mit grossem lob seine feind erlegt.

Als er aber die hispanier überwunden, vnd über das Pyreneisch gebirg, so Runtzeual genennet, wider wöllen inn das vatterland ziehen, warde er durch heimlichen aufffatz von den Gasconieren, so sich verstecket, mit sampt Anshelmo einem Pfaltzgrafen, vnd Edrado deß Königs Hofmeister, als sie vor arbeit vnd durst gar ermüdet, erschlagen, in dem 42 jar seines alters, da man zalt 780 jar. Es hat König Carle disen todtschlag sehr für übel gehabt, dieweil er Rholandem für andere auß durch seine tugendt sehr geliebet. Deßhalben als er sich an den feinden wol gerochen, hatt er diesen spruch offt in seinem mund gehabt, vnd durch ein klaglied dessen todt beweinet.

Jetz farest in das vaterland,
Last vns hie traurig allesandt.

In Gottes saal bistu yetz rein,
Im Jammerthal sein wir allein.
Von erden du genommen bist
In himmels thron zu diser frist.'

Nach diesem warde Rholandt mitt grosser ehr begraben, vnd sein gut schwert Durenda zu den haupten, auch sein groß horn zu den füssen gehencket. Es ist sein gedechtnuß, von wegen seiner mannheit, noch auff heuttigen tag bey den Francken vorhanden, so sicht man auch allenthalben in den Sachsischen stetten deß Rholanden seul vnd bildtnussen.

b) von Mathesius († 1565),

aus s. Historien von des ehrwürdigen in Gott seligen thewren Manns Gottes, Doctoris Martini Luthers, anfang, lehr, leben vnnd sterben. (Nürnb. 1568. 4.) Blatt 10. S. 2.

Als er (Luther) nun newe vnnd feste principia vnnd gründe vnsers Christlichen glaubens auß Gottes Wort geleget, vnd öffentlich daruon bezeuget, daß die heylig Schrifft allein vns den weg zum Himmel weyse, Tregt sichs eben zu, daß der Ablaßführer, Johann Tetzel, sein Ablaßkram zu Gütterbach (Jüterbog) außleget, vier Meyl von Wittenberg gelegen, vnnd dieser tauben Römischen Bergart das Wort mit grossem gepletz redet, Nemlich, daß sein Rottes Creutz mit deß Bapsts Wappen were eben so krefftig, als das Creutz Jhesu Christi. Item, er wolte im himmel mit S. Peter nicht beuten, denn er hette mit seinem Ablaß mehr Seelen erlöset, denn S. Peter mit seinem Euangelio. Item, die Ablaßgnade were eben die gnade, dardurch der Mensch mit Gott versöhnet würde. Item, es were ohne noth, rew,

leyd oder busse für die Sünde zu haben, wenn einer sein und deß Bapsts gnade vnd sicherbrieffe kauffte. Denn so bald der Pfenning im Kasten klinge, so führe die Seele auß dem fegfewer gen Himmel. Solche grosse gnade vnd gewalt were jm zu Rom auffgetragen. Da einer sich auch an Marien der Mutter Gottes vergriffen hette, köndte ers neben künfftigen sünden vergeben, wenn derselb in Kasten leget, was sich gebüret.

Wie Tetzel also sein Römisch getetzlich vnnd triegerey vermeßlich herauß streicht, lieffen viel Leut zu diesem Ablaß Jarmarckt, vnd wolten gnad lösen, vnd ewiges Leben mit jrem gelde erkauffen. Allda fehet Doctor Luther an, in seinem Kloster seine Zuhörer zu warnen, vor diesem gelt Ablaß, vnd lehret im Anfang fein bescheydenlich, es were besser armen Leuthen ein allmosen geben, nach Christi befehl, denn solche vngewisse gnade vmb gelt kauffen. Wer Busse thue sein lebelang, vnnd bekehre sich zu Gott von gantzem Hertzen, der bekomme die genedige vnd himmelische Gnad vnnd vergebung aller Sünden, die vns der Herre Christ durch sein eynig Opffer vnd Blut erworben, vnd ohne gelt auß lauter gnaden anbiete, vnd vmbsonst verkauffe, wie klar im Esaia geschrieben stehe. Darneben fehet er auch an in seinem Kloster vnnd Vniversitet, von diesen sachen zu fragen vnnd disputiren, vnnd weil er ein Doctor der h. Schrifft war, gründet er allezeit sein sach auff der Propheten vnnd der Apostel wort.

Wie solches für den Ablaßpartiter kommet, der Römisch Brieff, Wachß vnnd Bley an gute Schreckenberger, Spitzgröschel vnd Goltgülden stach, fehet Tetzel an zu fluchen, schelten, vnd D. Luther für ein Ertzketzer zuverdammen. Also bringet dieser Ablaßführer, mit seinen vermessenen reden vnd grewlichen schandtworten D. Luther in seinen Geistlichen Harnisch, daß er Davids

Schläuder, vnnd das Geistlich Schwert, welches ist ein brünstigs Gebet, vnnd das lauter wort Gottes zum schutz nimmet, vnd auff sein Doctor ampt vnd Eyd, Tetzel vnnd sein Römischen Ablaß, im namen Gottes angreifft, vnd lehret getrost, daß solcher Ablaß ein gefehrlicher betrug sey. Also hebt sich der hader an zwischen D. Luther vnd Tetzel vber dem bäpstlichen Ablaß, den zwar im Anfang D. Luther nicht eygentlich anfacht, sondern suchet nur, daß man bescheydener von diesem handel reden solte, damit der grosse nam der Bäpstlich Heyligkeyt, darunter man solche Ablaß außwug, nicht hierinn gelestert würde. Denn dißmals war es dem frommen Münch noch vmb deß Römischen Hauptes reputation vnd hoheyt zu thun, daß die erhalten würde. Da aber Tetzel vnd sein anhang mit Römischer vnnd Bischöfflicher gewalt vnd mit der Kirchen Schlüssel jr Tandt werck vertheydigen wolten, wirt D. Luther auff sein Eyd vnd Doctorat gedrungen, positiones vnnd Gründe wider Johann Tetzels, vnd all die mit jhm vnder der Decken lagen, zu stellen, vnd an die Schloßkirch zu Wittenberg an jrem Kirchmeßtag anzuschlagen, vnnd in Druck ausgehen zu lassen, welches geschach am letzten Octobris im 1517 Jar.

c) von Johann Bugenhagen († 1558), aus seiner 1547 zu Wittenberg erschienenen Flugschrift von 6½ Bogen in 4. (deren Original sich in der Wittenb. Universitätsbibliothek befand, woraus das nachstehende Bruchstück genommen ist): wie es vns zu Wittemberg in der Stadt gegangen ist in diesem vergangnen Krieg ꝛc. [Bugenhagen, in Pommern geboren (daher sein Beiname Pomeranus), war in Wittenberg Professor und Pfarrer an der Stadt-

kirche zur Zeit des schmalkaldischen Krieges und nach der Schlacht bei Mühlberg. Er erzählt, daß der Churfürst Johann Friedrich der Großmüthige, nach dem Anfange des Krieges, Besatzung in die Stadt legte.]

Sie (diese Kriegsknechte) wurden zu rechter zeit wohlbezalet mit jrem solde, da werden sie nicht vber klagen, vnd bezaleten auch redlich, was sie verzereten, da haben vnser Bürger auch nicht vber zu klagen. Sie ehreten uns die meisten, vnd schier alle giengen mit vns, wenn sie kondten, zur Predigt und Nachtmal vnsers Herrn. Sie thaten niemand gewalt. Wenn sich etliche verbrachen, so thaten sie es alleine wider jre Gesellen, besondern wenn sie zu zeiten zu viel gesoffen hatten. Von denen wurden drey oder vier das gantze jar vber mit dem Schwert gericht. Man hielt mit den Knechten ziemlich gut Regiment. Ich schalte sie zuzeiten von der Cantzel, bat, vermanet, leret sie, Gedencket nicht also, Ich bin ein Krieger, darumb mus ich jmer sauffen vnd fressen, voll vnd toll sein, wie eine Saw, Item trotzen, fluchen, schweren, hawen vnd stechen, das kein frommer Mensch gerne bey mir sey, Sondern jr könnet wol Krieger sein, vnd gleichwol auch Christen vnd kinder Gottes, lasset euch genügen an ewrem solde. — Vnsere predigten in beiden Kirchen gingen starck wider den Teuffel, das war vnser geistlicher krieg. Der Teuffel aber brachte herein ein erschrecklich gerücht, vnd verschaffet, das mir böse brieff wurden zugeschrieben, auch andern fromen Leuten, die ich muste lesen, das man diese Stadt würde schleiffen, vnd Doctorem Pomeranum zerhacken, das man sich mit den stücken werfen möchte. Ich sprach aber, Nein Teuffel, mit der weise bringestu mich nicht weg, vnd ermanete von der Cantzel, das sie sich nicht

solten bekümmern umb solche zeitung. Der Teuffel (sprach ich) hat sich beschissen. — Von Bitterfelt ward hierein gefüret ein Wunderthier, von einer Kuhe geborn, welches Lucas Maler hat abcontrofehet, das machet jederman grewlich bedencken.

In der wochen nach Misericordiä Domini kompt Keiserliche Maiestät mit dem Römischen König für unser Stad, lagert sich ins Dorff, Bysteritz genandt, und daselbst umbher. Am tage des Herrn Christi Himmelfahrt ließ unser gefangen Churfürst zu sich aus Wittenberg holen seiner gnaden Bruder und einen Son. Des freytags darnach ward den unsern öffentlich verkündigt, das mein gnedigster Herr, der gefangen Churfürst, diese Stad wolte Keiserlichen Maiestät auffgeben, K. M. wolten uns friede geben, und sein unser allergenadigster Keiser, wir solten bleiben bey unser Religion nach der Augsspurgischen Confession, wie wir bisher gewest weren. Wer nicht zu Wittemberg wolte bleiben, derselbe möchte frey hinausziehen, und nemen alles mit sich was sein ist, oder holens hinach zu gelegener zeit. Wer aber da bliebe, der solte von K. M. geschützt und beschirmet werden, das inen nichts genommen solte werden. Das machet viel Disputation und bedenckens, nicht allein bey unserm kriegsuolck, sondern auch bei unsern Burgern. Der Churfürst riete trewlich unsern Bürgern, das man die Stadt solte auffgeben, was K. M. uns zusaget, da hielts seine gnade für, das S. M. würde trewlich halten. Da supplicirten wir an K. M., das S. M. nicht wolte in unsre Stadt legen die frembden Nationes, als Spanier und andere. K. M. machet kein bedencken, und saget uns bald solches zu, das S. M. allein Deutsche wolte hierein legen. Und wenn andere wollen in ewer Stadt (sprach S. M.), die wir mit unserm offentlichen befehl nicht hinein senden, so seid jr Wit-

temberger wol so starck, wehret jnen mit stechen vnd schiessen, das sie müssen wider zurucke gehen. Solches hat vns K. M. keiserlich gehalten. — Also hatte K. M. diese Stadt inne vierzehn Tage lang, durch S. K. M. Stathalter, Madrusca genandt, einen Welschen Herrn, der kondte wol Deutsch, vnd hielte sich seer gnedig gegen vns vnd diese Stadt. Vnterdeß begunten vns (mit erlaub) die hosen zu stincken, das man sagete, der Keiser würde diese Stadt nicht geben Hertzog Moritzen, sondern andern Herrn. Wir hätten vnsern lieben Herrn Churfürsten gerne behalten, deß sind wir nicht zu uerdencken. Aber in dieser fahr wündscheten vnd baten wir, das wir nur Hertzog Moritzen möchten kriegen. Da gab Gott diese gnade. —

Am mitwochen für Pfingsten vmb seygers eylff uhr, kam Ferdinandus Römischer König, mit S. M. Son, mit dem Marggrauen vnd Churfürsten zu Brandenburg, vnd mit Hertzog Moritzen in diese Stadt Wittemberg, alleine zu besehn diese Stadt, Schloß und Feste, Riten balde darnach wider hinaus. Auff den nachmittag, vmb seygers vier vhr, kam K. M. zu vns eingeritten, mit etlichen frembten Herren. S. M. kam vber den Kirchoff, für meiner thür vber. Als S. M. ein Crucifix gemalet sahe an der Kirchen, blösset S. M. sein heubt, vnd die andern Herren auch. S. M. ließ fragen nach den Schlüsseln, hette gerne in vnser Kirchen gewest, aber vnser Chüster war nicht fürhanden. Da besahe S. M. diese Stadt vnd Feste. Auf dem Schlosse tröstet S. M. meine gnedigste Frawe gnediglich vnd freundlich jres Herrn halber. Da, obs mein gnedige Frawe klagete K. M., oder obs S. M. sonst zu wissen krieg, das im vorigem vnd dem tage, nach dem die Kaiserischen das Schloß hetten eingenommen, in der Schloßkirche weder gesungen noch geprediget were worden, sprach K. M.

Wer richtet vns das an? geschicht solchs in vnserm namen, so thut man vns kein gefallen daran. Haben wir doch nichts gewandelt in der Religion in den hochdeutschen Landen, warum solten wirs denn hie thun?

d) von Hiob Ludolff († 1704),

aus s. allgemeinen Schaubühne der Welt rc. (Frkf. am M. 1699. Fol. 2te Aufl. 1716). Th. 1. S. 169.

In Engelland gab es gegen Ende dieses Jahres (1605) eine verteuffelte Verrätherey, welche die Pulver-Verrätherey genennet zu werden pflegt. Etliche Römisch-Catholische Leute unterfiengen sich, auß einem grimmigen Religions-Haß, einer abscheulichen That, den König und das gantze Parlament mit Pulver in die Lufft zu schicken, zu welchem Ende sie 36 Tonnen Pulver unter das Parlaments-Hauß zu Westmünster in einen Keller gebracht, und mit vielem Holtz und Buschwellen bedeckt, solches zu der Zeit, wenn das Parlament beyder Häuser neben dem König versammelt seyn würde, anzustecken, und also über tausend Menschen der vornehmsten Herren und Geschlechter des gantzen Reichs auff einmal neben dem Könige in die Lufft zu schicken. Gott aber hat Gnade gegeben, daß diese Mine, und damit die Conspiration zeitig entdeckt worden, indem einer der Conspiranten seinen guten Freund den Baron von Montegli durch einen unbekanten Brieff gewarnet, auff den bestimmten Tag nicht ins Parlament zu gehen, welches ihm Gedancken macht, daß er es dem Königl. Secretario Salisbury uud dieser ferner dem Könige angezeigt, wordurch die böse Sache untersucht und außgemacht worden.

Die Verräther mit ihren Gesellen waren nach Wer-

wyck, und ferner nach Worcester entflohen, allwo sie sich verzweiffelter Massen wider die nachgeschickten Gerichts-Personen gewehret. Die beyden Rädelsführer Caresby und Percy blieben im Gefechte todt, die übrigen wurden gefangen, und nach London geschickt, allwo sie ihren verdienten Lohn als Verräther und Königs-Mörder empfangen. Drey Jesuiten und viel Catholische Herren wurden mit gefangen genommen, durch deren Bekanntniß an Tag kommen, daß dieses grausamen Vorhabens vornehmster Anstiffter Guy Fauckes gewest, welcher in der peinlichen Frage bekannt, daß er das Sacrament darauff genommen. Gebeichtet aber hätte er es nicht, weil er es eben so wenig für eine Sünde gehalten, so wenig, als wenn man zu Ostende die Ketzer durch Minen in die Lufft schickte, und zwar auß Ursachen: weil Jacobus mit dem Pabst nicht versöhnet, und desswegen für keinen rechtmässigen König zu halten sey. Die Parlaments-Herren aber als Ketzer in der Römischen Kirchen Bann wären. Ist fast eben die Antwort, welche König Heinrichs Meuchel-Mörder Jean Chastel von sich gegeben. Etliche Geschicht-Schreiber melden, die Verräther hätten ihr Vorhaben den Jesuiten offenbahrt. P. Garnet aber, ihr Provincialis und Superior, hat es beständig geläugnet.

d) von Ludw. Tim. v. Spittler († 1807), aus s. Geschichte Wirtembergs (Gött. 1783. 8.) S. 87. (abgekürzt)

Regierungszeit Herzogs Eberhard 2.

Wirtemberg befand sich bei Eberhards 2 Regierungsantritte (1496) in dem kritischen Zeitpuncte, der wenigstens einmal in der Geschichte eines jeden Staates vorkommt, und immer voll der brausendsten Gährungen

ist, wenn nicht die weise Aufmerksamkeit eines beliebten Regenten den gegen einander stoßenden Kräften der verschiedenen Stände im Staate eine glückliche Richtung giebt, oder ein entschlossener Despot mit seiner, jeden Freiheitsdrang tödtlich schwächenden, Arglist alles auf ewig ruhig macht. Eberhard 2 hatte weder Verstand genug zum erstern, noch zum letztern genug kühnen Ehrgeiz; ein Prinz, in seinem funfzigsten Jahre noch nicht klug, und oft so albern ausschweifend, daß man nicht wußte, ob er recht bei Sinnen sey. Am Hofe König Ludwigs 11 von Frankreich, wo er ehemals erzogen worden war, hätte er sehr leicht Regierungskünste lernen können, welche dem Gedeihen landständischer Freiheiten nicht förderlich gewesen wären; aber er kam noch in seinem funfzigsten Jahre zu keinem reifen Gedanken, und ein lustiger Bruder, ein entlaufener Augustinermönch, D. Holzinger, der die Nonnen eben so gut kannte, als der Herzog, war sein neuernannter Kanzler, dem des alten Eberhards Freund, der theure D. Ludwig Vergenhans, Platz machen mußte. Schon ein Beispiel dieser Art wäre hinreichend gewesen, die alten Räthe aufzubringen. Noch folgte aber ein zweites und drittes Beispiel, und sogar den Schlaftrunk und die Morgensuppen seiner Kanzleiräthe suchte der Herzog einzuschränken, nicht aus Sparsamkeit, wie die alten Räthe wohl zu merken glaubten, sondern um größere Summen für seine eigenen Freuden, für seine Fastnachtsspiele und andere lustige Schwänke zu haben. Seine Ehegemahlin, die sich doch mit steter Freundlichkeit und Demuth gegen ihn betrug, wollte er von sich schicken; die Kanzlei sollte verlegt werden. Die Achtung vor dem neuen Herzoge war schon verloren, da er die Regierung antrat, und nun unwiederbringlich verloren, da er sich auch als Herzog so gleich blieb. Man drang darauf, daß er einen Landtag halten

sollte, den allgemeinen Klagen zu helfen; und weder Eberhard, noch seine neuen lustigen Räthe waren verständig genug, zu argwohnen, was für Folgen es haben könne, wenn die Klagenden alle versammelt seyn würden, wenn ihnen der Anblick ihrer Menge Muth einflößen, das Anhören ihrer wechselsweisen Beschwerden größere Erbitterung erregen werde. Der Herzog scheint geglaubt zu haben, außer aller Gefahr von Unannehmlichkeiten zu bleiben, wenn er nur nicht persönlich gegenwärtig sey, und selbst die ersten frechen Schritte, welche die versammelten Stände wagten, brachten ihn noch nicht zu einem muthigen Entschlusse. Er war einer der schwachen Menschen, die nie wissen, was sie thun sollen, und noch weniger, wie sie es thun sollen. Seine zwei Lieblinge, den Augustinermönch Holzinger und einen gewissen Hanns von Stetten, nahm man gefangen; letzterer wurde sogar auf die Folter gespannt, ohne daß man eigentlich wußte, was man von ihm gestanden wünschte. Unter jeder neuen Regierung macht es immer einen kleinen Sturm, bis die alten im Schatten der vorigen Regieeung groß gewordenen Familien den Neulingen weichen, die der neue Regent zu seinen Vertrauten ersehen; aber da Eberhard für die Beharrlichkeit in seinem Entwurfe zu schwach war, und unter dem dritten Stande noch der ganze Freiheitsenthusiasmus brauste, womit von jeher seine erste Theilnehmung an den Geschäften verbunden schien; so wurde dem neuen Herzog, noch ehe der Landtag vierzehn Tage beisammen war, der Gehorsam feierlich aufgekündet, und die Herren, welche den Landtag dirigirten, hatten am kaiserlichen Hofe ihre Verbindungen, durch welche sie sich der Gutheißung ihres gewagten Schrittes versichern konnten. Denn noch ehe der Kaiser (Maximilian) den Herzog gehört, billigte er das ganze Verfahren des Landtags. Dem Kaiser lag an Vollzie-

hung dieser Revolution fast eben so viel, als jenen Aristokraten, die ihre Herrschaft ewig dauernd machen wollten; er suchte Stücke von Wirtemberg an sich zu bringen.

e) von Friedr. v. Raumer,

aus s. Geschichte der Hohenstaufen Th. 4. (Leipzig, 1824. 8.) S. 613.

Die Verurtheilung und Hinrichtung Konradins.

— Auf unpartheiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege, so hieß es, müsse über das Schicksal der Gefangenen entschieden werden; deshalb ließ der König (Karl von Anjou) Richter und Rechtsgelehrte aus mehrern Theilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urtheil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffe er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sey ein Frevler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräther an seinem rechtmäßigen Könige, und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig."

Als die Richter diese Anklage hörten, erschracken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit Karls eingedenk, lange nicht, ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor, und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriffe, sondern auf der Flucht gefangen; und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches, wie menschliches Recht." — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte

König Karl — das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend — hiegegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; worauf aber Guido ungeschreckt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Freunde dies anbefohlen haben? Ist nicht Aehnliches von andern Heeren geschehen? Und steht es nicht allein der Kirche zu, über Vergehen wider die Kirche zu urtheilen?“ — Alle Richter, bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jezt Konradin und seine Gefährten frei; welches preiswürdige Benehmen den König indeß so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte, und, frech, jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurtheil über alle Gefangene aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiele erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen, und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdeß errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später so genannten neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sey dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um Konradinen alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen als friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin, und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Kastellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und

rechts bekränzen den Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Kapri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, hausete.

Am 29 October 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Skurkola, wurden die Verurtheilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Aermeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Teutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Saaten zu ernten, und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte er durch Zufall; dann aber wurde durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzt gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubniß der Geistlichen und nach dem Rathe der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräther, das Todesurtheil gesprochen, und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen."

Als die Gegenwärtigen dies sie größtentheils überraschende Urtheil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüther verkündete; alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigner Schwiegersohn, so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zorne freien Lauf lassend, hervor, und sprach zu Robert von Bari: „Wie darfst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurtheilen?" — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem

Schwerte dergestalt, daß er für todt hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah', daß die französischen Ritter des Grafen That billigten; das Urtheil aber blieb ungeändert. Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient; hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte vertheidigt? Und wenn auch ich schuldig wäre; wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem Andern verpflichtet, in löblicher Treue mir anhingen?" — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine That; und der, dessen Rührung allein hätte in Thaten übergehen können, blieb nicht blos versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit der Verurtheilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüste herab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sicilien übertrage. Ritter Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf, und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten.

Dieser, aller Hoffnung einer Aenderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Oestreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Hände gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll; so befehle ich meinen Geist in deine Hände!" Jetzo kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „o Mutter, welches Leiden bereite

ich dir!" Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. — Als Friedrich von Oestreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel. Nach diesen mordete man noch mehrere. Im Allgemeinen findet sich bezeuget, daß über tausend allmählig auf solche Weise ihr Leben verloren. Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie Andere erzählen, auf dem Kirchhofe der Juden verscharrt.

f) von Heinr. Zschokke, aus des Schweizerlandes Geschichten für das Schweizervolk (Aarau, 1822. 8) S. 40. (abgekürzt)

Wilhelm Tell und Geßler.

— Es geschah, weil kein Gericht und Recht mehr im (Schweizer=) Lande zu finden war, daß jeder sich selbst half und viel Unheils ward. Die Voigte aber lachten und fuhren fort nach ihrer Weise, also, daß sie nicht nur des Volkes von Kaisern und Königen verbriefte Rechte mit Füßen traten, sondern selbst das ewige Recht verhöhnten, das Gott jeglichem Menschen, wie sein unveräußerliches Gut, verliehen hat.

Da ging schweigend Werner Stauffacher hinab zum Orte Brunnen am See, und fuhr über das Wasser nach Uri zum Walther Fürst in Attinghausen. Bei demselben fand er verborgen den Arnold von Melchthal, welcher vor dem Grimme des Landenberg über das Gebirg entwichen war. Und sie redeten von der Noth des Landes und dem Gräuel der ausländischen Voigte, die ihnen der König, zuwider ihren

angestammten Rechten und Freiheiten, gesandt habe. Darum beschlossen sie, jeder solle in seinem Lande mit vertrauten, herzhaften Männern sprechen und erforschen, weß Sinnes das Volk sey, und was es für seine Freiheit und Sicherheit einsetzen wolle?

Nach diesem kamen sie oft in verabredeten nächtlichen Stunden zusammen an einem heimlichen Orte am See. Der lag fast mitten inne zwischen Uri, Unterwalden und Schwyz, auf einer schmalen umbüschten Wiese am Fuß von den Felsen des Seelisberges, gegen über dem Dörflein Brunnen. Man hieß ihn, vom ausgereuteten Gestrüpp, das Rütli; da waren sie von Menschen und Wohnungen weit. Bald brachte Jeglicher frohe Botschaft mit; allem Volke sey viel leichter der Tod, als das schmähliche Joch.

Dem Voigt Herrmann Geßler ward nicht wohl; denn er hatte böses Gewissen. Es dünkte ihm, als wenn das Volk muthiger einherginge und trotziger aufsähe. Darum ließ er den herzoglichen Hut von Oestreich erhöhen auf einer Stange in Uri, und befahl, wer vorübergehe, soll demselben Ehrerbietung erweisen. Daran wollte er erkennen, wer wider Oestreich sey.

Und Wilhelm Tell, der Schütz aus Bürglen, ging vorüber; aber er beugte sich nicht. Alsbald führten sie ihn gefangen zum Voigt, und dieser sprach ergrimmt: „Trotziger Schütze; so strafe dich deine eigene Kunst. Einen Apfel lege ich auf das Haupt deines Söhnleins; den schieße herab und fehle nicht!" Und sie banden das Kind und legten auf das Haupt desselben einen Apfel, und führten den Schützen weit davon. Er zielte. Da schwirrte die Bogensehne. Da brach der Pfeil den Apfel. Alles Volk jauchzte freudig. Geßler aber fragte den Schützen: „Wozu trägst du noch den andern Pfeil bei dir?" Es antwortete Tell: „Hätte der erste nicht

den Apfel getroffen, dann gewiß der andere dein Herz!"

Deß erschrack der Voigt und ließ den Schützen greifen und auf ein Schiff führen nach Küßnacht, wohin er selbst zu fahren gedachte. Denn den Tell im Lande Uri einzukerkern, schien, wegen des Volkes, nicht rathsam; ihn aber in ausländische Gefangenschaft zu schleppen, war wider des Landes Rechtsame. Darum fürchtete der Voigt Zusammenlauf des Volkes, und fuhr schleunig ab, wiewohl der warme Fönwind ungestüm blies. Der See ging hohl, und die Wellen schlugen schäumend über, daß Allen bange ward und die Schiffsleute verzagten. In schwerer Angst ließ Geßler dem Tell die Fesseln abthun, damit derselbe, als guter Schiffer, das Fahrzeug lenke.

Aber der Tell lenkte gegen die kahle Wand des Axenberges, wo eine nackte Felsplatte wenige Schritte weit in den See hervortritt. Schwung und Sprung; der Tell hinaus auf die Platte, das Schiff hinaus in den See.

Nun kletterte der Erlösete den Berg hinauf und floh durch das Land Schwyz. Und er dachte in seinem bekümmerten Herzen: Wohin entfliehen dem Zorne des Gewaltherrn? Und entrinne ich seiner Bosheit; so hat er in der Heimath mein Weib und mein Kind zum Pfand. Soll eins von beiden fallen, unschuldig Weib und Kind und Vaterland, oder Voigt Geßler du; so falle du und Freiheit steige wieder!

So dachte der Tell und flog mit Pfeil und Bogen gen Küßnacht, und harrte in der hohlen Gasse bei dem Orte. Da kam der Voigt; da schwirrte die Bogensehne; da brach der freie Pfeil das Herz des Gewaltherrn.

Das ganze Volk erschrack freudig, als es den Tod

seines Unterdrückers vernahm. Die That des Tell verlieh höhern Muth.

50.

Beispiele aus der Culturgeschichte.

a) von v. Herder († 1803),

aus s. Ideen zur Philos. der Gesch. der Menschheit, Th. 4. (Riga und Leipz. 1792. 8.) S. 61.

Siebenzig Jahre vor dem Untergange des jüdischen Staates ward in ihm ein Mann gebohren, der sowohl in dem Gedankenreiche der Menschen, als in ihren Sitten und Verfassungen eine unerwartete Revolution bewirkt hat, Jesus. Arm gebohren, ob er wohl vom alten Königshause seines Volkes abstammte, und im rohesten Theile seines Landes, fern von der gelehrten Weisheit seiner äußerst verfallenen Nation erzogen, lebte er die größte Zeit seines kurzen Lebens unbemerkt, bis er, durch eine himmlische Erscheinung am Jordan eingeweiht, zwölf Menschen seines Standes als Schüler zu sich zog, mit ihnen einen Theil Judäa's durchreisete, und sie bald darauf selbst als Boten eines herannahenden neuen Reiches umher sandte. Das Reich, das er ankündigte, nannte er das Reich Gottes, ein himmlisches Reich, zu welchem nur auserwählte Männer gelangen könnten, zu welchem er also auch nicht mit Auflegung äußerlicher Pflichten und Gebräuche, desto mehr aber mit einer Aufforderung zu reinen Geistes- und Gemüthstugenden einlud. Die echteste Humanität ist in den wenigen Reden enthalten, die wir von ihm haben. Humanität ists, was er im Leben bewies, und durch seinen Tod bekräftigte; wie er sich denn selbst mit einem

noch unabsehlichen Wirkung allenthalben auf der Erde angepflanzt, und in Gutem und Bösen bebauet worden ist, als die sich unter dem Namen nicht deiner Religion, d. i. deines lebendigen Entwurfes zum Wohle der Menschen, sondern größtentheils einer Religion an dich, d. i. einer gedankenlosen Anbetung deiner Person und deines Kreuzes den Völkern mitgetheilt hat. Dein heller Geist sah dies selbst voraus; und es wäre Entweihung deines Namens, wenn man ihn bei jedem trüben Abflusse deiner reinen Quelle zu nennen wagte. Wir wollen ihn, so weit es seyn kann, nicht nennen; vor der ganzen Geschichte, die von dir abstammt, stehe deine stille Gestalt allein!

b) von Johann Winckelmann († 1768); die Bildsäule des vatikanischen Apollo.

Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung derselben entgangen sind. Er übertrifft alle andere Bilder desselben, so weit Homers Apollo den, welchen die folgenden Dichter mahlen. Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeuget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling, wie in dem glücklichen Elysium, bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommner Jahre, und spielet mit sanfter Zärtlichkeit auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder.

Geh mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten, und versuche, ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, und den Geist mit Bildern, die sich über die Materie erheben, zu erfüllen. Denn hier ist nichts Sterbliches, noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern und Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist,

der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet. Er hat den Python, wider welchen er erst seinen Bogen gebraucht, verfolgt, und sein mächtiger Schritt hat ihn erreicht und erlegt. Von der Höhe seiner Genügsamkeit geht sein erhabner Blick, wie ins Unendliche, weit über seinen Sieg hinaus. Verachtung sitzt auf seinen Lippen, und der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase und tritt bis in die stolze Stirne hinauf. Aber der Friede, welcher in einer seligen Stille auf derselben schwebt, bleibt ungestört, und sein Auge ist voll Süßigkeit, wie unter den Musen, die ihn zu umarmen wünschen. Sein weiches Haar spielt wie die zarten und flüssigen Schlingen edler Weinreben gleichsam von einer sanften Luft bewegt, um dieses göttliche Haupt. Es scheint gesalbet mit dem Oele der Götter, und von den Grazien mit holder Pracht auf seinen Scheitel gebunden.

Ich vergesse alle andere über den Anblick dieses Wunderwerkes der Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an, um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheinet sich meine Brust zu erweitern und zu erheben, wie diejenige, die ich vom Geiste der Weissagung aufgeschwellt sehe, und ich fühle mich im Geiste weggerückt nach Delos, und in die Lycischen Haine; Orte, die Apollo mit seiner Gegenwart beehrte. Denn mein Bild scheinet Leben und Bewegung zu bekommen, wie des Pygmalions Schönheit; wie ist es möglich, es zu mahlen und zu beschreiben? Ich lege den Begriff, welchen ich von diesem Bilde gegeben, zu dessen Füßen, wie die Kränze derjenigen, welche das Haupt der Gottheiten, die sie krönen wollten, nicht erreichen konnten.

c) von Geo. Forster († 1794),

aus s. Ansichten vom Niederrhein (Berl. 1791. 8.) Th. 1. S. 231. (abgekürzt)

Johannes in der Wüste, in der (ehemaligen) Düsseldorfer Gallerie.

— Die Zeit hat diesem göttlichen Werke gegeben und genommen; gegeben — eine Wahrheit des Colorits, die es vielleicht bei seiner Verfertigung nicht hatte; genommen aber — an einigen wenigen Stellen den bestimmten Umriß, dessen dunkle Schatten sich in den noch dunklern Hintergrund verlieren. Auf seinen linken Arm gestützt, den linken Fuß an sich hinaufgezogen in eine Ruhe, die doch nicht unthätig ist, den rechten vor sich hingestreckt, des Körpers andere Stütze; so sitzt Johannes ruhend da in jugendlicher Kraft und Blüthe, sein sinnendes Haupt der rechten Schulter zugewandt. Unter seiner Linken liegt auf dem Felsensitze das Kreuz, und in der Rechten hält er das andere Emblem des Täufers: die aus dem Quell, der unter seinem Sitze hervorströmt, angefüllte Schale. — Kraft in Ruhe, nicht Abspannung, sondern Gleichgewicht; dies ist das aufgelösete Problem. Wir sehen einen Mann in Jünglingsschönheit sitzen; der Körper ruht, doch nur vermittelst wirkender Muskeln, und der rechte Arm schwebt frei mit der gefüllten Schale. Indem er sie zum Munde führen will, verliert sich sein Geist in seiner innern Gedankenwelt, und seine Hand bleibt, ihm unbewußt, schweben. Schön sind die Lippen, von unentweihter Reinheit. Niedergesenkt ist der Blick; theilnehmende Bewunderung einer geahneten Größe drückt die Augenlieder. Unter ihrer großen schwärmerischen Wölbung, die so himmlisch rein hervortritt aus dem Schatten der Augenbraunen, steht ein Göttergesicht vor der innern Sehe, wogegen

ihm die mit Reiz geschmückte Erde nur Staub ist. Ein Ocean von Begriffen liegt klar auf seiner Stirne entfaltet. Wie heiter ist diese Stirn! Keine Begierde, keine stürmische Leidenschaft stört den heiligen Frieden dieser Seele, deren Kräfte doch im gegenwärtigen Augenblicke so rege sind! Vom runden festen Kinne bis zur braungelockten Scheitel, wie wunderschön ist jeder Zug! und wie versinkt dennoch die Sinnenschönheit in hervorstralender, erhabener Seelenstärke!

Wir kennen diesen erhabenen Jüngling. Das Buch des Schicksals einer verderbten Welt lag aus einander gerollt vor seinen Augen. Durch Enthaltsamkeit und Verläugnung geschärft und geläutert, ergründete sein reiner Sinn die Zukunft. In einsamen Wüsteneien denkt er dem großen Bedürfnisse des Zeitalters nach. Zu edel, zu groß für sein gesunkenes Volk, hatte er sich von ihm abgesondert, hatte es gestraft durch das Beispiel seiner strengen Lebensordnung und kühn gezüchtigt mit brennenden Schmachreden. Jetzt fühlt der ernste Sittenrichter, daß diese Mittel nichts fruchten. Da wagt er es, im Geiste das Ideal eines Menschen zu entwerfen, der Aufopferung, Langmuth, Liebe im höchsten Grade besitzt. Bald aber dünkt es ihn, dieses Bild sey nicht ein bloßes Werk der Phantasie; ja er kenne den göttergleichen Jüngling, in dem die Rettung der Erdbewohner beschlossen liegt! Dieses Bewußtseyns frohe Schauer sind es, die der gesenkte Blick, im innern Anschauen verloren, uns verkündet. Wer ahnet den Feuerstrom der Rede, der sonst von diesen Lippen floß, allen Widerstand bändigte, und die zagenden Herzen ergriff? Diese überwundenen, gerührten Lippen sinken in die Ruhe der großen, freudigen Zuversicht. Das ist der Täufer Johannes!

Ich begreife es nun, daß selbst der Apollo einem

Menschen so viel nicht seyn kann, als dieser Johannes. Die Gleichartigkeit seines Wesens mit dem unsrigen zieht uns zu ihm hin; er ist in aller seiner Vollkommenheit noch unser Bruder; in ihm fühlen wir uns ergänzt; von ihm wollen wir lernen, weil wir ihn verstehen, weil er erkennt und denkt, wie wir. Der Apoll hingegen ist, was er seyn soll: ein Gott. Von seiner Erkenntnißart haben wir keinen Begriff; sie ist ganz Intuition, ganz reiner Sinn, wie wir es dunkel ahnen in seiner Gestalt. Ihn fassen wir nicht; von ihm können wir nichts lernen.

d) von Manso,

aus s. Geschichte der griechischen Poesie (in d. Nachträgen zu Sulzers Theorie der schönen Künste, 1 B. 2 St. S. 263. — Leipz. 1792. 8.).

Die Griechen waren von Alters her ein musikalisches Volk. Denn die Wunder, welche die älteste Geschichte von den Wirkungen der Tonkunst erzählt, und die Thaten eines Amphion und Orpheus sind nicht so ganz Fabel, daß ihnen nicht eine gewisse Wahrheit zum Grunde läge. Aber freilich würde es sehr unphilosophisch seyn, einer übergroßen Vollkommenheit der Kunst dasjenige zuzuschreiben, was nur die Wirkung größerer Reizbarkeit und Empfänglichkeit für den Zauber selbst einer mittelmäßigen Musik gewesen seyn kann. Denn diese Wunder verschwanden in den Zeiten der höhern Cultur, und die geschicktesten Tonkünstler der spätern Zeit waren umsonst bemüht, die Wunder der orphischen Kunst zu erneuern. Was einmal verschwunden war, kam nicht mehr zurück. Nur in der Epoche der Barbarei, nur in der Zeit, wo eine unverfeinerte Sinnlichkeit die Gemüther beherrscht, kann die festliche Musik ein ganzes Volk be-

geistern und zu Thaten entflammen. Wo aber diese Musik noch überdem, wie in Griechenland, mit Worten und lebhaften Bewegungen verbunden war; da ist es um desto begreiflicher, wie ein Gefühl der Gegenwart der Götter die Zuhörer ergreifen, und wie ihnen der begeisterte Dichter ein Liebling der Unsterblichen und ein Ausleger ihres Willens scheinen mußte.

So unvollkommen wir uns aber auch immer die Musik der ältesten Dichter denken mögen; so war sie es doch, die der Sprache, welche gleichen Schritt mit ihr hielt, den Wohllaut und die Bestimmtheit ihrer Sylben gab, so wie der Tact des Tanzes den Rhythmus des Verses hervorbringen mußte. Indem nun also die Griechen verbanden, was anderwärts getrennt war; so sind sie unter allen dichtenden Nationen die einzige geworden, welche, bei ihrem ersten Auftritte in die Geschichte der Literatur, mit einer höchst bestimmten Prosodie und regelmäßig geformten Versen erscheint. Welch ein Wunder der Kunst ist der Rhythmus des Hexameters, in welchem Homers Gedichte einhertreten! Wie ist er in allen seinen kleinsten Theilen bestimmt und vollendet! Wie schmiegen sich in ihm Gedanken und Worte an, und wie dürftig erscheint dagegen der armselige Parallelismus der morgenländischen Poesie!

An diesem Faden lief die Bildung der poetischen Sprache fort. Nie, bis in die Zeiten der höchsten Cultur hinauf, vergaß die Dichtkunst der Griechen ihren ersten Ursprung, den sie den Festen der Götter, den Versammlungen frommer und fröhlicher Menschen dankte. Bei allen Festen, feierlichen Zusammenkünften und Spielen klang die Leier der Dichter von den Thaten der Götter und Halbgötter, von dem Preise der Tugend und dem Hohne des Lasters. Immer blieb die Dichtkunst lebendige Darstellung durch tönende Worte, denen Tanz

und Musik zu Hülfe kam. In dem Trauerspiele war nicht blos der lyrische Theil mit Gesang verbunden; der Dialog selbst war dem Recitative gleich. Dasselbe war es mit dem epischen Gedichte, der Hymne und andern. Nicht für das Auge, sondern ganz eigentlich für das Ohr war und blieb ihre Dichtkunst bestimmt. Und als dieses aufhörte; als der feierliche Gesang verstummte, und die Musen sich aus dem Gedränge des Volkes in die Studierstuben zurück zogen; da war es um die Blüthe der Dichtkunst gethan. Noch immer zwar blieben ihr jene reizenden Formen, welche sie in einem poetischen Zeitalter empfangen hatte; aber der Geist, der sie beseelen sollte, und die genialische Kraft war dahin. Die Kunst konnte nicht ersetzen, was der Natur vordem gleichsam von selbst und ohne Mühe entquollen war.

e) von Joh. Gtfr. Eichhorn,
aus s. allgemeinen Geschichte der Cultur und Literatur des neuern Europa (Gött. 1796. 8.). Th. 1. S. 213. (abgekürzt)

Die Ritterpoesie in Teutschland.

Die teutsche Nation liebte Lieder und Gesang von den frühesten Zeiten her, und lief sogar ihren germanischen Brüdern in den übrigen Reichen von Europa in der ersten Bildung ihrer Sprache und der bessern Dichtkunst vor, ob sie gleich in vielen andern Stücken erst nach ihnen reifte. Diesen Vorzug verdankt sie ihren Königen und Kaisern nicht. Zwar Karl der Große, aufmerksam auf alles, was seine Nation zu einer bessern Bildung hätte führen mögen, that auch für die teutsche Sprache, was er konnte; der schöne Anfang aber, den er machte, ward nicht fortgesetzt: die Wirkungen seines großen Beispiels und der von ihm getroffenen Verfü-

gungen blieben allenthalben aus. Seine Liebe für Gesang und Sprache seines Vaterlandes erbte nicht einmal auf seinen Sohn, den andächtigen Ludwig, fort, der vielmehr alle teutsche Sänger von seinem Hofe wies; und eben so wenig that ein andrer teutscher König vor der Zeit der Hohenstaufen etwas für Veredlung und Besserung der teutschen Sprache.

Bis auf die Hohenstaufen (1136) brauchte man in Teutschland zur Schrift- und Büchersprache die oberteutschen Dialecte, und unter diesen wieder den fränkischen am häufigsten, weil er die übrigen an Bildung übertraf, und die Sprache seiner meisten Beherrscher bis dahin gewesen war. Aber durch das schwäbische Kaiserhaus (1136—1254) schwang sich unter den oberteutschen Dialecten der schwäbische oder alemannische empor, und erhielt das Uebergewicht über alle teutsche Mundarten, weil er die Sprache des kaiserlichen Hofes und seiner Dichter ward.

Teutschland war jetzt nicht mehr jene Wildniß der Germanier im Tacitus; die Moräste waren abgezapft, die Wälder gelichtet oder niedergebrannt; Luft und Sonne hatten freiern Spielraum; Klima, Lebensart und Einwohner hatten sich gebessert. Selbst in seinen innern Theilen wechselten blühende Städte mit Dörfern und Flecken ab; Handel, Künste und Gewerbe beschäftigten bereits einen beträchtlichen Theil seiner Einwohner; mehrere Fürstenthümer hatten einen großen Länderumfang und ihre Fürsten liebten Pracht. Der fortgesetzte Umgang mit Italien und andern Reichen von Europa, bei den vielen Römer- und Ritterzügen; die fremden Sitten, die man hatte kennen lernen; die bessern Muster, die man häufig vor sich sah, und der edle Eifer, ihnen gleich zu werden, hatte eine heilsame Revolution der Teutschen in ihrem innern und äußern Wesen,

angefangen. Lebensart und Sitten wurden verfeinert, Kenntnisse und Begriffe erweitert, die Ideenmasse vergrößert, Ton und Denkungsart vergeistigt; und da die Sprache immer der Verbesserung und Verfeinerung der Denkart folgt, so war der edlere Theil von Teutschland allmählig zum Besitze von allem dem gelangt, was zum Anfange einer Nationalliteratur gehörte.

Ihre Morgenröthe brach nun an, und zwar in Alemannien, das ist, in Schwaben mit Inbegriff eines großen Theiles der Schweiz. Von da verbreitete sie ihre Stralen in nicht gar langer Zeit über die übrigen Provinzen Teutschlands in dem Maaße, in welchem jede ihres Lichtes empfänglich war. Auch in Teutschland ward, wie in dem übrigen Europa, Ritterpoesie der Vorbote besserer Kenntnisse; und, worüber man sich wundern möchte, sie zeichnet sich sogleich von ihrem ersten Anfange an durch harmonische Gesänge aus.

Soll diese Harmonie und Lieblichkeit der Sprache kein unlösbares Räthsel seyn; so muß nothwendig Alemannien, schon vor der Periode seines uns bekannten Minnegesanges, Lieder und Gesang geliebt, und seinen Dialect durch Reimen ausgebildet haben. Denn eine Sprache von so vieler Lieblichkeit und Milde, von dem Wohllaute und dem feinen Tone, von der Einfalt, Kühnheit, Kraft und Regelmäßigkeit, als die alemannische in den Minnesängern zeigt, kann nicht mit einem Male entstehen; ihr gebildetes und feines Lebensalter setzt ein ungebildetes und plumperes, und einen stufenweisen Uebergang aus einem in das andere voraus. Und reimten nicht in andern teutschen Dialecten, im fränkischen und niedersächsischen, von jeher Dichter? Und der Alemannier auf seinem fruchtbaren Boden und von einer strichweis reizenden und romantischen Natur umgeben, die nicht ohne Einfluß auf den Geist des

neuern Zeit wird aufgethan in Staat und Kirche, in Wissenschaft und Kunst, in den Anstrengungen des Krieges und Friedens. Während Mich. Angelo, Lion. da Vinci, Raphael, Correggio, Tiziano unerreichbare Kunstwerke hinzauberten, und Dürer, Cranach und Holbein die Wahrheit der Natur in Bildern versinnlichten, Ariosto die Wunder der Feenwelt erneute, Camoëns die Heldenthaten seines Vaterlandes feierte, und Hans Sachs die letzten Laute des bürgerlichen Meistergesanges vernehmen ließ; während in Italien der üppigsten Lüsternheit in Liedern und Novellen gehuldigt, Thorheit und Schwäche mit zügelloser Laune gegeiselt und seltsame Mannigfaltigkeit in Ergießung spöttischen Muthwillens ausgesonnen wurde, und Machiavelli's Meisterhand die Grundzüge des modernen Despotismus nach dem Leben zeichnete; griffen Zwingli und Luther, unter freudiger Beistimmung von Millionen, die römische Zwingherrschaft und die sittlichen Gebrechen der Kirche und des öffentlichen Lebens mit Feuermuth an, gestalteten Melanthon, J. Camerarius und J. Sturm das gelehrte Schulwesen, drängten geistvolle Humanisten die ausgelebte Scholastik in ihre klösterlichen Schlupfwinkel zurück, entstanden Volksschulen und Universitäten, bestimmte Copernicus die Bewegung der Erde um die Sonne, umschiffte Magellan die Welt, stellten C. Gesner und G. Agricola das Studium der Naturgeschichte her, und Theologie, Medicin und Jurisprudenz wurden gereiniget und vervollkommnet. — Auf so reiches, fast blendendes Licht mußten nächtliche Schatten folgen; allerlei Selbstsucht und trotzige Willkühr sannen auf Wiederherstellung ihrer alten guten Zeit, und ließen sich die Ueberwältigung des sittlich-religiösen und bürgerlichen Freiheitssinnes mit bitter-strengem Ernste angelegen seyn; Gewalt wurde den Gewissen angethan, das selbstständige

Menschen bleiben kann, sollte nicht in einfach roher Poesie, wie seine teutschen Brüder, die auf rauhern Strichen wohnten, seinen frohen Sinn geäußert, und nicht durch andre geistige Versuche sich und seine Sprache fortgebildet haben, weil das Schicksal es nicht wollte, daß ein Bruchstück seiner schriftlichen und poetischen Uebungen auf unsre Zeiten kommen sollte?

f) von Ludwig Wachler, aus s. Handbuche der Geschichte der Literatur, Th. 3. (Frankf. am M. 1824. 8.) S. 16.

Uebersicht des sechszehnten Jahrhunderts.

Im sechszehnten Jahrhunderte wird die Umschaffung und Ueberlegenheit Europa's entschieden; Europa ist im Alleinbesitze der Literatur, welche nur in kleinern Gaben auf andere Welttheile übergehet; ihm werden neue Kenntnisse und neue Bedürfnisse zu Theil, neue Sitten, neue Reichthümer, neue Erwerbsmittel, große Hoffnungen und Ansprüche, kleinliche Besorgnisse und Vorsichtsmaasregeln, Entwürfe der Menschlichkeit, der Gewalt und der Arglist, Gewissensfreiheit und Inquisitionsgerichte, Volksschulen und Versorgungsanstalten für Hülflose, stehende Heere und Jesuiten. Ritterlicher Hochsinn und großartige Tapferkeit beurkundeten sich in den teutschen Sickingen und Berlichingen und im französischen Bayard, wie in den spanischen Unterdrückern der neu entdeckten Welt, und bei Portugiesen in Ostindien, oder bei Britten und Niederländern auf den Meeren; in gleicher Weise bei den Wortführern für Schönheit, Wahrheit und Recht, im Kampfe gegen scholastischen und hierarchischen Obscurantismus, und bei allen Machthabern des eindringlichen Wortes und der die Einbildungskraft beherrschenden Künste. Das große Heldenzeitalter der

welcher man die Menschheit selbst, nach allen ihren einzelnen Zügen und Schattirungen, wieder erkennt. Denn zu dem unermeßlichen Kreise dieses Stoffes gehört an sich alles, was in allen Zeitaltern, bei allen Völkern, und unter allen Umständen und Verhältnissen auf Erden geschehen und vollbracht worden ist. Für die allgemeine Geschichte ist nichts verloren, als was sich weder durch Sage und Ueberlieferung, noch durch irgend ein Denkmal, noch durch Schrift hat erhalten können. Allein je größer die Massen dieses Stoffes sind; desto nöthiger ist die Prüfung, die Auswahl, die Vertheilung und die Zusammenstellung desselben nach den Gesetzen des ursachlichen Zusammenhanges. Mag daher immer, in Hinsicht auf die Erforschung der Quellen und auf die kritische Prüfung und Sichtung der einzelnen Nachrichten, die Biographie und die besondere Geschichte der allgemeinen Geschichte vorarbeiten; so bleibt doch die Aufgabe der allgemeinen Geschichte höchst wichtig und schwierig. Denn alle Individuen unsers Geschlechts und alle Thatsachen, welche den Stoff der allgemeinen Geschichte bilden, erhalten in derselben ihre eigenthümliche Stellung, ihre größere oder geringere Wichtigkeit, und ihre gegenseitigen Beziehungen auf einander, nur durch ihr Verhältniß zu dem Ganzen, als dessen einzelne losgerissene Theile sie ursprünglich erscheinen. So wie die einflußreichsten Individuen unserer Gattung, so auch die kräftigsten Völker und die mächtigsten Staaten und Reiche, die auf dem Erdboden geblüht haben, oder noch blühen, sind nur einzelne Glieder einer unendlichen Kette, und einzelne Theile eines unermeßlichen, in sich abgeschlossenen Ganzen, der Menschheit selbst.

Wenn übrigens nur der Mensch, und zwar inwiefern in seiner Freiheit der letzte Grund seiner äußern Ankündigung enthalten ist, und er durch diese Freiheit seinen äußern gesellschaftlichen Zustand bildet und verändert, der einzig würdige Gegenstand der allgemeinen Geschichte ist; so folgt, daß alles, was aus dem Gebiete der Naturgeschichte und aus den Veränderungen der Oberfläche des Erdkörpers in den Kreis der allgemeinen Geschichte gezogen werden soll, in unmittelbarer Beziehung auf das Handeln und auf die Schicksale des menschlichen Geschlechts stehen muß, weil es außerdem dem in sich gleichfalls abgeschlossenen Gebiete der Naturgeschichte angehört. Denn nur daran wird erkannt, ob ein Individuum, eine freie Handlung, eine Thatsache im Kreise der Außenwelt als Stoff zur allgemeinen Geschichte gehört, daß dadurch der gesellschaftliche Zustand des menschlichen Geschlechts auf irgend eine entscheidende Weise gebildet oder verändert worden ist. Auf gleiche Weise wird die größere oder geringere Wichtigkeit der Individuen und Thatsachen darnach bestimmt, je nachdem ihr Einfluß auf die Bildung oder Veränderung des gesellschaftlichen Zustandes bleibend oder vorübergehend, mächtig aufregend und erschütternd oder nur theilweise eingreifend, auf einzelne Völker und Staaten, oder auf ganze Erdtheile, ja vielleicht auf die Menschheit selbst von unermeßlichen Folgen war. Nach diesem, in dem Zusammenhange der Weltbegebenheiten unverkennbar sich ankündigenden, Gewichte der einzelnen Thatsachen erscheint das Weltreich Alexanders weitwirkender als das von Cyrus gestiftete Perserreich, die Stiftung des Christenthums nach einer ungleich höhern Bedeutung als

die Stiftung des Bramaismus, der Untergang des römischen Westreichs weit folgenreicher als der Untergang Karthago's, die Entdeckung Amerika's ungleich bedeutender als der Gang und das Ergebniß der Kreuzzüge, die Erfindung der Buchdruckerkunst folgenreicher als die Vernichtung des Tempelherrenordens, die Verbreitung der Kirchenverbesserung wichtiger als die gleichzeitige Bezwingung von Mexiko und Peru, die Regierungszeit Friedrichs 2 folgenreicher als die Regierung Ludwigs 14, und die Auflösung des teutschen Reiches entscheidender für das ganze europäische Staatensystem als die Auflösung von Venedig und Genua, und selbst von Polen. Die Merkwürdigkeit, oder das politische Gewicht eines menschlichen Individuums und einer geschichtlichen Thatsache, wird daher durch die Größe des Einflusses bestimmt, welchen sie auf die Bildung und Veränderung des äußern gesellschaftlichen Zustandes des menschlichen Geschlechts behaupten.

Soll aber die allgemeine Geschichte die beglaubigten und merkwürdigen Thatsachen, welche ihren Stoff bilden, darstellen nach dem zwischen denselben statt findenden nothwendigen Zusammenhange; so muß sie die innere nothwendige Folge der Begebenheiten, wie eine aus der andern hervorging und die Ursache späterer Ereignisse ward, sorgfältig erforschen, und diesen ursachlichen Zusammenhang der Weltbegebenheiten vermittelst der Darstellung hervorheben und versinnlichen. Denn so wie von diesem nothwendigen Zusammenhange der Weltbegebenheiten unter sich die Stellung jeder einzelnen Thatsache im Gesammtkreise der Vergangenheit abhängt; so muß auch dieser Zusammen-

hang durch die stylistische Darstellung so versinnlicht werden, daß von demselben ein vollständiges Bild für die Anschauung bewirkt wird.

Für die gleichmäßige Vertheilung des unermeßlichen Stoffes zur allgemeinen Geschichte wird aber die Aufstellung gewisser Hauptzeiträume erfordert, deren Anfangspunct ein Ereigniß bezeichnet, das für den jedesmal wichtigsten und cultivirtesten Theil der Erde den Grund einer neuen politischen Gestaltung unmittelbar enthält, und das, nach seinen allmählig über das ganze menschliche Geschlecht sich verbreitenden Folgen, die Ursache unzähliger Hauptveränderungen und Umbildungen in dem Systeme der bestehenden Staaten und Reiche ward. Dabei muß zwischen Zeitraum (Periode) und Zeitabschnitt (Epoche) genau unterschieden werden, inwiefern die wichtigsten Begebenheiten im Umfange eines Zeitraumes wieder die Grenzscheiden und Anfangspuncte der einzelnen Zeitabschnitte bilden. Ob nun gleich weder die individuellen Ansichten der Geschichtsschreiber in der politischen Wichtigkeit gewisser Ereignisse völlig zusammentreffen, noch gleiche Zwecke von ihnen bei ihren Darstellungen, und folglich auch bei ihrer Eintheilung der Weltbegebenheiten, festgehalten werden; so giebt es doch, als allgemeinste Eintheilung der Gesammtheit des Kreises der Vergangenheit, vier Hauptzeiträume: 1) die Zeit des Alterthums, welche mit dem Entstehen der ersten gesellschaftlichen Verbindungen auf dem Erdboden beginnt und herabreicht bis zur Auflösung des römischen Westreiches im Jahre 476 nach Christus; 2) das Mittelalter, von der Auflösung des römischen Westreiches bis zur Entdeckung des vierten Erdtheils

(476—1492); 3) die neuere Zeit, von der Entdeckung des vierten Erdtheils bis zur französischen Revolution (1492—1789); und 4) die neueste Zeit, seit der französischen Revolution bis auf den gestrigen Tag.

Was die Behandlung des Stoffes in der allgemeinen Geschichte betrifft; so kann man — je nachdem der Geschichtsschreiber dabei die Verwirklichung eines gewissen Zweckes vorherrschend beabsichtigt — zwischen dem geographischen, chronologischen (oder annalistischen), ethnographischen, synchronistischen, pragmatischen und politischen Standpuncte unterscheiden. Man hält nämlich den geographischen Standpunct fest, sobald man entweder von der ehemaligen, oder von der gegenwärtigen politischen Eintheilung der Erde in Staaten und Reiche ausgehet, und daran die Darstellung der Thatsachen anknüpft, durch welche der Zusammenhang derselben in der Vergangenheit gebildet ward. Man folgt dem chronologischen Standpuncte, wenn die unmittelbare Folge der Jahre und Jahrhunderte, nach einer durch die geschichtliche Kritik ausgemittelten Zeitrechnung, als leitender Maasstab für die Darstellung der Begebenheiten der einzelnen Völker und Reiche angenommen wird. Man verfährt ethnographisch, wenn man, nach Aufstellung der einzelnen Zeiträume der allgemeinen Geschichte, in diesen einzelnen Zeiträumen jedes Volk und jeden Staat selbstständig nach dem Gange seiner besondern Geschichte, und möglich unabhängig von den gleichzeitigen Völkern darstellt, so daß, nach dieser Methode, ein Volk auf das andere folgt. Man wählt den synchronistischen Standpunct, wenn man das Gleichzeitige

sowohl in den einzelnen Zeiträumen der Geschichte, als auch überhaupt in der ganzen Geschichte des menschlichen Geschlechts, chronologisch geordnet, zusammenstellt, um dadurch die Uebersicht über das zu bewirken, was zu Einer Zeit in allen Theilen der Erde und bei allen bekannten Völkern geschah. Man verfährt zunächst pragmatisch, wenn man hauptsächlich den innern und nothwendigen Zusammenhang der Begebenheiten, nach welchem sie sich gegenseitig als Ursache und Wirkung verhalten, festhält und versinnlicht, und zugleich, nach diesem Maasstabe, die Folge der Begebenheiten so anordnet, daß, durch die Form der Darstellung, das Bild eines zusammenhängenden Ganzen für die Anschauung vermittelt wird. Man verfolgt endlich den politischen Standpunct, wenn man, in Verbindung mit der pragmatischen Behandlung der Geschichte, hauptsächlich die Ankündigung des innern und äußern Lebens der erloschenen oder noch bestehenden Staaten, so wie die Wechselwirkung des innern und äußern Lebens auf einander, hervorhebt, inwiefern nämlich das innere Leben der Völker und Staaten zunächst von der erreichten Stufe der Cultur und von der dadurch bedingten Gestaltung der Verfassung, Regierung und Verwaltung abhängt, das äußere Leben derselben aber auf ihrer Verbindung und Wechselwirkung mit andern gleichzeitigen Völkern und Staaten, so wie auf der jedem einzelnen Staate und Reiche eigenthümlichen, kraftvollen oder schwachen, Stellung in der Mitte eines abgeschlossenen Staatensystems (wie namentlich seit den letzten drei Jahrhunderten im europäischen, und in neuester Zeit auch im amerikanischen Staatensysteme) beruht.

52.

Fortsetzung.

Geschichte der Menschheit.

So wie in dem Gebiete der besondern Geschichte, die Culturgeschichte, nach ihrem eigenthümlichen Charakter und nach der Durchführung ihrer einzelnen Hauptheile, genau von der Staaten= (oder politischen) Geschichte unterschieden werden muß; so auch in dem Gebiete der allgemeinen Geschichte die eigentliche Geschichte der Menschheit von der allgemeinen politischen Geschichte. Wie aber die besondere politische Geschichte, nach den Quellen, aus welchen sie hervorgehet, und nach den Massen des Stoffes, die sie verarbeitet und wissenschaftlich gestaltet, als Unterlage zur allgemeinen politischen Geschichte sich verhält; so auch die Culturgeschichte, nach den einzelnen Gegenständen, Theilen und Verzweigungen der menschlichen Cultur, zur Geschichte der Menschheit. So wie endlich die allgemeine politische Geschichte von dem Begriffe des gesellschaftlichen und politischen Lebens ausgeht; so die Geschichte der Menschheit von der Idee der Menschheit selbst, als der selbstständigen Gattung vernünftig=sinnlicher Wesen.

Wenn nun aber auch diese Idee der Menschheit an die Spitze der Geschichte der Menschheit gestellt wird; so soll doch diese Geschichte der Menschheit keinesweges eine Wissenschaft aus bloßen Begriffen, sie soll vielmehr eine rein geschichtliche Wissenschaft seyn, die nichts aufstellt, was nicht auf beglaubigten und merkwürdigen Thatsachen beruht. Sie soll im Voraus weder den grenzenlosen Fortschritt des menschlichen Geschlechts, noch

die Kreisbewegung und das häufige Rückwärtsschreiten desselben, nach seinen einzelnen Individuen, Völkern und Staaten in den verschiedenen Zeitaltern der allgemeinen Geschichte, als das Schlußergebniß, oder gar als den leitenden Grundsatz ihrer Untersuchungen und Darstellungen ankündigen, obgleich, in philosophischer Hinsicht, die Bestimmung der Menschheit zu einem grenzenlosen Fortschritte im Wahren, Schönen und Sittlichguten nicht abgeläugnet werden kann. Vielmehr soll die Geschichte der Menschheit, aus den Massen des zu ihr gehörenden Stoffes von Thatsachen, diejenigen ausheben, gleichmäßig vertheilen und zum innern ursachlichen Zusammenhange verbinden, welche unmittelbar darauf sich beziehen, zu zeigen, was die Menschheit, als Gattung, nach der ihr einwohnenden Freiheit, und nach der unermeßlichen Vervollkommnungsfähigkeit ihrer Anlagen, Vermögen und Kräfte, als ein sich, durch sich selbst fortbildendes, Ganzes in den einzelnen von ihr durchlebten Zeiträumen geworden, wie und wodurch sie dies geworden, und überhaupt ob und wie sie vorwärts oder rückwärts geschritten ist. Denn ein eigentlicher Stillstand kann in der Welt der Freiheit eben so wenig angenommen werden, als eine bloße Kreisbewegung, die nur in der Naturwelt nach den Gesetzen der Naturnothwendigkeit angetroffen wird, weil im Reiche freier Wesen entweder blos Fortschritt, oder blos Rückschritt, sowohl für Individuen, als für Völker, Staaten und Reiche denkbar ist. Ausgehend daher von der Freiheit vernünftig-sinnlicher Wesen, — und weder von dem philosophischen Ideale eines grenzenlosen und ununterbrochenen Fortschrittes, noch von

dem häufig aus der Geschichte der Individuen und Völker nachzuweisenden empirischen Ergebnisse des Rückwärtsschreitens, des Sinkens und des Verfalls in geistiger und sittlicher Hinsicht, — ist die Geschichte der Menschheit, in ihrer wissenschaftlichen selbstständigen Form, weder die Darstellung eines ununterbrochenen Fortschreitens, noch die Darstellung einer bloßen Kreisbewegung, noch eines entschiedenen Rückwärtsschreitens unsers Geschlechts, sondern die zusammenhängende Darstellung der Wirkungen der menschlichen Freiheit im Großen und im Ganzen, in allen gleichmäßig durchgeführten Kreisen des bürgerlichen, politischen, wissenschaftlichen, künstlerischen, und religiös-sittlichen Lebens. Als Ergebniß der, auf diese Weise zu Einem abgeschlossenen Ganzen geordneten, Thatsachen der Geschichte der Menschheit würde sich ankündigen: daß die Wirkungen der menschlichen Freiheit zuletzt, im Guten und im Bösen, sich so aufwiegen, daß nie ganz das Gute über das Böse, aber auch nie das Böse völlig das Uebergewicht über das Gute behauptet; daß also weder der geistige und sittliche Fortschritt, noch auch das Reactionssystem, auf Erden einen entscheidenden Sieg feiern wird; daß aber, nach dem sechstausendjährigen Zeugnisse der Geschichte, die Menschheit selbst im Ganzen — abgesehen von ihren einzelnen erloschenen oder noch bestehenden Völkern und Staaten, als individuellen Theilen jenes Ganzen — unter mächtigen Anstrengungen und Kämpfen vorwärts geschritten ist in allen einzelnen Arten, Formen und Verzweigungen der physischen, wissenschaftlichen, bürgerlich-politischen und religiösen Cultur. — Um dieses große und trostreiche Ergebniß aus-

zumitteln und geschichtlich aus unwiderlegbaren Thatsachen nachzuweisen, verdient wohl die Geschichte der Menschheit als selbstständige Wissenschaft durchgebildet zu werden, für welche bis jetzt nur einzelne, zum Theile einseitige, Versuche geschehen sind. Denn sie verlangt die sorgfältigste Verbindung der Geschichtsforschung mit einem durch Philosophie gebildeten Geiste, dessen Thätigkeit weder blos durch abgezogene Ideen bestimmt, noch durch die vereinzelten Massen der geschichtlichen Thatsachen zerstreut wird, der aber gleichmäßig der abgezogenen Idee, wie der erfahrungsmäßigen Thatsachen der Geschichte mächtig ist. —

53.

Schluß.

Daß für die stylistische Darstellung der allgemeinen Geschichte überhaupt, und der Geschichte der Menschheit insbesondere, das Gesetz der Form, nach der unauflöslichen Verbindung der Richtigkeit und Schönheit innerhalb der Form, als höchster Maasstab gelte, versteht sich von selbst. Allein die Anwendung dieses Gesetzes auf die großen Massen des Stoffes in der allgemeinen Geschichte und in der Geschichte der Menschheit, hat von der einen Seite eben so große Schwierigkeiten, wie sie von der andern Seite, im Gegensatze der individuellen und besondern Geschichte, leichter zu seyn scheint. Denn allerdings ist, im Allgemeinen genommen, der Stoff bei der allgemeinen Geschichte dankbarer, als bei der individuellen und besondern, wo die häufige Rücksicht auf kleinliche und minder bedeutende Gegenstände nicht zu vermeiden ist, während die allge-

meine Geschichte zunächst bei Individuen und Thatsachen verweilt, welche in dem Gange der Weltbegebenheiten den Ausschlag geben. Dagegen verlangt aber auch die Größe des Stoffes eine großartige, sich möglichst gleichbleibende, Behandlung in der Form der Darstellung. Es soll, neben der Gediegenheit und Vollendung der Form, zugleich das politische Gewicht des Stoffes innerhalb der Form versinnlicht werden, so daß in gleichem Grade mit dem Interesse an dem dargestellten Stoffe auch das reine Wohlgefallen an der Form der Darstellung erhöht und gesteigert wird. So viel daher immer bei der Hervorbringung der stylistischen Form auf die Individualität des Geschichtsschreibers kommen mag; so gilt doch die unnachlaßliche Forderung an alle Darstellungsformen in der allgemeinen Geschichte, so wie in der Geschichte der Menschheit, daß der zwischen den dargestellten Thatsachen bestehende nothwendige Zusammenhang zur ästhetischen Einheit der Form gebracht und, durch die lebensvollste Versinnlichung, zu einem vollendeten Bilde für die Anschauung erhoben werde, das, — auch abgesehen von der materiellen Wahrheit und von dem politischen Gewichte des dargestellten Stoffes — um seiner selbst willen gefällt.

54.

Beispiele aus der allgemeinen Geschichte.

a) von Sebast. Frank († 1545),

aus s. Chronica, Zeitbuch vnnd Geschichtbibel von anbegyn biß in diß gegenwertig 1531 Jar ꝛc. Straßb. 1531. Fol. N. Aufl. (fortgeführt bis 1550) 1551. Fol. (Aus

dieser Ausgabe Blatt 181, weil blos die Blätter, nicht die Seiten, paginirt sind.)

Carolus Magnus

Anno achthundert vnnd eyn ward zu Rhom vom Bapst Leone dem dritten zum Rhöm. Keyser gesalbet deß nidergangs (Abendlandes), dann er hett nitt alleyn Galliam, Teutschlandt ann der Thonaw vnnd Reyn biß anß mör, vnnd Sale den fluß an sich bracht, sunder auch Aquitaniam, Italiam, Vasconiam, Hispaniam, Savoniam, beyde Pannoniam, yenseythalb der Thonaw Daciam, Histriam, daß gantz Liburnisch Künigreich, vnd alle Barbarische völcker inn Teutschlaudt zwischen dem Mör, der Thonaw, vnnd dem Reyn gelegen, eins teyls mit waffen, eins theyls mit gutthat, mit disen nammen schier die gantz welt auskriegt. Dann sein schreck, vnnd bey vilen seyn liebe, gieng durch die gantze welt auß. Also nach dem Constantinus der groß Rom verließ, inn den auffgang gen Constantinopel zohe, feiret das Rhömisch Keyserthumb im nidergang nach Augusto 330 jar. Das hat dieser Carolus mit seiner tugent vnd krafft wider in nidergang bracht, vnd den namen deß keysers mit willen vnd frolockung deß Rhömischen volcks empfangen, Florentz, von den Gotthis zerrüttet, wider in den vorigen stand gesetzt, vnd den zerstrewten Adel, der sich in den nahen stätlin, märckten vnnd schlössern enthielt, wider inn die stat gefürt. Dieser Carolus war nach Gallischen sitten zu jagen das wildtpret geflissen, vermeynende jhm solchs zu gesundtheyt seyns leibs dienstlich zu seyn. Er sucht auch vil ergetzlichheyt in warmen baden vnd wassern; zu Ach (en) war der stub seines reichs. Er war ein wolberedt, guter kunst vnd richtmann, er het bei vil weibern schöne kinder, besunder bei Hildegarde seym gemahel. Pipinum

vnd Ludowicum die Sün befalch er hochgelerten Leuten. Vnd allhie ist der Bapst vber den keyser gestigen. Dann als die keyser in Orient dem Bapst in vil Dingen nit wolten gehorchen, vnd nit allein für jren Herren nit erkennen, sunder stracks das gegenteil thetten, jm vil mandat zuschickten, wie wir ein wenig daruon von Leone dem keyser der Bilder halb gehört haben. Darzu das Röm. reich im nidergang gar vertrucket, in seim grossen vndergang stund, vnd Carolus magnus allenthalb so sighafft ward. Da gedacht der Bapst, mit disem sich zu zu kauffen, vnnd hinder das reich zu helffen, wie dann mit seltzamen practicken geschah, wolt jm doch ein solcher übergebung vil vorbehalten, vnd jn nit anders dann ein knecht vnd beschirmer der Röm. kirchen auffnemmen vnd krönen, das dann Carolus alls mit schmeichlerei vberredt, eingieng, damit er nun hinder das keyserthumb mit hilff vnd beistand deß Bapsts mit weniger müh kem. Also ist dieser Carolus der erst Bapstsknecht vnd nach jm folgende. Da hört man erst von der krönung vnd bestetigung deß Bapsts vor gar nichs, da sie dannocht keyser warden, on seyn segen, kron, erwölung, vnd bestetigung. Ja die Bäpst mußten sich vor den keisern schmucken vnnd gehorsam leysten, biß auff disen bezauberten Bapstglaubigen Carolum, der sunst ein gutter sighaffter Fürst war, vnd sein kind nit auf pracht vnd hoffart, sunder auf arbeyt gewehnet.

b) von Aug. Ludw. v. Schlözer († 1809), aus s. Weltgeschichte nach ihren Haupttheilen im Auszuge und Zusammenhange (2te Aufl. Gött. 1792. 8.) Th. 1. S. 1. (abgekürzt)

Universalhistorie war weiland nichts, als ein Gemengsel von einigen historischen Datis, die der Theolog

zum Verständnisse der Bibel, und der Philolog zur Erklärung der alten griechischen und römischen Schriftsteller und Denkmäler nöthig hatte; war nichts, als eine Hülfswissenschaft der biblischen und sogenannten classischen Philologie. Daher handelte sie nur von wenigen alten bekannten Völkern; daher ging sie nur bis auf die Völkerwanderung; daher nahm sie so viel geringfügige Facta auf, die zu weiter nichts taugten, als etwa ein Beiwort in einem Dichter zu erklären. Daher sprach sie von Salomo's Tempel, wie von der Peterskirche; von griechischen Dörfern, wie von Königreichen; und schwieg dagegen ganz von Aegypten, Phönicien und Ostindien. Noch hatte sie ein anderes, wo möglich noch größeres, Gebrechen. Die Sammler dieser alten Universalhistorie sammelten nicht blos, sondern urtheilten mit unter; sie erzählten nicht blos Begebenheiten, sondern erklärten sie auch; aber sie urtheilten und erklärten ohne alle Kenntniß des Weltlaufs, oft ohne Menschenverstand. August und Mäcen wurden durch sie Ehrennamen; das Raubnest Sparta war in ihren Augen ein musterhafter Staat, und der Janhagel in Athen ein hochaufgeklärtes Volk. Sie wurde endlich ganz unbrauchbar und verächtlich, als sie in die Schulen kam, und unwissende oder faule Lehrer sie zu einer bloßen Memoriensache, zu einem marternden Zahlen- und Namenregister umschufen.

Weltgeschichte ist eine systematische Sammlung von Thatsachen, vermittelst deren sich der gegenwärtige, so sehr verschiedene Zustand der Erde und des Menschengeschlechts aus Gründen verstehen läßt. Vorausgesetzt nämlich, daß Erde und Menschen auch in unsern Tagen sich sehr unähnlich sind, und Italien z. B. ein ganz anderes Land wie Canada, der Samojede ein ganz anderer Mensch wie der Britte ist; und daß auch oft

ein und eben derselbe Theil der Erde und des Menschengeschlechts jetzt ganz anders aussieht, als wie vor 100, vor 1000, oder gar vor 3000 Jahren, und das heutige milde Teutschland, z. B. nicht mehr das sibirische Teutschland des Tacitus, der heutige wilde Aegyptier nicht mehr der Weichling unter den Ptolemäern ist, wünscht man, die allgemeinen Ursachen dieser gleichzeitigen und successiven Verschiedenheiten zu erfahren. Diese Ursachen liegen in vorhergegangenen Veränderungen, die theils Werke der Natur, theils Handlungen der Menschen waren. Diese Veränderungen haben ihren Grund wieder in andern, und so verfolgt man solche, wo möglich, bis zum Anfange aller Nachrichten hinauf: und so entstand eine lange zusammenhängende Reihe von Begebenheiten, genannt Weltgeschichte.

Diese, von der Universalhistorie in Zweck, Materie und Form wesentlich verschiedene, Weltgeschichte breitet sich über alle bekannte Zeiten, Länder und für sie zweckmäßige Begebenheiten aus. Nach dieser Behandlung und Erweiterung wird sie eine wahre Geschichte der Menschheit, deren Entstehung, Fortgang, Veredlung und Ausartung sie in Beispielen lehrt, und dadurch der Psychologie, der Staatswissenschaft, der Naturkunde und andern Wissenschaften lichtvolle Erläuterungen und Beispiele liefert. Natürlich hört sie auf, ein ödes Gedächtnißwerk zu seyn, das Namen an Namen und Zahlen reihet; sondern sie wird Philosophie, die immer Wirkungen an Ursachen kettet; sie wird Unterhaltung für jeden denkenden Kopf. Das Vergnügen, das jede einzelne Geschichte dem betrachtenden Geiste im Kleinen gewähret, verschafft sie im Großen, als in einem viel weitern Raume. Sie erzählet, wenigstens vom vierten Jahrtausende an, nur große Begebenheiten und ungeheuere Wirkungen, wiewohl oft nur aus anscheinend

kleinen Ursachen. Sie wandelt unter den merkwürdigsten Sterblichen aller Zeiten und Länder herum; Jahrtausende liegen vor ihr ausgebreitet; sie siehet Völker keimen, blühen, welken und verschwinden; und Revolutionen, die den Erdkreis erschüttern, durchläuft ihr schneller Blick, von ihrem ersten Anlasse, bis zu ihren, oft späten, oft vereitelten, Folgen hin. Indem sie nun alle diese Vorgänge mit einander vergleicht; so findet sie zwar einer Seits bei allen Auftritten eine belustigende Verschiedenheit, und immer neue Scenen im Einzelnen; andrer Seits aber, wenn sie die handelnden Personen vom Zufälligen entkleidet, und in das Wesentliche ihrer Handlungen eindringt, entdeckt sie überall eine auffallende Uebereinstimmung und Aehnlichkeit. Sie findet, daß Menschen unter allen Graden Menschen, gleich gute und böse Menschen, sind, und unter einerlei Umständen immer auf einerlei Art handeln; sie findet, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, und sie endigt mit dem hohen nil admirari.

c) von Chstn. Dan. Beck,

aus s. Anleit. zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeschichte, Th. 4. (Leipz. 1807. 8.) S. 883.

Allgemeine Anmerkungen über den Zeitraum bis zur Entdeckung von Amerika.

Aus Erdtheilen, in denen ehemals die Cultur der Wissenschaften, Künste und Gewerbe geblühet und sich erhalten hatte, während daß Barbarei unsern Erdtheil drückte, wurde sie nun immer mehr verdrängt, und zog sich nach Europa zurück, um hier erweitert und veredelt von Europa den andern Erdtheilen wieder gegeben zu werden. Daß sie aus Europa nicht einst wieder, wenig-

stens nicht durch Einfälle barbarischer Horden, vertrieben werden könne; dagegen sicherten Europa schon am Ende dieses Zeitraumes, außer andern Schutzwehren, die stärkere innere Kraft und der größere äußere Zusammenhang der Nationen und Reiche. Keine äußere Gewalt kann das Gute hindern, was der gereifte Zeitgeist wirkt; sie darf es nur wagen, wenn man der Zeit zuvorgeeilt ist; das Böse kann und soll sie aufhalten und unterdrücken, aber durch moralische Kraft. Selbst ungünstig scheinende Ereignisse müssen zuletzt der Fortbildung der Menschen vortheilhaft werden, und sogar aus einem hohen Grade der Verdorbenheit entwickelt sich die Wiederherstellung besserer Sitten. So tief und fest ist die Achtung und Liebe des Guten in der menschlichen Natur gegründet; möchte ihr Hervortreten nur nicht zu oft durch eine glänzende sinnliche Cultur zurückgehalten worden seyn! Manche Verfassungen und Anstalten, nicht nur die, welche gleich in ihrer Entstehung scheinbar verderblich sind, sondern auch die, welche, Anfangs sichtbar nützlich, ihre Zeit verlebt haben, lösen sich selbst, wohl gar durch die Anstrengungen ihrer interessirten Vorsteher oder Vertheidiger für die Erhaltung derselben, auf, und indem man Reformationen verschmäht, werden Revolutionen vorbereitet oder herbeigeführt. Der Kampf um bürgerliche und geistige Freiheit und Unterwürfigkeit, so verschieden sein Ausgang in einzelnen Ländern auch seyn mochte, brachte dem Ganzen doch großen Gewinn; die ehedem nicht gekannten oder nicht geachteten Stände der Bürger und Bauern erhoben sich zum Mittelpuncte der allgemeinsten und rein menschlichen Cultur; und der thätig gewordene Entdeckungs- und Forschungsgeist eröffnete noch schönere Erwartungen für die Zukunft, als man am Ende des vorigen Zeitabschnitts fassen konnte.

d) von Ernst Ludwig Posselt, († 1804) aus s. Taschenbuche für die neueste Geschichte (Nürnb. 1794. 12.) 1 Jahrg. S. 31. (abgekürzt)

Unter allen Revolutionen, wovon die Geschichte weiß, ist vielleicht nur Eine, die in ihrem ganzen Umfange wohlthätig für die Menschheit war, und mit Recht alle Stimmen des aufgeklärten Theils der Nachwelt für sich vereinigt — und diese Revolution bewirkten Barbaren.

Rom, erst ein Zusammenbau von Räuberbaraken und dann die Tyrannin der Welt, vertrieb seine Könige; aber es hatte so wenig vor dieser That die Schrecken der Despotie gefühlt, als es nach derselben zum vollen Genusse der Freiheit kam. Seine Könige waren, wie die von Sparta, mehr Oberfeldherren eines kriegerischen Volkes, als Monarchen gewesen, und nach Verjagung der Tarquinier ward in dem römischen Staatsrechte das Capitel von dem Königsthume nicht vertilgt, sondern nur unter andere Benennungen vermummt. Es sollte, um den möglichen Mißbrauch zu erschweren, künftig nicht mehr blos Einer, sondern zwei an der Spitze des Staates stehen; diese zwei sollten nicht für ihre ganze Lebenszeit, sondern nur auf Ein Jahr gewählt werden; sie sollten nicht den stolzen Namen Lenker (reges), sondern nur Rathgeber (consules) des Staates führen. Aber ihre Macht war ganz der weiland königlichen gleich. Die Revolution hatte also im Grunde nur einen verhaßten Namen und ein verhaßtes Geschlecht betroffen; Rom blieb das wunderbarste Chaos von Staatsform, aus Monarchie, Aristokratie und Demokratie gemischt; nur die ewigen Kriege nach außen hinderten, daß es nicht weit früher aus einander fiel. Aber

sobald es die ganze damals bekannte Erde, so viel sie der Eroberung werth war, unterjocht hatte; sobald, nach einer Lieblingsphrase der römischen Dichter, Jupiter Olympius, wenn er von seiner Sternenburg herab sah, nichts als römisches Gebiet mehr sah; da konnte die ungeheuere, allzuseltsam gemischte Masse nicht länger so fortdauern. Ohnehin waren die Römer schon zu tief in Ueppigkeit versunken; die Reichthümer, die Beute einer besiegten Welt, waren zu ungleich vertheilt. Das Vaterland der Catone und Paul Aemile und Decinsse ward, nachdem der größte Mann, den die Geschichte kennt — Julius Cäsar — durch Thaten ohne Gleichen, es zuerst wieder Einem gehorchen gelehrt, und ein feiger, aber schlauer Despot (Octavian), unter Beibehaltung antiker Formen ohne die Sachen, im Gepränge der schönen Künste, der Tochter der Sinnlichkeit, die Römer vollends in den Schlaf der Knechtschaft eingewiegt hatte, einer Reihe von Ungeheuern preis gegeben, deren Laster gigantisch waren, wie die Welt, die unter ihren Befehlen seufzte. Diese Welt glich damals einem ungeheuern Zuchthause. Der große Tyrann in Rom, der sich unsern Herrn Gott nennen ließ (Sueton. in vita Domitiani, cap. 13), hatte einige hundert Untertyrannen, die von den Küsten des atlantischen Meeres bis über die Ufer des Euphrats hinaus, und von der Themse bis zum Nil die Völker wie Negersklaven, und die ganze Welt wie eine unermeßlich große Plantage behandelten. So war der Römer (das gewöhnliche Schicksal in Republiken) in keiner Periode seiner Geschichte in der That frei für sich, aber immer unterdrückend für die übrige Welt.

Endlich, nachdem über 400 Jahre Rom und die Welt abwechselnd von Ungeheuern oder von Schwächlingen in Ketten gehalten worden war, änderte sich urplötz-

lich die ganze Gestalt der Erde durch eine Revolution, wovon wir nur den stürmischen, einem ausgetretenen Meere gleichen Ausbruch kennen. Nordische Völkerstämme, meist aus Teutschland, von den Ufern der Ostsee her, starke unverzagte Männer, frei und gesund an Leib und Seele, ohne künstliche Ausbildung der Begriffe, aber von Natur voll geraden Sinnes, verließen, wie im Sturme aufgejagt, ihre alten Wohnsitze und überflutheten unwiderstehbar die mildern Länder im Süden. Schon viele Jahrhunderte früher hatten die Gallier, und, nach ihnen, die Cimbern und Teutonen einen Einfall in Italien versucht; aber bei all ihrer Tapferkeit waren sie zur unrechten Zeit gekommen. Sie fanden damals Römer. Aber jetzt fanden die Gothen, Vandalen, Burgundionen und die andern Völker des Nords nur noch Römlinge. Ohne Schwierigkeit entrissen sie ihnen ein Reich nach dem andern; ja Italien und Rom selbst, das Größte, was so viele Jahrhunderte hindurch alle die Völker gekannt hatten, ward von ihnen überwältigt. Der ganze unermeßliche Weltstaat der Römer fiel aus einander; aus jeder Trümmer desselben stifteten sie ein eigenes Reich; die ganze Gestalt der Erde änderte sich. Die Völker des Nords brachten ihren Geist von Freiheit auch in die südliche Welt. Die Universalmonarchie, worin das kleine Italien allein herrschend und alle andere Völker nur Sklaven gewesen waren, lösete sich in unser heutiges, für die Menschheit so wohlthätiges Staatensystem von Europa auf, welches schon damals den Keim zur hohen Vervollkommnung des europäischen Menschengeschlechts und zu dem schönsten Gedanken der neuern Politik, dem Gleichgewicht der Mächte, in sich trug.

Diese Revolution, durch Barbaren aus dem Norden

in den Völkerzügen bewirkt, war 1) allgemein, weil sie sich beinahe über ganz Europa, ja selbst bis nach Afrika hinüber erstreckte; 2) dauernd, weil sie schon damals sehr kennbar die Grundzüge unsers jetzigen Staatensystems in sich trug; 3) wohlthätig für die ganze europäische Menschheit, weil sie dieselbe auf immer von dem verheerenden Uebel der Universalmonarchieen befreite, und in das damals ganz entnervte sklavische Europa die Kraft und den Freiheitssinn der Natursöhne des rauhen Nords brachte.

e) von Heinr. Luden,

aus s. allgem. Gesch. der Völker und Staaten, (2te Aufl. Jena, 1824. 8.) Th. 2 S. 8. (abgekürzt)

Ueber das Mittelalter heget und vertheidigt man unter uns ganz verschiedene, ja vollkommen widersprechende Meinungen. Viele sehen das Mittelalter an als die Zeit der tiefsten Erniedrigung der Menschheit, in welcher die ärgste Rohheit und scheußlichste Barbarei geherrscht haben. Im Staate, — in der Grundlage und Bedingung aller Bildung; — sehen sie nichts, als eine lockere, gestaltlose Menschenmasse, bestehend aus einem übermüthigen verwilderten Herrenthume, und einer jammervollen Knechtschaft, ohne Ordnung, ohne Recht, und keine andere Sicherheit gewährend, als durch die Faust, oder durch das Priesterkleid. Die Religion, ihrer Einfachheit und Reinheit beraubet, war — nach ihnen — zur Dienerin der Kirche hinabgewürdiget. Die Kirche war eine, in arglistiges Pfaffenthum entartete, Priesterschaft, welche mit dem sinnlosesten Aberglauben die Geister umfing, und mit zeitlichen und ewigen Strafen die Seelen ängstigte, auf daß Keiner es wagen sollte, sich gegen ihren Stolz aufzulehnen, und ihre Laster zu ent-

larven; und die Klöster waren eine schmutzige und jammervolle Zugabe dieser Kirche. Die Wissenschaften lagen in einem tiefen Schlafe; die schönen Künste waren in grober Geschmacklosigkeit untergegangen; die Gewerbe vermochten die Regsamkeit und Feinheit der alten Zeit nicht zu gewinnen; der Ackerbau konnte die wenigen Menschen selten nähren, welche in den verödeten Ländern Europa's erzeuget wurden; das gesellige Leben endlich war ein widerliches Gemisch von roher Pracht und schmutziger Armuth, von arger Völlerei, die für Genuß galt, und von ängstlicher Zucht, die man für Tugend hielt!

Andere hingegen betrachten das Mittelalter als eine Zeit gesunder Kräfte und wahrhaftig menschlicher Bestrebungen, in welcher alle Verhältnisse naturgemäß, in freiester Entfaltung, gestaltet waren. Im Staate galt — meinen sie — ein Jeder nach seinem Werthe; der Mann erhielt den Preis seiner Thaten, und folgte seinem eigenen Willen. Die Verschiedenheit der Stände ging aus der naturgemäßen Entwickelung hervor, brachte Mannigfaltigkeit in das Leben und in die Bildung, und gab der Gesellschaft eine gegliederte Gestalt; der Stolz der Stände zeugte von dem Gefühle ihres Werthes, und trieb sie gegen einander und vorwärts in der Uebung ihrer Kräfte; Unterdrückung kam nur über den, der sie verdiente durch Geistlosigkeit, Trägheit oder Schwäche. Das Christenthum feierte seinen Sieg, erfüllte die Seelen der Menschen mit himmlischer Seligkeit, und machte sie zu Helden und zu Duldern, fähig zu jeglicher That und zu jeder Ertragung. Die wissenschaftlichen Bestrebungen, noch nicht losgerissen von dem Glauben, den man bekannte, waren auf das Höchste und Heiligste gerichtet, und erhielten dadurch eine eigenthümliche Würde. In den Werken der Kunst wurde das Kühnste und Gewaltigste mit dem Weichsten und Zartesten wunderbar

verschlungen, und durch die Religion, welche allen künstlerischen Versuchen zum Grunde lag, ward überall das Unendliche fühlbar mit dem Endlichen verknüpfet. Alles städtische Gewerbe war in raschem Schwunge, und wurde durch sehr wichtige Erfindungen erstaunenswerth gefördert. Das ganze gesellige Leben endlich, in gesunder, kräftiger Fülle sich bewegend, wurde gezieret durch ritterlichen Sinn und adeliche Sitte, durch zarte Liebe, holde Schaam, Keuschheit, Sittsamkeit, Gastfreundlichkeit, und durch jede menschliche und bürgerliche Tugend.

Wohl mag dieser Widerspruch auffallen; aber schon der Umstand, daß die Vertheidiger dieser entgegengesetzten Meinungen für jede derselben Gründe aus der Geschichte anzuführen wissen, beweiset auf das Klarste, daß beide durchaus einseitig, und mithin gleich irrig sind; auch können beide sehr verderblich werden. Die erste ist aus der Feindschaft hervorgegangen, welche der Kampf für die Glaubensfreiheit gegen das Papstthum, und mittelbar gegen das ganze Mittelalter erzeuget hatte. Und zwei Umstände verstärkten noch dieselbe. Das römische Recht, das sich überall eingedrungen und das vaterländische Recht erstickt hatte, erfüllte seine Pfleger mit einem einseitigen Dünkel, der sie abstumpfte für alle andere Erscheinungen des Lebens; und die alte Literatur, durch ihre Schönheit verblendend, zog um so gewaltiger vom Vaterlande und von der Geschichte des Vaterlandes hinweg, da schon der Knabe mit ihr angefüllt ward, ehe sein Geist stark genug war, zu verwerfen und zu erwählen. Diejenigen aber, welche jenes Vorurtheil einmal an sich trugen, konnten sich nicht entschliessen, durch alle Erscheinungen des Mittelalters hindurch zu dem Geiste derselben vorzudringen. Die andere Meinung ist entstanden unter den Unfällen vieler Völker und besonders des teutschen Volkes in neuerer Zeit. Unter diesen

Unfällen schmachteten viele tiefempfindende Gemüther nach einiger Labung, und suchten dieselbe in der Vergangenheit, weil ihnen die Gegenwart nur Kummer gewährte. Das Christenthum, das scheinbar seinem Verfall entgegen ging, regte manche fromme Seele auf, und erfüllte sie mit einem heißen Verlangen; und das Feudalwesen, dessen Reste eben so leidenschaftlich vertheidiget, als bekämpft werden, mag auch viele Menschen, die Etwas in demselben zu retten hatten, oder Etwas wieder zu erhalten hofften, angezogen haben. Aber zu läugnen ist nicht: es giebt zwei Klassen von Vertheidigern dieser Meinung, redliche und unredliche. Die redlichen Vertheidiger derselben, die man nur beklagen kann wegen ihrer Verirrung, blicken lediglich nach den Höhen des Lebens, welchen sie nicht selten in freier Dichtung zuerst den Glanz geliehen haben, den sie alsdann mit unendlicher Bewunderung anstaunen. Vor dem Hochaltare knieend, in Andacht versunken und im Anschauen schöner Bilder, denken sie nicht an die scheußlichen Gräuel, durch welche so oft das Heiligste entwürdigt ward. In den hohen Hallen des Bergschlosses angekommen, vergessen sie vor der Treuherzigkeit des gewaltigen Ritters, vor der Freundlichkeit seiner Hausfrau, und vor der minnigen Sittsamkeit der Burgfräulein, zurück zu blicken in das Thal, und den unendlichen Jammer und das schaudervolle Elend desselben zu beachten, durch welche die bewunderten Herrlichkeiten allein möglich wurden. Diese lockende Meinung scheint nur zu einem albernen Dienste alberner Götzen zu verführen, um, wenn es möglich wäre, das Unsinnigste und Gottloseste zu bewirken, — die Rückkehr ins Mittelalter. Deswegen ist diese Meinung vielleicht noch verderblicher, als die erste!

3) Der Briefstyl.

55.

Begriff und eigenthümlicher Charakter des Briefstyls.

Es ist die Bestimmung des Briefes, zwischen uns und abwesenden Personen die Stelle der mündlichen Unterhaltung zu ersetzen, und entweder eine bestehende Verbindung mit abwesenden Personen fortzuführen, oder eine neue Verbindung anzuknüpfen. Der Brief ist daher schriftliche Anrede an eine, oder an mehrere abwesende Personen, und muß, weil er die Stelle der mündlichen Unterhaltung vertreten soll, den Verhältnissen ganz entsprechen, in welchen wir zu den abwesenden Personen stehen. Zwar spricht in dem Briefe nur Einer; aber er spricht mit dem deutlichen Bewußtseyn aller der Beziehungen, in welchen er mit der abwesenden Person steht, und mit der Vergegenwärtigung alles dessen, was diese ihm erwiedern könnte auf das, was er vorträgt. Von allem also, was der persönliche Umgang und das gegenseitige Verhältniß, in welchem wir zu der abwesenden Person stehen, bei ihrer Anwesenheit, nach den Gesetzen des Wohlstandes von uns verlangen würde, soll der Brief den reinen Ausdruck enthalten. Er soll daher in dem Abwesenden ein sinnliches Bild von unsrer gegenseitigen Verbindung und von dem gegenwärtigen Standpuncte derselben vermitteln, und in dieser Beziehung alles be-

rücksichtigen, was die gegenseitige Stellung beider im häuslichen, oder im freundschaftlichen, oder im bürgerlichen Leben erfordert. Es versteht sich dabei von selbst, daß der vorherrschende Ton im Briefe, so wie die Haltung und Schattirung dieses Tones, davon abhängt, ob der Brief, nach den aufzustellenden Gattungen und Arten des Briefstyls, zu dem vertraulichen, oder zu dem Höflichkeitsbriefe, oder zum belehrenden Briefe gehört. Denn so mannigfaltig die Verhältnisse der Verbindung, des Verkehrs und der Wechselwirkung zwischen Wesen unserer Gattung, nach den verschiedenen Formen des häuslichen, des freundschaftlichen und vertraulichen, so wie des bürgerlichen und politischen Lebens, seyn können; so verschieden können sich auch die Stoffe des Briefstyls gestalten.

Wenn nun gleich als allgemeiner Maasstab gilt, daß der Brief den Ton der veredelten mündlichen Unterhaltung an sich tragen, und dieser nachgebildet seyn muß; so darf doch die mündliche Unterhaltung eher einige Nachlässigkeiten in der Wahl und Bestimmtheit des Ausdruckes sich erlauben, als der Brief. (Mit Recht sagt Baco, de augm. scient. libr. 2. c. 12: Plus habent epistolae nativi sensus quam orationes; plus etiam maturitatis, quam colloquia subita.) Denn das, was die mündliche Unterhaltung nicht selten mit einiger Ausführlichkeit und selbst Breite ausspinnt, drängt der Brief in wenige Sätze zusammen. Das, was die mündliche Unterhaltung bisweilen zufällig oder absichtlich in die Nähe oder Ferne verstreut, stellt der Brief, nach den Gesetzen einer natürlichen Ordnung und Folge der Begriffe, näher zusammen. Der Faden, der in der mündlichen Unterhaltung,

oft ohne in einem Mittelpuncte zu enden, willkührlich fortläuft, wird im Briefe aus der Mitte eines Hauptbegriffes oder eines Gegenstandes ausgesponnen, dessen Mittheilung die nächste Veranlassung zum Briefe gab. Das Festhalten dieses Begriffes oder Gegenstandes, und die erschöpfende Darstellung desselben für die abwesende Person nach allen Schattirungen der zwischen beiden bestehenden Verhältnisse, ist daher das Eigenthümliche, der unterscheidende Charakter des Briefstyls von jeder andern Gattung schriftlicher Aufsätze.

Ob nun gleich die Anrede am Anfange, die fortdauernde persönliche Beziehung in der Mitte, und diese am Schlusse des Briefes wiederkehrende und erneuerte Beziehung unentbehrliche Bedingungen desselben sind; so gestaltet sich doch der ganze Charakter des Briefes, sowohl nach seiner Einkleidung, als nach seinem Tone, nach seiner Durchführung, und folglich auch nach seiner Länge oder Kürze, hauptsächlich durch die Aufstellung des Hauptbegriffes, oder des Hauptgegenstandes, der im Briefe nach seiner ganzen Umgebung behandelt werden soll. Denn anders wird sich die Farbe und der Ton eines Briefes ankündigen, in welchem der Liebende der Geliebten die Glut seines Herzens schildert, als in dem Briefe, den ein Gelehrter über einen wissenschaftlichen Gegenstand an seinen abwesenden Freund schreibt, oder in dem Briefe, wo die Gattin dem abwesenden Gatten die Krankheit eines geliebten Kindes berichtet u. s. w.

Abgesehen aber von dieser großen Verschiedenheit in der Farbengebung der einzelnen Briefe, wobei noch überdies die Individualität des Schreibenden den Ausschlag giebt, kann man im Allgemei-

nen von jedem gut geschriebenen Briefe verlangen, daß man den Gegenstand des Briefes vorher genau durchdenke, bis der Brief gleichsam im Voraus als ein vollendetes Ganzes vor der Seele stehet; daß man, wo möglich, den Brief in Einem Flusse vollende, damit er durch die gleichmäßige Farbe und Haltung des Tones seine innere Einheit gewinne; daß man, so weit dies möglich ist, die Stimmung sich vergegenwärtige, in welcher unser Brief die abwesende Person antreffen, oder welche er in derselben veranlassen kann; und daß man im Briefe seine Individualität (das Ich) so wenig als möglich hervorschimmern und durchgehends die Beziehung auf die abwesende Person (das Du) vorherrschen lasse, um die Ueberzeugung derselben zu bewirken, daß der Brief zunächst ihretwegen geschrieben ward, selbst in den Fällen, wo wir, in eigenen Angelegenheiten, an dieselbe uns mit Vertrauen und mit dem Wunsche nach Belehrung und Berathung wenden.

Die beantwortenden Briefe haben zwar von der einen Seite den Vortheil, daß der Stoff zu denselben in den meisten Fällen genau bestimmt ist; von der andern aber verlangen sie deshalb eine hohe Sorgfalt, weil sie nichts vernachlässigen dürfen, was in dem Briefe angedeutet ist, der beantwortet werden soll. Ein beantwortender Brief muß daher über den ganzen Inhalt des empfangenen sich verbreiten; er muß über die einzelnen Gegenstände desselben mit Genauigkeit, Deutlichkeit und Bestimmtheit sich erklären, so daß die Erwartung des Empfängers dadurch befriedigt wird; er muß, wo möglich, in demselben Tone gehalten seyn, wie der empfangene; auch darf seine Absendung nicht aufgeschoben werden, besonders wenn die Angelegen-

heit, die er betrifft, für die abwesende, oder auch für eine dritte dabei interessirte Person von dringender Wichtigkeit ist. — Sollte der Ton des empfangenen Briefes unbestimmt, ja selbst unverständlich seyn; so muß man der Antwort so viel Bestimmtheit und Deutlichkeit zu geben suchen, als, ohne Mißverständnisse zu veranlassen, nach den Aeußerungen des empfangenen Briefes geschehen kann. Sollte aber der Ton des empfangenen Briefes sogar bitter und beleidigend seyn; so verlangen es Sittlichkeit und Rechtlichkeit, eines ähnlichen Tones in der Erwiederung sich möglichst zu enthalten, weil die Nothwendigkeit einer gleichstarken Entgegnung nur als Ausnahme von der Regel gelten kann. Zugleich erfordert es die Klugheit, die Beantwortung eines empfindlichen und beleidigenden Briefes so lange aufzuschieben, bis man diesen Brief noch einmal mit Ruhe lesen, und mit Fassung beantworten kann. In mehrern Fällen dieser Art ist Stillschweigen die beste Antwort.

Ohne Grund unterscheiden Einige zwischen Briefen und Sendschreiben, indem sie unter den letztern gewöhnlich längere Briefe verstehen; allein die Länge oder Kürze des Briefes — abgesehen von der Weitschweifigkeit und Breite der Darstellung, die ihren Grund in der Individualität des Briefschreibers hat, — richtet sich nach den in demselben zu behandelnden, oder zu beantwortenden Gegenständen. — Eben so wenig findet an sich ein Unterschied statt zwischen dem Briefe und der Epistel; doch ist es herrschende Sitte, daß der dichterische Brief, der in die Reihe der einzelnen Formen der Dichtkunst gehört, vorzugsweise Epistel genannt wird. — Allein sorgfältiger muß man das

Billet von dem eigentlichen Briefe unterscheiden, weil es an sich ein Brief in verjüngtem Maasstabe, gewissermaßen ein unvollendeter Brief ist, zu welchem gewöhnlich ein Gegenstand von augenblicklichem Interesse die Veranlassung giebt. Denn das Billet wird gebraucht bei augenblicklich dringenden Anfragen; bei schnell verlangten und erwarteten Antworten; oder auch bei gewissen minder wichtigen Gegenständen des häuslichen Lebens, welche keinen hinlänglichen Stoff zu einem vollständigen Briefe darbieten (z. B. Einladung zu einem Spaziergange; Bitte um ein Buch; schnelle Meldung eines eingetretenen häuslichen oder politischen Ereignisses u. s. w.). Das Billet enthält sich ganz des conventionellen Einganges und Schlusses, und fängt sogleich mit dem Gegenstande selbst an, den es kurz und faßlich darstellt, ohne ihn weiter auszuführen. Am Schlusse ist die bloße Unterzeichnung des Namens hinreichend.

(Die besondern Förmlichkeiten beim Briefschreiben in Hinsicht der zu wählenden Titulatur bei Briefen der Convenienz, in Hinsicht des Bruches am Rande, des Couverts, des Versiegelns, der Aufschrift u. s. w. gehören in die sogenannten Briefsteller, nicht aber in eine Uebersicht über das Gesammtgebiet der teutschen Sprache.)

56.

Verhältniß des Briefstyls zum Gesetze der Form.

Darf gleich der Briefstyl, weil er zunächst die Stelle der mündlichen Unterhaltung vertritt und überhaupt nur zum Lesen für eine einzige Per-

son berechnet ist, in mehrern Beziehungen nicht mit der ganzen Strenge der Forderungen an den Lehrstyl und an den geschichtlichen Styl gemessen werden, deren Formen — mit wenigen Ausnahmen — zur öffentlichen Mittheilung bestimmt sind; so steht doch auch er ohne Widerrede unter dem Gesetze der Form. Die Form jedes Briefes soll Richtigkeit haben, d. h. der Brief soll den logisch-grammatischen Bedingungen an den Styl überhaupt entsprechen. Dazu gehört theils, daß die logische Aufeinanderfolge und der innere Zusammenhang der im Briefe aufgestellten Begriffe beim Lesen desselben sogleich wahrgenommen werden könne, daß das, was der Schreibende will, nicht unordentlich, verworren und zerstreut in den einzelnen Theilen des Briefes liege, sondern zur Einheit verbunden werde; theils daß die ganze stylistische Form den Gesetzen der allgemeinen Sprachlehre, so wie den Gesetzen der besondern Sprache angemessen sey, in welcher der Brief geschrieben wird. Die Form jedes Briefes soll aber auch Schönheit haben; d. h. es sollen alle einzelne Theile des Briefes aufs innigste unter einander verschmolzen, und gleichmäßig gehalten und durchgeführt seyn. Die ganze Darstellung des Briefes soll den Charakter des Einfachen und Natürlichen an sich tragen; der Hauptgegenstand des Briefes soll zwar unter der größten Versinnlichung, deren er bedarf und fähig ist, und der Brief selbst als ein nach ästhetischen Gesetzen vollendetes Ganzes erscheinen, doch ohne alle Ueberladung mit ästhetischem Schmucke und Glanze, weil nur in sehr seltenen Fällen der Stoff eines Briefes die höhere ästhetische Farbengebung und die reichere Anwendung der untergeordneten Eigenschaften der Schönheit verträgt.

Dies gilt eben so von dem vertraulichen, wie von dem belehrenden, dem witzigen Briefe, und von dem Briefe der Convenienz; denn überall waltet zunächst das Verhältniß nur zwischen zweien Personen vor; nirgends ist die Darstellung des Briefes und die Wirkung dieser Darstellung auf eine Mehrzahl von Personen, oder auf das ganze große Publicum, als eine gleichsam unbekannte Größe, wie bei dem geschichtlichen und Lehrstyle berechnet, wo, eben aus diesem Grunde, ein größerer Reichthum in Hinsicht der ästhetischen Ausstattung nicht blos zweckmäßig, sondern in einzelnen Fällen sogar nothwendig ist.

Allein, wenn auch, in Beziehung auf die Mehrheit der einzelnen untergeordneten Eigenschaften der Schönheit, die Forderungen an die Schönheit der Form des Briefstyls überhaupt nicht so weit reichen, wie an den geschichtlichen und den Lehrstyl; so gilt doch als unnachlaßlicher Grundsatz: daß in der stylistischen Form des Briefes die Mannigfaltigkeit des darzustellenden Stoffes zur Einheit verbunden, und diese Einheit in der Darstellung so vollendet werde, daß der nach logisch-grammatischen Gesetzen vermittelte nothwendige Zusammenhang zwischen den dargestellten Stoffen des Briefstyls durch die Form zugleich als ein lebensvolles organisches Ganzes sich ankündige, welches, wegen der freien Versinnlichung der im Stoffe enthaltenen Begriffe, Thatsachen oder Gefühle, ein reines Wohlgefallen an der Form bewirkt. Ob nun also gleich jeder einzelne Brief, als eine selbstständige Form der Darstellung durch Sprache, unter das Gesetz der Form gehört, und, nach diesem Gesetze, der größern oder geringern Versinnlichung des dargestellten Stoffes, jedesmal aber der innigen

Verbindung des Stoffes zur ästhetischen Einheit bedarf; so wird doch der vertrauliche Brief, und der Brief des Witzes und der Laune, im Allgemeinen, einer höhern Versinnlichung fähig seyn, als der belehrende Brief und der Brief der Convenienz. Findet daher überhaupt eine stylistische Kunst im Briefe statt; so kann sie nur in der Sicherheit und Gewandtheit sich ankündigen, mit welcher theils der dargestellte Hauptgegenstand im Briefe festgehalten, theils in der Umgebung desselben jeder einzelne Theil und jedes einzelne Glied des Ganzen behandelt worden ist, um, gleichmäßig mit der technischen Einheit des Stoffes in Hinsicht auf den nothwendigen Zusammenhang zwischen den dargestellten Begriffen, auch die ästhetische Einheit der Form so zu vollenden, daß sie durch ihre Natürlichkeit, Leichtigkeit und Gediegenheit in der Anschauung ein reines Wohlgefallen an derselben, und eine freie Bewegung der Einbildungskraft und des Gefühlsvermögens bewirkt.

57.

Eintheilung des Briefstyls.

Wie der Brief überhaupt (§. 55.) die Bestimmung hat, zwischen Abwesenden die Stelle der mündlichen Unterhaltung zu vertreten; so müssen auch die einzelnen Gattungen und Arten des Briefstyls alle diejenigen Verhältnisse umschließen, die zwischen abwesenden Personen eintreten können. Es werden sich daher folgende Gattungen des Briefstyls ergeben:

1) der vertrauliche Brief, welcher zwischen Personen statt findet, die in den genauesten

Verbindungen des häuslichen Lebens oder der innigsten Freundschaft zu einander stehen;

2) der **Brief der Convenienz** (oder der Wohlanständigkeit), welcher zwischen Individuen eintritt, die nicht in dem Verhältnisse der Vertraulichkeit und der bürgerlichen Gleichheit gegen einander stehen, in welchem aber doch zunächst das persönliche — und nicht das bürgerliche — Verhältniß zwischen beiden vorwalten soll;

3) der **Brief des Witzes und der Laune**, welcher, wie der vertrauliche Brief, nur zwischen genau mit einander bekannten Personen und unter der Bedingung statt finden kann, daß beide Individuen schon längst in der gegenseitigen mündlichen und schriftlichen Unterhaltung den Ton der Heiterkeit, des Witzes und der Laune festhielten;

4) der **belehrende Brief**, welcher ein wirklich abwesendes, oder blos von dem Briefsteller angenommenes Individuum über gewisse wissenschaftliche Gegenstände **vermittelst der Briefform** belehren will, weil in derselben der Ernst und die Trockenheit der wissenschaftlichen Betrachtung durch die ansprechende Form des Briefstyls gemildert werden kann.

(Der förmliche **Geschäftsbrief**, welcher mit dem Briefstyle nichts weiter, als die zufällige äußere Einkleidung gemein hat, und sich nach **Stoff und Form wesentlich von demselben unterscheidet**, muß der Theorie des Geschäftsstyls zugetheilt werden.)

58.

1) Der vertrauliche Brief.

Der vertrauliche Brief — von den ältern Theo-

retikern auch der Empfindungsbrief genannt — hat die Bestimmung, an die Stelle der mündlichen Unterhaltung mit abwesenden Personen zu treten, mit welchen wir entweder durch die Bande der Natur, oder durch die sittlichen Verhältnisse der Freundschaft, Liebe und Dankbarkeit aufs innigste verbunden sind. Es sind daher Aeltern, Gatten, Geschwister, Kinder, Verwandte, Freunde, Geliebte, Erzieher und Wohlthäter, welche Anspruch auf unsre Gefühle haben, und welchen wir abwesend die Fortdauer unserer Liebe, unserer innigen Anhänglichkeit, unserer Treue, Achtung und Dankbarkeit, so wie unsers Vertrauens und unsers herzlichen Dahingebens an ihre Theilnahme bei unserm Schicksale bezeugen wollen. Der Unterschied der Lebensjahre und selbst der bürgerlichen Verhältnisse wird bei Personen, die uns durch die Natur oder durch gleiche Gesinnungen, Gefühle und Bestrebungen verwandt sind, wenig bemerkbar, und hindert uns nicht, im Ganzen — freilich mit gewissen nie ganz zu vernachlässigenden Abstufungen und Schattirungen — ein gewisses Verhältniß der Gleichheit im Tone des vertraulichen Briefes festzuhalten. In den meisten Fällen läßt dieses Verhältniß mannigfaltiger, unverstellter und unumwundener schriftlich sich bezeichnen, als es mündlich geschehen kann; denn bei den gebildeten Menschen spricht schon an sich das Gefühl im schriftlichen Ausdrucke stärker, als im mündlichen, und namentlich dann, wann durch die Abwesenheit der geliebten Person die Sehnsucht nach derselben bedeutend gesteigert wird. Das volle Herz entladet sich dann mit seinen innigsten Gefühlen im vertraulichen Briefe, und findet in diesen Ergüssen einen theilweisen Ersatz für die persönliche Trennung. —

Zum Niederschreiben des vertraulichen Briefes kann an sich keine Anweisung gegeben, wohl aber kann der vorliegende vertrauliche Brief unter das Gesetz der Form gebracht, und, nach demselben, in Beziehung auf seine stylistische Gediegenheit beurtheilt werden. Unter allen Gattungen und Arten des Briefstyls hat der vertrauliche Brief, dem Stoffe nach, bei der Mannigfaltigkeit und Unermeßlichkeit der menschlichen Gefühle, den größten Umfang. In seinen Kreis gehören alle Verhältnisse des häuslichen Lebens mit seinen Freuden und Leiden; alle wohlwollende Mittheilungen über fortdauernde oder veränderte Verhältnisse unserer Lieben; alle Kümmernisse und alle Freuden älterlicher Sorgfalt; alle Besorgnisse und Hoffnungen des gewissenhaften Erziehers; alle Eröffnungen der Geschwisterliebe; alle wohlgemeinte Ausgleichungen eingetretener Mißverständnisse zwischen uns und geachteten und geliebten Personen; alle Ergießungen kindlicher Zärtlichkeit gegen abwesende Aeltern; alle wohlgemeinte Erinnerungen und Warnungen, alle durchdachte Rathschläge für Individuen, die uns theuer sind und an deren Schicksale wir den innigsten Antheil nehmen; alle Tröstungen und Beruhigungen bei verschuldeten oder unverschuldeten Leiden; alle Aufrichtungen zu Muth, Beharrlichkeit und Entschlossenheit bei der Annäherung oder in der Mitte häuslicher und öffentlicher Gefahren; alle Theilnehmungen an den unerwarteten frohen Veränderungen des Schicksals geliebter Personen; alle erquickende Aussichten und Erwartungen für die Zukunft; alle offene Winke und Mittheilungen über das, was Andere in Beziehung auf uns theure Personen beabsichtigen; alle schonende Zurechtweisungen bei ihren Fehlern;

alle gerechte Anerkennungen ihrer Fortschritte in geistiger und sittlicher Verbesserung und Vervollkommnung; alle, selbst nach der Auflösung früherer Verhältnisse, fortgesetzte Verbindungen mit ehemaligen Lehrern, Erziehern und Führern; überhaupt alle die unzähligen Abstufungen und Schattirungen der menschlichen Gefühle in Hinsicht auf Personen, welche Natur, Schicksal oder eigene Wahl, nach gewonnener Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit ihrer Gesinnung und von dem hohen Grade ihrer Bildung, mit uns in den verschiedenen Abschnitten unsers Lebens aufs innigste verband.

Solche Briefe mit einer gewissen Vollkommenheit zu schreiben, bedarf es, außer einer frühzeitig angeeigneten Fertigkeit im schriftlichen Ausdrucke, zunächst eines hellen Verstandes und eines wahren innigen Gefühls. Denn der vertraute Brief soll zwar die geläuterte Empfindsamkeit eines tieffühlenden Herzens ausdrücken, nicht aber empfindelnd seyn, der entweder ein dem Herzen fremdes Gefühl erkünstelt, oder sich in einer verfehlten süßelnden Sprache gefällt. Nur das wahre Gefühl kann einen bleibenden Eindruck bewirken, und sein geläuterter Ausdruck durch Worte wird das Gepräge der Gediegenheit an sich tragen. Daher wird dem der vertrauliche Brief nicht gelingen, der, so erfahren und geübt er auch übrigens in den Formen und Künsten der Convenienz seyn mag, der ursprünglichen Kälte seines Herzens die Wärme inniger Theilnahme leihen will. Wer aber noch nicht durch die Gewalt der Verhältnisse die natürliche Geradheit, Einfachheit und Theilnahme eines warmen und wohlwollenden Herzens verloren hat; dem wird es nicht blos Bedürfniß seyn, sondern sogar wohlthun, in vertraulichen Briefen gegen

kunst, und nicht der Darstellung der wirklichen Verhältnisse vermittelst der Prosa an.

59.

Beispiele.

a) von Luther,

an seine Frau, von Eisleben aus, kurz vor seinem Tode, „am Sonntage nach Dorotheen Tag (6 Febr. 1546)" geschrieben. (Er starb 18 Febr. 1546 zu Eisleben.) Aus s. ungedruckten Briefen, aus Handschriften der Stadtbibl. zu Hamburg herausgegeben von Gtfr. Schütze. (Leipz. 1780. 8.) Th. 1. S. 406. (abgekürzt)

Meiner lieben Hausfrouwen Catharin Lutherin, Doctorin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frouwen zu Händen vnd Füßen.

Gnad vnd Friede im Herrn. Liese, du liebe Kethe, den Johannem vnd den kleinen Catechismum. Denn du wilt sorgen für deinen Gott, grade als wäre er nicht allmächtig, der da könnte 10 Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saal, oder im Ofenloche, oder auf Wolfs Vogelherd. Laß mich zufrieden mit deiner Sorge; ich habe einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind. Der lieget in der Krippen und henget an einer Jungfrauwen Zitzen, aber sitzet gleichwol zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters: darum sey zufrieden. Amen.

Ich dencke, daß die Hölle vnd gantze Welt muß jetzt ledig seyn von allen Teufeln, die vielleicht alle um meinen willen hier zu Eisleben zusammen kommen sind; so fest und hart stehet die Sache. Ich bin nun auch ein Jurist worden; aber es wird ihnen nicht gedeihen. Es

wäre besser, sie ließen mich einen Theologen bleiben. Komme ich unter sie, so ich leben soll; ich macht einen Vergleich, der ihren Stoltz durch Gottes Gnade hemmen möchte. Sie stellen sich, als wären sie Gott, davon möchten sie wohl und billig bey Zeit abtreten, ehe dann ihre Gottheit zur Teufelheit würde, wie Lucifero geschah, der auch im Himmel für Hoffart nicht bleiben konnte. Wolan Gottes Wille geschehe! Du solt M. Philipps diesen Brief lesen laßen; denn ich nicht Zeit hatte, Ihm zu schreiben, damit du dich trösten kannst, daß ich dich gern lieb hätte, wie ich könnte, wie du weist, und er gegen seine Frau vielleicht auch weiß, und alles wol verstehet. Wir leben hier wol, und der Raht schenckt mir zu jeder Mahlzeit ein halb Stübigen Reinfall, der ist sehr gut. Zuweilen trincke ichs mit meinen Gesellen. So ist der Landwein hier sehr gut, und Naumburgisch Bier sehr gut, ohn daß mich dünkt, es macht mir die Brust sehr voll von phlegmate mit seinem Pech. Der Teufel hat uns das Bier in aller Welt mit Pech verderbet und auch den Wein mit Schwefel. Aber hier ist der Wein rein ohne was des Landes Art giebet. Und wiße, daß alle Briefe, die du geschrieben hast, sind anher kommen, und heut sind die kommen, so du am nächsten Freytag geschrieben hast mit M. Philips Brief, damit du nicht irrest. Am Sontag nach Dorotheen Tag 1546.

Dein lieber Herr
M. Luther.

b) von Luther,

an sein Söhnchen Hänschen.

(im Jahre 1530 aus Coburg geschrieben, wo Luther, während des Reichstags zu Augsburg, sich aufhielt.)

Mein herzliebes Söhnchen! Ich seh gern, daß du wol lernst und fleißig betest. Thu also, mein Söhnchen, und fahr fort. Wenn ich heim komm; so will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen.

Ich weiß einen hübschen lustigen Garten; da gehn viel Kinder innen, haben güldene Röcklein an, und lesen schöne Aepfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit güldnen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, dessen der Garten ist: wess die Kinder wären? Da sprach er: es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind. Da sprach ich: lieber Mann, ich hab auch einen Sohn, heißt Hänschen Luther; möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Aepfel und Birnen essen möcht, und solche feine Pferdlein reiten, und mit diesen Kindern spielen? Da sprach der Mann: wenn er gern betet, lernt und fromm ist; so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost *) auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Pauken, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit kleinen Armbrüsten schießen. Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugerichtet; da hingen eitel güldne Pfeifen, Pauken, und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch früh, daß die Kinder noch nicht gessen hatten; drum konnt ich des Tanzens nicht erharren, und sprach zu dem Mann: Ach lieber Herr, ich will flugs hingehen, und das alles meinem lieben Söhnlein Hänschen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sey, auf daß er auch in diesen Garten

---

*) Hänschens Spielkameraden.

komme. Da sprach der Mann: es soll ja seyn; geh hin und schreib ihm also.

Darum liebes Söhnlein Hänschen, lern und bet ja getrost, und sag es Lippus und Justen auch, daß sie auch lernen und beten; so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiermit bis dem allmächtigen Gott befohlen, und grüsse Muhmen Lenen, und gib ihr einen Kuss von meinetwegen. Anno 1530.

Dein lieber Vater
Martin Luther.

c) von Demoiselle Kulmus an den Prof. Gottsched, ihren nachmaligen Gatten.

[aus den Briefen der Frau Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geborne Kulmus.] (Dresden, 1771. 8.) Th. 1. S. 5.

Danzig, d. 27. Oct. 1730.

Hochzuverehrender Herr,

Wie viel Dank bin ich meinen Aeltern schuldig, daß sie mir einen so lehrreichen Briefwechsel erlauben. Die Bücher, die Sie mir zu lesen empfehlen, sind vortrefflich. Ein Fenelon, ein Fontenelle haben sich viel Mühe gegeben, unser Geschlecht zu unterrichten und zu bessern. Vorzüglich aber gefällt mir die Marquise von Lambert. Welche unvergleichliche Mutter! Sie lehrt ihre Tochter nicht auf den äußerlichen Reiz ihrer Jugend, ihres Geschlechts sich zu verlassen, sondern ihr Herz zu bilden, ihren Verstand aufzuklären, und sich wirkliche Vorzüge zu verschaffen. Ich werde Ihrem Rathe folgen, und mich an die Uebersetzung wagen *).

*) Diese Uebersetzung war die erste literarische Arbeit der Kulmus, und erschien 1734 zu Leipzig unter dem Titel: der Frau von Lambert Betrachtungen über das Frauenzimmer.

Aber warum wollen Sie mir nicht erlauben, daß ich französisch schreibe? Zu welchem Ende erlernen wir diese Sprache, wenn wir uns nicht üben, und unsre Fertigkeit darin zeigen sollen? Sie sagen, es sey unverantwortlich, in einer fremden Sprache besser, als in seiner eigenen zu schreiben, und meine Lehrmeister haben mich versichert, es sey nichts gemeiner als teutsche Briefe, alle wohlgesittete Leute schrieben französisch. Ich weiß nicht, was mich verleitet, Ihnen mehr als jenen zu glauben; aber so viel weiß ich, ich habe mir nun vorgesetzt, immer teutsch zu schreiben. Sie werden mich tadeln, und dieser Tadel wird mich bessern. Dieses ist doch Ihre Absicht? Die englische Sprache hat vielen Vorzug in meinen Augen. Wenn ich mehr davon wüßte, schrieb ich Ihnen lauter englische Briefe. Ich hoffe es noch so weit zu bringen, und Sie sollen die Erstlinge meines Fleißes erhalten.

Jetzt lese ich les hommes illustres de Plutarque. Ich bin begierig zu wissen, welches Ihr Held ist, und ob wir in unsrer Wahl gleichförmig sind? — Ich versichere Ihnen meine beständige Hochachtung.

Kulmus.

d) von Gotthold Ephraim Lessing, an seinen Bruder Karl Gotthelf Lessing in Berlin; aus s. Briefwechsel mit seinem Bruder. (Berl. 1794. 8.) S. 391. (abgekürzt)

Wolfenbüttel, d. 20. März, 1777.

Lieber Bruder,

Dein Brief ist mir einer von den angenehmsten gewesen, die ich nach meiner Rückkunft von Mannheim erhalten. — Aber ich fange an, Dir von meiner Rückkunft zu sagen, ehe ich Dir noch von meinem Aufent-

halte daselbst gesprochen. Das geschieht, weil sich von gewissen Dingen gar nicht sprechen läßt. Sprechen zwar wohl, aber nicht schreiben. Man schreibt immer zu wenig, oder zu viel, wenn man bei sich selbst noch kein Resultat gezogen. Im Sprechen kann man sich alle Augenblicke corrigiren, welches im Schreiben nicht angeht. So viel dürfte ich Dir im Vertrauen doch fast sagen: daß auch die Mannheimer Reise noch bis jetzt unter die Erfahrungen gehört, daß das teutsche Theater mir immer fatal ist; daß ich mich nie mit ihm, es sey auch noch so wenig, bemengen kann, ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben.

Und Du verdenkst es mir noch, daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie eben so lohnt, als das Theater! — Es sey! Darüber würde ich mich weit weniger beschweren, weil es im Grunde allerdings wahr ist, daß es mir bei meinen theologischen — wie du es nennen willst — Neckereien oder Stänkereien, mehr um den gesunden Menschenverstand, als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe (im Grunde tolerante) Theologie, der neuern (im Grunde intoleranten) vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet, und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut seyn zu können.

Doch mit was für Kleinigkeiten unterhalte ich Dich jetzt, da ich Dir doch von dem Tode unsrer guten Mutter schreiben sollte! — Daß auch Du sie geliebt hast, wirst Du nicht besser zeigen können, als wenn Du die Schwester nicht vergißt, die sich wirklich für uns Alle ihrer Pflicht aufgeopfert hat. Ich habe ihr schon ge-

antwortet, und fürs erste so viel beigelegt, als ich in der Eil thun können.

Gotthold.

e) von v. Sonnenfels,

an den geh. Rath Klotz; aus den Briefen teutscher Gelehrten an den Herrn geh. Rath Klotz, herausgeg. von v. Hagen. (Halle 1773. 8.) Th. 1. S. 1. (abgekürzt)

Wien, d. 25. Oct. 1768.

Der Beifall eines Kenners, wie Sie, und die Freundschaft eines Mannes, der diese Freundschaft nicht gern verschwendet, sind einem Schriftsteller und rechtschaffenen Manne das schmeichelhafteste Geschenk für seine Bemühungen. Ich werde nun mit neuen Kräften auf meiner Bahn laufen, da ich Sie gleichsam zum Zeugen habe, und mir einbilden darf, daß Sie mir macte animis! zurufen. — O mein theurer Freund, wie viel waget ein Mann nicht, in einem Lande zu denken, wo es Kriegsheere von Leuten giebt, denen daran liegt, daß die Vernunft nirgends einen Stral ihres Lichts senden möge! Habe ich auch sonst zu dem allgemeinen Besten der Literatur in unserm Vaterlande nichts beigetragen; so wird mir vielleicht mein Muth, mich der Unwissenheit, den Vorurtheilen entgegen gesetzt zu haben, dieser Muth, der mich nicht selten an den Rand des Unterganges dahin riß, wird mir wenigstens zum Verdienste gerechnet werden.

Nicht blos als Schriftsteller, auch als Lehrer habe ich manche Verfolgung erlitten; und es reuet mich nicht. Weil ich mich der Sittenlosigkeit unsrer Schaubühne entgegengesetzet, wo man unter dem Schutze des Extemporirens und der Hanswurstjacke die schändlichsten Un-

flätigkeiten, Zoten und Pasquille auskramte; so hat man gegen mich eine eigene Komödie, die zehnte Muse genannt, gemacht, wo Hanswurst am Ende auf den Parnaß erhoben und gekrönt wird.

Gleich dieser Parthei des grünen Hutes stand die furchtbarere Parthei des rothen Hutes gegen mich auf, als ich auf meinem Lehrstuhle und in meinem Wochenblatte die ketzerischen Lehren vorzutragen anfing: daß der geistliche Stand in engere Grenzen gezwungen, daß seinen Erwerbungen Ziel gesetzt, daß die Zahl der Studierenden, als die Pflanzschule der Geistlichen und der Müßiggänger, beschränket, daß die geistlichen Güter steuerbar seyn, im Nothfalle des Staates die Kirchenschätze dem Regenten in die Hände geliefert, daß die Freistätten aufgehoben, daß die Ehen befördert, und alle Sorgen des Regenten auf die Bevölkerung gerichtet seyn sollten. Urtheilen Sie, was ein Professor auf einer katholischen Universität, wo es so viele Mönche und andere Klöster giebt, mit solchen Neuerungen für Aergerniß geben müsse! Sie hielten Blutrath über mich, und in diesem Synedrium ward ich schon verurtheilt. Die dringendsten Vorstellungen wurden gegen mich nach Hofe gegeben; aber, anstatt mich zu stürzen, sahen sie mit Herzenswehe meine Grundsätze Wurzel schlagen, und die Früchte meines Samens in mancher Verordnung reifen, welche ohne Zweifel die nahe Ankunft des Antichrists ankündigt, von dem ich als Vorläufer bin gerühmet worden.

Dieses sind zwei große Perioden meiner Sendung; die dritte ist nicht weniger wichtig und merkwürdig. Ueber einige bei meiner Disputation aufgestellte Lehrsätze, z. B. daß man die Tortur, die Todesstrafen abstellen, daß man gefallenen Mädchen keine Kirchenbuße auflegen, daß man ihnen alle Beschämung ersparen, und sogar

eine geheime Entbindung erleichtern soll; Aber solche Sätze, welche ich drucken ließ, machte ein auserwähltes Myrhenbündlein frommer Hofräthe einen Vortrag nach Hofe, worin sie unter andern Kleinigkeiten sagten: dieser junge Mensch — das war ich — setzt seinen Eigendünkel über die göttlichen und menschlichen Rechte hinweg. Es war daher auf nichts Geringeres angetragen, als mich des Lehrstuhls zu entsetzen; etwa noch zu meiner Besserung ein paar Jahre Schanzarbeit; das weiß ich so eigentlich nicht. Aber auch dieses Gewitter zog über mich unschadhaft hin. Fürst Kaunitz vertrat meine Sätze im Staatsrathe; und v. Swieten vertheidigte, was er censirt hatte.

Noch kleine Husarenkriege mit Kanzleien, Soldaten, Weibern u. a.; aber diese sind mir mit allen denen gemein, welche den Thorheiten eine Fehde ankündigen; die gezüchtigten Thoren werfen immer mit Steinen nach ihren Zuchtmeistern.

Leben Sie wohl, mein theurer Klotz, weil Sie mir dieses freundschaftliche Betragen erlauben, und erfüllen Sie bald die Hoffnung, die Sie uns gemacht, Sie bei uns zu sehen. Sie werden da eine große Anzahl Ihrer Verehrer finden, aber keinen aufrichtigern und ergebnern als Ihren

ganz eigenen
S.

f) von Zollikofer an Garve,
aus dem Briefwechsel zwischen Christian Garve und Georg Joachim Zollikofer, (Bresl. 1804. 8.) S. 76.

Leipzig, d. 15 Mai 1773.

Sie können kaum so unzufrieden mit mir seyn, als ich es mit mir selbst bin, daß ich Ihnen so lange nicht

geschrieben habe. Und doch ist eine Art von Nothwendigkeit Schuld daran. Vor der Messe war ich wirklich weniger gesund, oder mehr krank, als ich gewöhnlich bin. Die ersten Frühlingstage, die jederman erfreuten und erquickten, haben fast einen entgegengesetzten Eindruck auf mich gemacht. Ich freute mich zwar auch darüber, die schöne Sonne, das schöne Grün, die schönen Blüthen zu sehen; so viele Arten von Geschöpfen wieder lebendig oder neugebohren und froh zu sehen; aber ich fühlte mich weit schwächer und weit unfähiger zur Arbeit, als vorher. Diese Wirkung mag wohl, wie ich aus Erfahrung und Beobachtungen schließe, der Anfang des Frühlings auf die meisten schwächlichen und hypochondrischen Leute machen. Woher das eigentlich komme, weiß ich nicht recht, und will mir auch nicht den Kopf darüber zerbrechen. — Niemals habe ich öfter an Sie gedacht und von Ihnen geredet, als diese Messe, und niemals habe ich weniger Zeit gehabt, es Ihnen zu sagen. Jederman, der gern etwas von Ihnen wissen möchte, wendet sich an mich, und ich bin in der That stolz darauf, nicht nur Ihr Freund zu seyn, sondern auch von Andern dafür gehalten zu werden. Gutschmid, Hartknoch, Nicolai, Basedow ꝛc., kurz fast jederman, den ich spreche, interessirt sich für Sie, und wünscht, Sie bald wieder hergestellt zu sehen. Könnte ich nur allen diesen guten Leuten recht gute Nachrichten von Ihnen geben! — Das Leben und die Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker ist von N i c o l a i. Ich habe es mit Vergnügen gelesen. Es sind viele treffende Gemählde von teutschen Thorheiten darin; auch rührende Stellen werden Sie darin finden. Aber die Crusiusische Schule und die Orthodoxen überhaupt werden nicht damit zufrieden seyn. Crusius soll sich wirklich schon darüber beschwert

haben, und das Buch könnte vielleicht wohl verboten werden. — Ein wichtiges Werk ist D. Bahrdts in Gießen neue Uebersetzung des neuen Testaments; wovon er die beiden ersten Theile, die vier Evangelien und die Apostelgeschichte, unter dem mir mißfälligen Titel herausgegeben hat: „Die neuesten Offenbahrungen Gottes in Briefen und Erzählungen." Im Ganzen gefällt mir diese Uebersetzung sehr wohl. Die Schreibart ist recht gut und ganz teutsch. Manchem wird sie modern vorkommen; sie ist aber doch meistens simpel. Zuweilen ist er mehr Paraphrast, als Uebersetzer. Einige besondere, aber doch nicht nur unschädliche, sondern sehr wahrscheinliche, Meinungen hat er vielleicht zu deutlich in seiner Uebersetzung merken lassen. Mit ein paar kleinen, witzig seyn sollenden Anmerkungen werden fast alle seine Leser, Freunde und Feinde, unzufrieden seyn. Doch das Ganze ist gut. Der unstudirte Leser kann in seiner Uebersetzung diese Bücher ohne Anstoß lesen, und versteht alles, oder doch fast alles, was er lieset, so gut, als ob diese Bücher einen Teutschen zum Verfasser hätten.

g) von Fr. Heinr. Jacobi an Rehberg,

aus Fr. Heinr. Jacobi's auserlesenem Briefwechsel. (Leipz. 1825. 8.) Th. 1. S. 464. (abgekürzt)

Pempelfort, d. 2 Mai 1788.

Sie haben mich, theuerster Mitgenosse an den Freuden und Trübsalen philosophischer Erkenntniß und Bekenntniß, auf eine zu lebhafte und rührende Weise verpflichtet, als daß ich es einen Posttag verschieben könnte, mich als Ihren großen Schuldner darzustellen.

Die Nachricht, daß Sie ein Mitarbeiter an der allgemeinen Literaturzeitung geworden

sind, war mir sehr erfreulich. Kein Mensch kann von dem Nutzen guter kritischer Schriften und von dem Verdienste derer, welche, mit den erforderlichen Fähigkeiten zu solchen Arbeiten, sich ihnen widmen, überzeugter seyn, als ich es bin. Schade nur, daß es den Regenten im gelehrten Staate gerade so, wie denen im bürgerlichen Staate ergeht, und das: salus populi suprema lex esto auf gleiche Weise von beiden gehandhabt wird. Eine jede kritische Gesellschaft sieht ein gewisses Nützliches, welches sie glaubt aus allen Kräften befördern, und ein gewisses Schädliches, dem sie glaubt aus allen Kräften entgegen arbeiten zu müssen. Diesen höhern Zwecken werden Gerechtigkeit und Wahrheit ohne Bedenken untergeordnet. Beide dürfen nicht mehr gelten, als das allgemeine Beste es gestattet.

Ich bin, wie bekannt, im bürgerlichen Regimente nicht für den Grundsatz des allgemeinen Besten, der von jeher das ποῦ στῶ gewesen ist, wo der Despotismus seinen Archimedischen Hebel angesetzt hat, um Freiheit von der Stelle zu bringen und persönlicher Würde das Genick zu brechen; sondern für den einzigen Grundsatz allgemeiner unwandelbarer Gerechtigkeit, die es sich nicht heraus nimmt, wie jener heiliger Schuhflicker, das Leder zu stehlen, um damit zu lappen um Gottes willen; oder wie jener christliche Enthusiast unter einem abgöttischen Volke, Kinder zu stehlen, sie zu taufen und nachher zu morden, damit ihre ewige Seligkeit versichert wäre.

Wie vom bürgerlichen Regimente, wünschte ich diesen Grundsatz allgemeiner unwandelbarer Gerechtigkeit auch vom gelehrten Regimente, als den einzigen, angenommen und befolgt zu sehen. Ich wünschte, daß man von jedem Buche gerade auf eine solche Weise Rechen-

schaft gäbe, als wenn es ein unmittelbares Product der Natur wäre. Vielleicht gelangten wir auf diesem Wege dazu, die verschiedenen Sinnesarten, Gedankenverknüpfungen und Systeme der Menschen nicht mehr nach einer Theodicee zu beurtheilen, in der wir selbst den Gott vorstellen; und lernten unsern Stolz, Unwillen, Ekel und Verachtung, die so oft die Folgen eines bloßen optischen Betruges sind, der nur Kinder hintergehen sollte, in demselbigen Maaße einschränken, als unser Gesichtskreis sich erweiterte.

Edler Mann! ich rede von einer Sache mit Wärme, über die ich vor zwanzig Jahren eben so gedacht habe, wie ich heute darüber denke. Schon damals war das große, mit allerlei Lebendigem angefüllte Tuch, welches Petrus sah, auch mir erschienen, und auch ich hatte die Stimme gehört: Nimm und iß! Wenn ich von mir selbst etwas halte; so ist es allein wegen dieses freien Sinnes, der mich nach allem hinzieht, was Leben, Mittelpunct, eigenen Genuß und Daseyn hat, und mich nur vom Todten und Verschnittenen zurückhält. Daher meine Feindschaft gegen alles Sectenwesen, welches der großen Wahrheit entgegen arbeitet, daß niemand gut ist, denn der alleinige Gott; meine größere Feindschaft gegen kritische Institute, wenn sie dergleichen befördern, da eine solche Thätigkeit dem Geiste echter Kritik gerade entgegengesetzt ist.

Ich habe mich über diese Materie so weitläufig ausgelassen, weil sie mir am Herzen liegt, und ich zu Ihnen, mein Freund, ein frohes herzliches Vertrauen fühle. ꝛc.

h) von Wieland, an die Frau Vicepräs. Herder,

aus s. ausgewählten Briefen an verschie-

denen Freunde (Zürich, 1816. 8.) Th. 4. S. 230. (abgekürzt)

Oßmannstädt, d. 5. Dec. 1798.

— Meine liebe theuere Freundin, Sie, für die mir immer kein Beiwort in unsrer Sprache gut genug ist! — Was kann ich Ihnen auf alle die gütigen Ausdrücke Ihres wohlwollenden, und von dem, was es so schön fühlt, so voll und lauter überströmenden Engelherzens, wovon Ihr Handbrieschen an Julien voll ist, was soll, was kann ich Ihnen und dem Besten der Menschen, wie dem Edelsten der Geister, die ich kenne, auf das alles sagen? Stolz soll es mich nicht machen; denn ich studiere nun bereits über funfzig Jahre an der Aufschrift des delphischen Tempels mit ziemlichem Erfolge. Aber warum sollte ich Ihnen nicht gestehen dürfen, daß es mich glücklich macht, von Ihnen mit dem Auge der Liebe gesehen zu werden? Die Liebe (sagt Sanct Paul in dem schönsten Capitel, die je ein Mensch geschrieben hat), die Liebe ist langmüthig und freundlich; sie verträget alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Nur in dem alles verschönernden und verklärenden Lichte dieser Liebe konnten Sie so viel Gutes an Ihrem Freunde sehen, und sich das Geschehene so schön idealisiren. Nur diese alles vertragende Liebe kann Ihnen seine mannigfaltigen Mängel und Fehler verbergen, und seine momentanen Unfüglichkeiten, Ungebühren und Anomalieen in einem so freundlich mildernden Dämmerlichte sehen lassen! Ich besorge, daß ich mit allem meinem guten Willen, immer besser zu werden, bereits zu alt bin, um hierin was merkliches vor mich zu bringen. Es ist mir also zu verzeihen, daß einer meiner sehnlichsten Wünsche ist, immer und immer in diesem magischen Lichtnebel der Liebe von Ihnen, meine

geliebtesten (und im hohen Sinne des Wortes) einzigen Freunde, gesehen zu werden. Möge er nie vor Ihren, in allem sonst so scharf und hell sehenden Augen fallen, dieser Zauber, der Sie alles, was an mir ist, und von mir ausgeht, in dem Wiederscheine erblicken läßt, den mein Herz und Gemüth darauf wirft. Denn unstreitig ist das Herz und der gute Wille das Beste an Ihrem ewig treu ergebenen, verbundenen und dankbaren Freund und Bruder.

Nach allem diesem habe ich kein Wort mehr, um Ihnen für mich und meine bessere Hälfte und meine Kinder, für alle uns in Ihrem gastfreundlichen Hause erwiesene Güte und mit uns getragene Nachsicht, Dank zu sagen. Alles ist tief in unsre Herzen gegraben. Der Aufenthalt in Ihrer Mitte, unter Ihren mein ganzes Wesen wohlthätig erwärmenden Flügeln, war für mich ein wahrer Vorhimmel; und ich dachte oft mit meinem alten Brockes: Wenn's hier schon unter den Guten so schön ist; wie wird's erst dort seyn!

i) von Gleim an Klopstock,

aus: Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel 2c. aus Gleims Nachlasse herausgegeben von Klamer Schmidt. (Halberst. 1810. 8.) Th. 2. S. 364.

Halberstadt, d. 24. Jan. 1803.

Ich sterbe, lieber Klopstock! — Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachhohlen. Die Muse hat mich bis an den Rand des Grabes begleitet, und steht noch bei mir. — Gedichte, vom alten Gleim auf seinem Sterbebette, werden jetzt zum Abdrucke für wenige Leser ins Reine geschrieben. Ein

Exemplar von den Nachtgedichten send' ich nur meinem Klopstock, weil ich glaube, daß er allein nichts Anstößiges in ihnen finden wird. Mehr zu dictiren fällt mir schwer.

Grüßen Sie die Freundin Ihres Herzens, den lieben Victor und seine verständige Hausfrau, die sich meiner erinnert haben, die drei Reimans, die Freundin zu Ham, und Alle, die meinen Klopstock lieben.

Ich lasse mich in meinem Garten begraben. Um das Grab herum stehen in Marmor die Urnen meiner mir vorangegangenen Freunde.

k) von Joh. v. Müller an seinen Bruder, aus s. sämmtlichen Werken (Tüb. 1822. 8.) Th. 7. S. 242.

Berlin, 25. Nov. 1806.

Am 19ten berichtete mir der Minister Staatssecretair Maret, daß ich den folgenden Tag Abends um 7 Uhr bei Kaiser Napoleon seyn soll. Ich fuhr also auf die bestimmte Stunde zu diesem Minister und wurde vorgestellt. Der Kaiser saß auf einem Sopha; wenige Personen, mir nicht bekannte, standen entfernt im Zimmer. Der Kaiser fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie vollenden soll; daß auch die spätern Zeiten ihr Interesse haben. Er kam auf das Vermittelungswerk, gab sehr guten Willen zu erkennen, wenn wir nur uns in nichts Fremdes mischen und im Innern ruhig bleiben. Wir gingen von der schweizerischen auf die altgriechische Verfassung und Geschichte über, auf die Theorie der Verfassungen, auf die gänzliche Verschiedenheit der asiatischen (und derselben Ursachen im Klima, der Polygamie u. a.), die entgegengesetzten Charaktere der Araber (welche der Kaiser sehr rühmte), und der tata-

rischen Stämme (welches auf die für alle Civilisation immer von jener Seite zu besorgenden Einfälle, — und auf die Nothwendigkeit einer Vormauer führte); — von dem eigentlichen Werthe der europäischen Cultur (nie größere Freiheit, Sicherheit des Eigenthums, Humanität, überhaupt schönere Zeiten, als seit dem funfzehnten Jahrhunderte); alsdann, wie alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist, und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation, deren Idee nicht Heinrich 4 gehabt; von dem Grunde aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheit wohl nicht gemacht ist, und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden; von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichern Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhörten, welche durch allzu verwickelte Verfassungen (dergleichen die teutsche) und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen veranlaßt worden. Es ist noch sehr viel und in der That über fast alle Länder und Nationen gesprochen worden. Der Kaiser sprach Anfangs wie gewöhnlich; je interessanter aber die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte, und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte (wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde).

Ich widersprach bisweilen, und er ging in die Discussion ein. Ganz unpartheiisch, und wahrhaft wie vor Gott muß ich sagen, daß die Mannigfaltigkeit seiner Kenntniß, die Feinheit seiner Beobachtungen, der gediegene Verstand (nicht blendender Witz), die große umfassende Uebersicht mich mit Bewunderung, so wie seine Manier, mit mir zu sprechen, mit Liebe für ihn erfüllte. Ein paar Marschälle, auch der Herzog von Benevent, waren indeß gekommen; er unterbrach sich nicht. Nach

fünf Viertel- oder anderthalb Stunden ließ er das Concert anfangen; und ich weiß nicht, ob zufällig, oder aus Güte, er begehrte Stücke, deren, zumal Eines, auf das Hirtenleben und den schweizerischen Kühreihen sich bezog. Nach diesem verbeugte er sich freundlich, und verließ das Zimmer. Seit der Audienz bei Friedrich (1782) hatte ich nie eine mannigfaltigere Unterredung, wenigstens mit keinem Fürsten. Wenn ich nach der Erinnerung richtig urtheile; so muß ich dem Kaiser in Ansehung der Gründlichkeit und Umfassung den Vorzug geben; Friedrich war etwas voltairisch. Im Uebrigen ist in seinem Tone viel Festes, Kraftvolles, aber in seinem Munde etwas eben so Einnehmendes, Fesselndes, wie bei Friedrich. Es war einer der merkwürdigsten Tage meines Lebens. Durch sein Genie und seine unbefangene Güte hat er auch mich erobert.

60.

2) Der Brief der Convenienz.

Wir verstehen unter der Beobachtung der Convenienz diejenige Fertigkeit in der öffentlichen gesellschaftlichen Ankündigung, welche aus der genauen Bekanntschaft mit dem guten gesellschaftlichen Tone, mit den im häuslichen und bürgerlichen Leben bestehenden Formen der Höflichkeit und Schicklichkeit, und mit allen den vielfachen einzelnen Schattirungen hervorgehet, wodurch die Sitten in den gebildeten Ständen bezeichnet werden. Die Convenienz schließt eben so die Vertraulichkeit (die im vertraulichen Briefe vorherrscht), wie die Verlegenheit, Unbehülflichkeit und Aengstlichkeit von sich aus; denn sie verkündigt den im Umgange mit den verschiedenen Ständen und Volksklassen

erworbenen sichern Tact, gegen Höhere, Niedere und Gleichgestellte jedesmal den schicklichen Ton und Ausdruck zu treffen und festzuhalten. Obgleich alle diese Rücksichten auch im eigentlichen Geschäftsbriefe gelten; so unterscheidet sich doch der Brief der Convenienz dadurch wesentlich von dem Geschäftsbriefe, daß der letzte in einem wirklich eingetretenen Falle unsrer Geschäfts- und Dienstverhältnisse von uns verlangt wird, und die unmittelbare schriftliche Darstellung von Gegenständen des bürgerlichen Lebens enthält, während der Brief der Convenienz nie amtlich von uns erwartet werden kann, wohl aber aus unsrer Bekanntschaft mit den eingeführten und bestehenden Verhältnissen der Schicklichkeit und des guten Tones hervorgehet. Daraus folgt, daß in dem Briefe der Convenienz nicht das bürgerliche Verhältniß, in welchem wir zu dem stehen, an welchen wir schreiben, sondern das persönliche Verhältniß gegen denselben festgehalten wird, obgleich das bürgerliche Verhältniß in den meisten Fällen die Ursache ist, daß wir den Brief der Convenienz niederschreiben. Zugleich folgt daraus, daß die Einkleidung und Form, so wie der Ton und der Ausdruck im Briefe der Convenienz nie in den Charakter des vertraulichen Briefes übergehen und sich dem natürlichen Ergusse des Gefühls hingeben darf, wenn gleich ein leises Hindurchschimmern des Gefühls, als Bezeichnung des persönlichen Verhältnisses, von dem Briefe der Convenienz nicht ausgeschlossen wird, so wie derselbe zwar die sogenannten Formen der Courtoisie mildern, nie aber ganz unberücksichtigt lassen darf.

Der Stoff des Briefes der Convenienz ist nämlich ein Vorgang entweder in unserm eigenen

öffentlichen Leben, oder in dem öffentlichen Leben dessen, an den wir schreiben; ein Stoff, der — amtlich genommen — uns zu keiner brieflichen Mittheilung verpflichtet, der aber, aus dem Standpuncte persönlicher Verhältnisse und Rücksichten betrachtet, uns zu einem Briefe veranlaßt, in welchem wir jenen Stoff zugleich auch nach dem Eindrucke behandeln, den er auf unser Gefühlsvermögen bewirkt hat, mit Beibehaltung der Courtoisie unter einer veredelten und geschmackvollen Form. Die Courtoisie, die dem Geschäftsstyle nie erlassen, im Briefe der Convenienz aber mit aller Gewandtheit, deren der gute Briefschreiber fähig ist, nach ihren starren Formen gemildert wird, besteht in dem bestimmten Festhalten der, durch gewisse willkührlich angenommene Ausdrücke, Redensarten und Formeln festgesetzten, Bezeichnung der äußern Würde und gegenseitigen bürgerlichen Verhältnisse der verschiedenen Mitglieder des Staates gegen einander selbst, sowohl gegen Höhere und Vorgesetzte, als gegen Gleichgestellte und Untergeordnete. So umschließt die Courtoisie theils die hergebrachten bürgerlichen Titel und Amtsbenennungen; theils gewisse Wendungen des Ausdruckes im innern Zusammenhange der Rede, sowohl beim Anfange, als in den Uebergängen und am Schlusse des Schreibens; theils die äußere Form des Geschäftsaufsatzes oder auch des Briefes der Convenienz, nach Papier, Format, Unterzeichnung und Aufschrift.

Dem Stoffe nach gehören zu den Briefen der Convenienz: Danksagungsschreiben für erzeigte Gefälligkeiten, für Verwendung in unsern Angelegenheiten, für Theilnahme an unserm Schicksale, für erhaltene Geschenke u. s. w.; Glückwün-

schungsschreiben an Vorgesetzte und Bekannte, wenn sie in höhere Stellen aufrücken, oder bei frohen Familienereignissen (bei Geburten, Vermählungen, Genesung von Krankheiten u. a.); Beileidsschreiben bei traurigen häuslichen oder bürgerlichen Ereignissen; Anwünschungsschreiben (bei Geburtstagen, beim Jahreswechsel), und alle briefliche Mittheilungen, Anfragen u. dergl., die nicht amtlich von uns erwartet werden können.

Je mannigfaltiger die Stoffe sind, die den Brief der Convenienz veranlassen können; desto mannigfaltiger können auch die Formen der Sprachdarstellung in demselben seyn. Er steht, wie jeder anderer Brief, unter dem Gesetze der Form; allein unläugbar ist die stylistische Behandlung des Briefes der Convenienz an sich weit undankbarer, als die meisten andern stylistischen Formen; theils weil der Stoff desselben nicht selten unfruchtbar, kleinlich und im Ganzen minder erheblich bleibt, theils weil die in dem Briefe vorherrschende Farbe des Gefühls in den meisten Fällen nicht ganz natürlich, sondern eine theilweise erkünstelte ist, bei welcher aber doch jeder Anstrich der Erkünstelung verwischt werden, und sie als unmittelbarer Ausdruck des lebhaft bewegten Gefühls sich ankündigen soll. Denn an sich bleibt der Brief der Convenienz ein Zwittergeschöpf zwischen dem vertraulichen und dem Geschäftsbriefe. Aus allen diesen zusammen wirkenden Ursachen giebt es nur wenige stylistisch gelungene und classisch durchgeführte Briefe der Convenienz. Die schwierige Aufgabe desselben wird übrigens noch am besten gelöset werden, wenn der Verfasser des Briefes aller Weitschweifigkeit und wortreichen Breite, aller Ueber-

treibung im Ausdrucke seiner Theilnahme, und aller Erkünstelung des Gefühls sich enthält, wenn er kurz, einfach und wohlwollend=theilnehmend schreibt, die feine Mittellinie des Schicklichen und des conventionellen Tones festhält, durch Mannigfaltigkeit der Wendungen seine Gewandtheit und stylistische Fertigkeit, und durch die Lebhaftigkeit der Farben, so wie durch die Ründung des Periodenbaues seine Bekanntschaft und Uebung in den schwierigsten stylistischen Formen bewährt.

61.
Beispiele.

a) Luthers Sendbrief vom Jahre 1525 an den Churfürsten Albrecht von Mainz, sich in ehelichen Stand zu begeben (Altenburgische Ausg. s. Werke, 1661. Fol. Th. 3. S. 139). (abgekürzt)

Gnad und Fried von Gott dem Vater, und unserm Herrn Jesu Christo. Durchläuchtigster, hochgebohrner Fürst, gnädigster Herr. Ich hab etlich mal E. Churf. G. bisher mit Schrifften bemüht, anderer Leute halben; jetzt werde ich gezwungen, E. Churf. G. halben zu schreiben, und bitte gar unterthäniglich, E. Churf. G. wolten es also annehmen im Guten, so treulich als ichs meine.

Unter andern Sorgen und Fürnehmen, so mich auch bekümmert, diese leidige und greuliche Empörung zu stillen, welche durch den Satan als eine Straffe Gottes erregt wird, ist mir eingefallen, E. Churf. G. zu ermahnen und anzuruffen, in großer Hoffnung und Zuversicht, E. Churf. G. mügen und können, wo sie nur wollen, gar mercklich dazu helffen, neben andechtigem Gebet zu Gott, daß es besser würde. Und ist kürtzlich

diß die Meinung, daß sich E. Churf. G. in den ehelichen Stand begeben, und das Bisthum zum weltlichen Fürstenthum macheten, und den falschen Nahmen und Schein geistliches Stands fallen und fahren lassen; und sind dis meine Ursachen. Erstlich, daß damit der Straffe Gottes zuvorkommen, und dem Satan die Ursachen der Empörung genommen würden. Denn es ist doch nun am Tage, daß der geistlich Stand öffentlich wieder Gott und seine Ehre ist. O Herr Gott, hättet ihr Bischoffe und Fürsten bey Zeit selbst dazu gethan, dem Evangelio Raum geben, und was öffentlich Greuel ist, angefangen zu ändern; wie fein stille währe das durch ordentliche Oberkeit und Gewalt geordnet und ausgerichtet, daß nu der Teufel mit Toben in einander wirfft.

Zum andern, daß nun auch der gemeine Mann so weit bericht, und in Verstand kommen ist, wie der geistliche Stand nichts sey, wie das wohl und allzuviel beweisen so mancherley Lieder, Sprüche, Spötterey, da man an alle Wände, auf allerley Zeddel, zuletzt auch auf den Cartenspielen, Pfaffen und Münche mahlet, und gleich ein Ekel worden ist, wo man eine geistliche Person siehet oder höret. Was ists denn, daß man wieder den Strom fechten wil, und halten, daß nicht wil und kan gehalten seyn.

Hie hat E. Churf. G. ein schön Exempel den Hohemeister in Preissen; wie gar fein und gnädig hat Gott solche Enderung geschickt, die vor zehen Jahren weder zu hoffen noch zu gläuben gewest währe, wenn gleich zehen Esaias oder Paulus solches hätten verkündigt. Aber weil er dem Evangelio Raum und Ehre gab, hats ihm wieder viel mehr Raum und Ehre geben, denn er hätte dürffen wündschen.

Aber ein viel grösser Exempel währe E. Churf. G.

munterung dienen sollte, neue Berge zu übersteigen, und neue, in ihrer Art eben so rühmliche, Eroberungen in den angrenzenden höhern Gegenden der Musenkunst zu machen, die, trotz der lächerlichen Supercilien, womit sie hie und da von Pedanten, Dummköpfen und Cynikern angeschielt wird, doch ewig die süße Bezwingerin der Herzen bleiben wird, durch deren Zauber auch noch jetzt die Orpheen unsrer Zeit, so gut wie jener thracische, die wilden Thiere und Klötze hinter sich herziehen.

62.

3) Der Brief des Witzes und der Laune.

Der Brief des Witzes und der Laune ist dem vertraulichen Briefe dadurch verwandt, daß er nur an Personen gerichtet werden kann, die wir genau kennen, und gegen die wir uns dem Zuge unserer guten Laune überlassen dürfen, weil wir mit ihnen in gleichen Verhältnissen und auf einem vertraulichen Tone stehen; denn nie würde der in diesen Briefen vorherrschende Ton gegen Personen sich eignen, die in bürgerlichen Verhältnissen entweder über uns, oder unter uns stehen, und zwischen denen und uns keine mehrjährige nähere Bekanntschaft statt findet. Zugleich setzen Briefe dieser Art eine genaue Kenntniß der gesammten körperlichen und geistigen, häuslichen und öffentlichen Verhältnisse dessen voraus, an welchen man schreibt, wenn die in denselben vorkommenden Anspielungen und Rücksichten ihres Treffpuncts nicht verfehlen sollen.

Allein nächst dieser genannten Bekanntschaft des Schreibenden mit den gesammten Verhältnissen des Abwesenden, erfordern Briefe dieser Art einen natürlichen, leichten und fließenden Witz, und eine

ohe und heitere Laune, weil nur der ungesuchte
id unerkünstelte Witz und die frohe Laune, welche
is einer glücklichen Temperamentsstimmung hervor=
ht, diejenige gediegene und zur Einheit gebrachte
orm des Briefes hervorbringen kann, welche in
m Lesenden ein reines Wohlgefallen an derselben
bewirken vermag. Soll aber der Brief des Witzes
d der Laune dem Gesetze der Form, nicht blos nach
i untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit, son=
:n auch nach den einzelnen Eigenschaften der Schön=
t, und zwar zunächst den in der Philosophie
r Sprache (Th. 1. S. 317), aufgestellten
:undsätzen über die ästhetische Eigenschaft des
itzes entsprechen; so darf kein witziger Gedanke
der Ferne gesucht, zu weit ausgedehnt und ins
reite gesponnen, und nicht mit platten und ge=
raubten Wendungen vermischt erscheinen. Denn
r der unechte Witz sucht seine Beziehungen und
spielungen in der Entfernung; dem echten Witze
jt alles nah. Der unechte Witz stellt seine Bilder
d Anspielungen mühsam zusammen; der echte Witz
elt mit denselben, und gebietet über den Reich=
im der ihm zuströmenden Aehnlichkeiten. Der
echte Witz ist einseitig und schielend; der echte
itz mannigfaltig und treffend. Der unechte Witz
wechselt Personen und Sachen, weil es ihm zu=
hst nur um die Anbringung eines schimmernden
dankens zu thun ist, unbekümmert darum, ob er
send, fein und unterhaltend ist, und ob er den
:dern beleidigen, oder doch in Verlegenheit setzen
inte; der echte Witz unterscheidet genau zwischen
rsonen und Sachen, strömt nicht ohne Aufhören
er, faßt aber den Gegenstand, den er meint, von
hreren Seiten. Der unechte Witz ist bald erschöpft,

c) von Benj. Neukirch,

in s. Anweisung zu teutschen Briefen (Lpz. 1721. 8.) S. 450.

Eu. Excell. ungemeine gnade ist so bekandt, und hat sich an meinen eltern mit so sichtbaren Proben herfür gethan, daß ich mich derselben niemals ohne besonderen respect erinnern kann. Wannen ich nun, aus abgang der mittel, mein academisches Leben beschlossen, und dahin sinnen muß, wie ich durch fürsorge hoher patronen zu einer nothdürfftigen bedienung gelangen möge: Als habe ich mein unterthäniges vertrauen auf Eu. Excell. geworffen, und zweifle nicht, Sie werden mir erlauben, daß ich mich zu Dero gnade empfehlen, und Dero künftigen assistentz bey vorfallender gelegenheit trösten möge. ꝛc.

d) von einem Ungenannten;

Glückwünschungsschreiben an einen Vorgesetzten, der eine höhere Würde im Staate erhielt.

Hochgebohrner,

Hochgebietender Herr Präsident,

In dem Augenblicke, in welchem mir der allgemeine Ruf die frohe Nachricht mittheilt, daß der gerechte Fürst, den unser Staat als Vater verehrt, Ewr. Hochwohlgeb. anerkannte Verdienste um unser Vaterland durch Uebertragung eines der ersten Staatsämter mit väterlicher Huld belohnt hat; in diesem Augenblicke, der mein Herz mit der tiefsten Rührung erfüllt, wage ich es, Ihnen, in der einfachen Sprache dieses Herzens, meine gleich starke Verehrung und Rührung auszudrücken; besonders da ich das Glück in seinem ganzen Umfange fühle, daß diese Anerkennung Ihrer bleibenden Verdienste nicht die

wohlthuenden Verhältnisse auflöset und unterbricht, in welchen ich bisher zu Ihnen, als meinem unmittelbaren Vorgesetzten, gestanden habe. Es ist der erhabene Lohn des wahren Verdienstes, daß, je entschiedener und je allgemeiner anerkannt sein Einfluß auf das Ganze des Staates ist, der Kreis seiner Thätigkeit in dem Grade erweitert wird, in welchem der Fürst, der seine treuen Diener kennt und hochachtet, noch mehrere Zweige der innern Staatsverwaltung unter den Einfluß dieser wohlwollenden menschenfreundlichen Kräfte bringt, um seine Unterthanen dadurch zu einer höhern Bildung, Ordnung und Glückseligkeit zu führen.

Wer das Glück hat, unter Ew. Hochwohlgeb. unmittelbarer Leitung zu wirken; der darf auch getrost die Ueberzeugung bei sich unterhalten, daß diese Erweiterung Ihres Wirkungskreises diejenigen Ihrer Untergebenen, welche Ihnen bereits seit Jahren nach ihrer Thätigkeit bekannt sind, von Ihrem Herzen und von Ihrer wohlthätigen Vorsorge nicht entfernen wird. Dieser Ueberzeugung, von welcher ich mich in diesem Augenblicke durchdrungen fühle, werde ich das Glück meiner Zukunft verdanken, und Ew. Hochwohlgeb. erlauben, daß ich mich mit dem Bekenntnisse derselben unterzeichne ꝛc.

e) von Wieland an Blumauer,

aus der Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland; herausgegeben von Ludw. Wieland. (Wien, 1815. 8.) Th. 2. S. 83.

Weimar, d. 25. Sept. 1783.

Das verbindliche Schreiben vom 22 Juli, womit Sie mich beehrt haben, ist mir nebst den schönen literarischen Geschenken, die es begleiteten, erst vor ungefähr drei Wochen zu Händen gekommen. Wie das zu-

gehen konnte, wofern die Mittelhände, durch die das Paket lief, nicht außerordentlich saumselig in Beförderung desselben waren, weiß ich mir nicht zu erklären. Wie dem aber auch seyn mag; so bin ich darum dem Herrn von Isenflamm nicht weniger verbunden, daß er meinem Verlangen, mit einem Dichter, der mit so vielem Rechte der Liebling Wiens ist, näher bekannt zu werden, zu Hülfe gekommen, und Sie, mein Herr, bewogen hat, mich durch eine so freundschaftliche Zuschrift zu einer Erwiederung zu berechtigen, die mir Gelegenheit giebt, Sie meiner wärmsten Hochschätzung zu versichern, und Ihnen die recht herzliche Freude zu zeigen, die ich darüber empfinde, einigen Antheil an der Liebe eines jungen Mannes zu haben, den die Musen so vorzüglich begünstigen, und der mir so ganz dazu gemacht scheint, die Regierung Josephs 2 auch durch eine neue und glänzende Epoche der Literatur in den teutschen Staaten dieses großen Fürsten zu verherrlichen. Was ich Ihnen hier sage, mein lieber jüngerer Bruder im Apollo, ist kein Compliment, sondern wahre Empfindung, und wenn ich hoffen dürfte, Sie dadurch in dem Gedanken zu befestigen, daß für ein so entschiedenes Talent, wie das Ihrige, keine laurea apollinaris zu hoch hängt; so würde ich auf diesen einzigen Effect mehr Werth legen, als auf allen den Einfluß, den ich seit dreißig Jahren als Schriftsteller auf meine Nation und Zeitgenossen gehabt haben kann.

Sie konnten mir wohl nichts Schmeichelhafteres sagen, als daß Sie mir Ihre ganze Lust zum Dichten zu danken hätten, und über meine Poesieen selbst zum Dichter geworden seyen. Nicht, als wenn ich nicht überzeugt wäre, daß die Natur, und nicht bloße Liebhaberei und Nachahmungstrieb Sie zum Dichter berufen hätten, und daß Sie auch ohne meinen Vorgang die

Laufbahn nicht verfehlt haben würden, auf welcher Sie schon so früh Ihre meisten Mitbewerber weit hinter sich lassen; sondern weil mir jene Versicherung der Beweis einer angebohrnen Aehnlichkeit und Verwandtschaft zwischen Ihrem und meinem Genius ist, und weil es einem sehr menschlichen Gefühle, wovon ich so wenig, als von irgend einer andern Menschlichkeit frei zu seyn verlange, schmeicheln würde, Sie, in Rücksicht auf das Verhältniß unsrer Jahre, als den natürlichen Erben eines Talentes anzusehen, welches einen großen Theil des Glückes meines Lebens ausgemacht hat.

Ich bin, meiner individuellen Gesinnungsart nach, sonst eben kein besonderer Freund der burlesken Dichtart. Aber der Gedanke, die Aeneis auf eine solche Art und nach einem solchen Plane zu travestiren, daß Sie dadurch Gelegenheit bekommen, auf eine indirecte Art, lachend und zu lachen machend, eine der größten und gemeinnützlichsten Absichten Ihres großen Monarchen zu befördern; dieser Gedanke ist Ihnen von einem Gott eingegeben worden, und Sie sind, nach den ersten Büchern zu urtheilen, so reichlich mit allen Gaben ausgerüstet, diesen glücklichen Gedanken auf die glücklichste Weise auszuführen, daß ich Ihnen meinen Beifall und mein Vergnügen über dieses Werk nicht genug ausdrücken kann. Wenige wissen es vielleicht, wie schwer es ist, und wie viel dazu gehört, ein poetisches Abenteuer, wie dieses ist, mit Ehre zu bestehen, und wie sehr ein solches Werk, bei aller anscheinenden Leichtigkeit, ut sibi quivis speret idem, die schärfste Probe über den Verstand und Geschmack eines Dichters ist. Sie, mein liebenswürdiger Freund, werden sich dadurch einen Ruhm erwerben, der allein hinlänglich wäre, die Eitelkeit zwanzig anderer Aspiranten zu befriedigen; aber ich müßte mich sehr irren, wenn es Ihnen nicht zur bloßen Auf-

und selten auf eine gleichmäßige Erwiederung gefaßt; der echte Witz hingegen verträgt die Zurückgabe der ausgetheilten Anspielungen, wird durch die Gewandtheit des Andern nicht in Verlegenheit gebracht, und vermag, das gegenseitige Spiel des Witzes und der Laune mit Geist, Umsicht und Lebhaftigkeit der Farben fortzusetzen. Der unechte Witz scheut es, seine eigenen Schwächen zu berühren; der echte Witz macht seine eigenen Mängel und Schwächen zum Gegenstande der Lust für den Andern, und stellt sich, indem er dessen Fehler berührt, mit demselben auf gleiche Linie. Der unechte Witz kann leicht ins Verfehlte, selbst ins Derbe und Grobe hinübergleiten; der echte Witz überschreitet nie die Mittellinie des Schicklichen. Dem unechten Witze gilt es gleich, ernsthafte, selbst heilige, Gegenstände mit seiner Schwinge zu berühren; der echte Witz hingegen beschränkt sich zunächst auf das wirklich oder scheinbar Lächerliche, ob er gleich nicht selten den Ton des Ernstes dabei annimmt, um durch seine Anspielungen den Andern augenblicklich desto mehr entweder zu täuschen, oder zu vergnügen. Dabei schimmert bei dem echten Witze immer eine gewisse Wärme des Herzens und ein lebhafter Antheil an den höhern Angelegenheiten der Menschheit selbst hervor, während der unechte Witz kalt, nicht selten bitter und sarkastisch ist, und, statt ein reines menschliches Interesse zu berühren, den Egoismus keck zur Schau trägt. Nie wird der echte Witz als fad, überspannt, einseitig, wiederhohlt und abgenutzt, als zweideutig und unverständlich erscheinen; vielmehr wird eine jugendliche Frische und eine feine Versinnlichung des dargestellten Stoffes über demselben herrschen.

Aus allem diesem erhellt, daß der Brief des

Witzes und der Laune, abgesehen von allen übrigen häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen der beiden Schreibenden, eine hohe Bildung des Geistes, eine vielseitige Kenntniß des wirklichen Lebens, eine reichbegabte Einbildungskraft, und eine vielfach bewährte stylistische Fertigkeit und Uebung verlangt, wenn er als ein in sich vollendetes Ganzes sich ankündigen, und alle seine Bilder und Anspielungen in einem gemeinschaftlichen Mittelpuncte vereinigen soll, der, zur ästhetischen Einheit erhoben, dem Gesetze der Form entspricht.

Aus diesen aufgestellten Grundsätzen erhellt, daß von den in der Philosophie der Sprache entwickelten einzelnen Eigenschaften der Schönheit der Form zunächst das Witzige und Scherzhafte (Th. 1. S. 317 und 402), zum Theil das Humoristische (S. 397), das Lächerliche und Komische (S. 406) hieher gehören; daß aber das Satyrische (S. 413), als Rüge der Unvollkommenheiten der intellectuellen und sittlichen Welt, in Beziehung auf die gegenseitige Stellung der beiden Schreibenden, völlig von dem Briefe des Witzes und der Laune ausgeschlossen werden muß, und nur insofern in demselben vorkommen kann, inwiefern die Satyre sich auf intellectuelle und sittliche Gebrechen bezieht, welche außerhalb des individuellen Kreises der beiden Schreibenden liegen, wiewohl jene Gebrechen, nach ihren Wirkungen und Folgen, diesen Kreis mehrfach berühren können.

63.

Beispiele.

a) von Luther *),

an den „hochgelahrten Collegiaten und vermeynten Poeten zu Leipzig, Johann Miritionus", vom Jahre 1528. (Altenb. Ausg. von Luthers Schriften, Th. 4. S. 431.) (abgekürzt)

Wir fügen dir, du hochgelehrtester Collegiat und vermeynter Poet zu wissen, daß dem Ketzer Martin Luther dein anderes jetziges Buch worden ist. Wenn wir nicht deiner vermeynten Patrone schonten; so wolten wir doch ja sprechen, daß Du ein Ehrloser, Lügenhafftiger Bube wärest, der Du eine fromme Fraw öffentlich für aller Welt urtheilest und außschreyest für eine trewlose, meyneydige verlauffene Hure, und sprichst doch, Du wissest und verstehest die Sache nicht. Wo hast Du Rotz-

---

*) Dieser Brief, der in der Jenaischen und Wittenbergischen Sammlung von Luthers Schriften nicht stehet, enthält allerdings keinen Beleg zu den im §. 62. aufgestellten Forderungen an den Brief des Witzes und der Laune. Denn obgleich beide nicht darin fehlen; so ist es doch ein sehr derber Witz und eine grobe Laune, welche in Luthers Schreiben vorherrschen. Zur Entschuldigung dient freilich, daß Luther durch die heftigen Ausfälle des Miritionus auf seine Ehegattin sehr gereizt worden war. Zugleich mag dieser Brief als Beispiel dienen, wie stark im sechszehnten Jahrhunderte die Farben des Styls in öffentlich bekannt gewordenen Zuschriften aufgetragen wurden. Seitenstücke dazu sind Luthers Schreiben an den Herzog Heinrich den Jüngern von Braunschweig, und seine Aeußerungen über Heinrich 8 von England, über den Herzog Georg den Bärtigen u. a.

leffel die Tugend gelernet, Leute zu schänden, und doch bekennen, Du verstehest es nicht, und seyest der Sachen zu geringe?

Uns wundert, daß Du so kühn magst seyn, und zu Leipzig auff der Gassen gehen, da so viel trefflicher, redlicher Bürger, und in der hohen Schule so viel ausserlesener Männer, Doctores, Magistri und Studenten sind? Gegen welche Du nicht anders bist zu rechnen, als der Pferddreck unter den Aepfeln. Noch ist Dein Uebermuth so groß, daß Du, Unflath und Stanck der löblichen Stadt und hochberühmten Schulen, alleine herfürbrichst, und singest unter den schönen Aepfeln zu Leipzig: nos poma natamus, als werest Du das einige Kleinod zu Leipzig, und die andern gegen dir eitel Unflath und Dreck, daran man wol spüren mag, daß Du grober Rotzleffel und Eselskopff keine Zucht noch Ehre je gelernet hast, und solche feine Leute nicht achtest, die Du zu Rath soltest nehmen in Deinem Schreiben, oder an Deinen Hut gegen sie greiffen. Soltest Du doch schwitzen für Schanden, wenn Du ein Hauß zu Leipzig ansehest und dencken, daß Steine und Holtz Deine Untugend sehen und Dich anspeyeten. Aber weil Du ein vermeynter Poet bist, wollen wir solchs schweigen, Du möchtest sonst zornig werden, und wider die Lästerschreiber procediren. Deshalben wir uns fürchten, und bedacht, besser seyn, Deine Freundschafft zu haben, und bitten, Du wollest uns gnädig seyn. Und zum wahrzeichen unserer Demuth, schicken wir Dir hiermit ein freundlich Geschenck, eine newe Fabel *), damit Deine Poeterey eine Materie habe, sich zu üben und Ehre zu erlangen. Erlauben aber Dir, als einem vermeynten

---

*) Diese, in Prosa geschriebene, Fabel, welche als Zugabe des Briefes erschien, wird hier weggelassen.

Poeten, wo Du solche Fabel wilt zu Versen oder zu Füssen machen, daß Du wol magst 5 Füsse in einer Versen setzen, oder auch wol 7, und nicht, wie andere Poeten thun, nur sechs Füsse brauchen. Wie woltest Du sonst ein vermeynter Poet seyn? So hast Du auch gute Exempel. Hat doch ein Pferd nur vier Füsse, und ein Rauppe bey zwantzig Füssen; solt denn Deine Poeterey nicht auch Füsse machen, wie viel sie wolte? Eine Lauß hat sechs Füsse; darumb sind aller andern Poeten eitel lausichte Verse mit ihren sechs Füssen. Miritionus ist allein ein Reisiger Poet, mit Füssen, wie er wil. Kanst Du aber Deinen Zorn nicht brechen, und wilt uns ja fressen; so bitten wir Dich, Du woltest unten am Gesesse anheben, so hettest Du Kompest und Senff zuvor.

b von Rabener an Gellert,

aus dem: Briefwechsel Gellerts mit Demoiselle Lucius, nebst einem Anhange, herausgegeben von Fr. Adolph Ebert. (Leipz. 1823. 8.) S. 626. (abgekürzt)

Dresden, d. 25. Jan. 1761.

Liebster Gellert,

Läse ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten; so würde mich Ihr unausstehliches Stillschweigen vorlängst auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie gestorben, oder doch durch Ihre finstere Hypochondrie so menschenfreundlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergessen können, und sich in das dunkelste Gebüsch zu Störmthal geflüchtet hätten, um einsiedlerisch über das unglückliche Vaterland und Ihren verderbten Magen zu seufzen. — „Aber", werden Sie mit Ihrer hohlen und

krächzenden Stimme so einsylbig als möglich sprechen, „lieber Gott — weiß denn der Rabener gar nicht. — nun das könnte er lange wissen — alle Kinder wissen es — freilich der König *) hat mit mir gesprochen.“ — O, mein hochgelahrter Herr Professor, freilich viel Ehre für Sie und den Witz! Aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergessen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, und doch bin ich nicht einen Augenblick stolz darauf gewesen, so wenig stolz, daß ich sogleich an meinen liebsten Gellert schrieb und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch also machen sollen? Hüten Sie sich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie sich! Ich bin Ihr Freund; aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor — verstehen Sie mich, Gellert? Kurz, ich erwarte mit der nächsten Post einen Brief von Ihnen. Man erzählt hier so ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich große Lust habe, die Leute zu versichern, es sey alles wahr, was man davon erzählt, wenn Sie mir nicht bald, bald antworten, und alles aufs umständlichste melden, was der König zu Ihnen gesagt hat. Noch einmal warne ich Sie, säumen Sie nicht, oder ich werde dem Publico ins Ohr sagen, daß dieser Gellert, der von nichts als Vaterland und Menschenliebe spricht, ja wie gesagt, daß eben dieser stille und friedliebende Gellert dem Könige bei seiner Unterredung mit ihm einen weitläufigen und finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller Demuth eines Poeten überreicht habe, worin er gezeigt, wie der Krieg wenigstens noch zwei Jahre fortgeführt werden könne, ohne die brandenburgischen Unterthanen im Mindesten zu belästi-

*) Friedrich 2.

gen. — Ja, ja, mein Herr, und haben wir einmal Friede; so sollen Sie — zittern sollen Sie, mehr sage ich nicht!

Wie ich mich befinde? — O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder gesund bin. Sie würden mich sonst lange darum gefragt haben. Aber ich merke es schon; schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotischen Wuth liebte ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, so möchte ich Sie für Freude tausendmal umarmen.

Ich bin vollkommen gesund, heiter und zufrieden. Ich genieße die ruhigen Augenblicke, die wir jetzt noch als eine Beute haben, und erwarte die unruhigen Tage ohne alle ängstliche Sorgen. Lesen Sie die Inlage an unsern Cramer in Kopenhagen; so werden Sie mehr wissen. Mein ganzes Herz ist darin; denn seit meinem erlittenen harten Unglücke ist mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelstunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde scherze, wie ich jetzt mit Ihnen, mein bester Gellert, gescherzt habe. Heben Sie diese beiden Briefe auf. Vielleicht machen sie, wenn ich heuer sterbe, in meiner künftigen Lebensbeschreibung eine merkwürdige Anekdote, die desto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähschriften ausnehme, nichts Wichtiges gethan habe, als daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebt habe.

c) von Gellert an Rabener;

Antwort auf den vorigen; ebend. S. 629. (abgekürzt)

Leipzig, d. 29. Jan. 1761.

Liebster Rabener,

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen; so werde ich Ihnen doch dießmal keine ausführliche Antwort schreiben; denn ich bin schon seit vierzehn Tagen von einem Husten und von Schmerzen in der linken Hüfte krank. Es ist wahr, daß ich in der Mitte des letzten Monats vorigen Jahres durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er sich von vier Uhr bis dreiviertel auf sechs Uhr mit mir von den schönen Wissenschaften und der teutschen Literatur und der Methode, womit er seine Hypochondrie curirt und mit der ich die meinige curiren sollte, unterredet; daß er mir sehr gnädig begegnet hat; daß ich wider allen meinen Charakter ohne die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung befahlen, geredet und eben deswegen gefallen habe. Am Ende des Gesprächs fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könne. — „Nein, Sire." — „"Besinne Er sich doch, Herr Professor; ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen."„ — Endlich fiel ich ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Theile. „Nun, sagte er, das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen." — „In der Schule der Natur." — „"Hat Er den Lafontaine nachgeahmt."„ — „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." — „"Nein, ich muß Ihn loben."„ — Und da sagte er zum Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — „"Komme Er wieder zu mir, und stecke Er Seine Fabeln bei sich, und lese Er mir welche vor."„ — Allein, guter Rabener, ich bin

nicht wiedergekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Wort gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen. Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und Andere, die mirs wieder gesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel seyn würde. Der König sprach bald teutsch, bald französisch; ich meistens teutsch, nur im Nothfalle französisch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigstens wider die Klugheit seyn. Warten Sie, bis ich Sie spreche. Gott gebe, daß dieses bald geschehen, und daß ich Sie gesund und zufrieden umarmen kann, wo es auch sey. Das Ende Ihres Briefes, liebster Rabener, ist sehr ernsthaft. Allein Ihr Ernst ist mir so schätzbar, als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon sollten wir alle reden, oft reden, und getrost, wie Sie, reden. Gott lasse uns leben, um wohl zu sterben, zu der Zeit, da er es beschlossen hat. Menschlich zu urtheilen, müssen Sie mich lange und weit überleben. Ich umarme Sie, liebe Sie, und bin ewig der Ihrige

Gellert.

d) von Kästner,

an Amalia Baldinger, Tochter des Professors der Medicin zu Marburg, früher zu Göttingen; in d. 30 Briefen von Kästner; herausgegeben von Amalie von Gehren, geb. Baldinger. (Darmst. 1810. 8.) S. 10.

Göttingen, d. 9. Aug. 1782.

Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie mich mit Ihrer Gegenwart vergnügt haben. Sonst sagte Ihre Ma-

ma immer noch in der Hausthüre zu mir: „Kommen Sie bald wieder!" Ich wollte es auch wohl zu Ihnen sagen, wenn der Wunsch für Sie so leicht zu erfüllen wäre.

Als ich dem vortrefflichen Blindekuhspiel zusah, fiel mir ein: daß Sie vielleicht künftigen Winter auf Maskeraden gehen werden — und da werden Sie finden, daß eine Maskerade weiter nichts ist, als Blindekuhspiel für die Erwachsenen — nur mit dem Unterschiede, daß bei der Kinderblindekuh eines, welches das Schicksal trifft, des andern Narr ist, und bei den Maskeraden ist die ganze Gesellschaft jede des andern Narr, wie auch billig und recht ist. In diesem Stücke also beobachten die Erwachsenen die Gerechtigkeit besser, als die Kinder. Darnach ist auch noch der Unterschied bei der Kinderblindekuh: Wenn sich der Verbundene etwa stoßen oder sonst beschädigen könnte, rufen ihm die Andern Warnungen zu; denn die Absicht ist blos zu necken, nicht zu schaden. Bei der Maskerade werden manchmal Personen unglücklich, und niemand warnet sie. Manche Frauenzimmer haben da Flecken bekommen, die sich nicht leicht abwaschen. Ueberhaupt sind die Lustbarkeiten der sogenannten großen Welt weiter nichts, als Kinderspiele, oft nicht einmal so witzig, als die Spiele der Kinder, aber gewöhnlich kostbarer, gefährlicher, schädlicher.

Und so ist unser ganzes gesellschaftliches Leben eine sittliche Maskerade! Auf der Maskerade zeigt man nicht sein natürliches Gesicht; sondern statt dessen, eine Maske, — und wie viele lernt man in der menschlichen Gesellschaft erst alsdann kennen, wenn sie die Maske abnehmen? Auf der Maskerade kommt man zusammen, um einander zu täuschen. Haben viele Menschen, wenn sie in das thätige Leben treten, eine andere Absicht? Wer am besten und längsten unerkannt bleibt, hat seine Sa-

chen auf der Maskerade am besten gemacht. Eben so würde derjenige von der menschlichen Gesellschaft den größten Vortheil ziehen, der seine wahre Gestalt am besten und längsten verbergen könnte. — Wenn wir auf die Maskerade gehen; so wissen wir, daß wir nicht die wahren Gestalten der Menschen finden, sondern nur ihre Masken, und wollen also getäuscht seyn. Wissen wir nicht das Nämliche von den Menschen, und sind doch so oft das Spiel der maskirten Schurken? Die Masken stellen allerhand vor: Affen, Uhus, Fledermäuse; — und so finden wir in der menschlichen Gesellschaft Wölfe, Füchse, Schlangen und Affen. Laßt einen weisen Mann in der Maske des Sokrates auf die Maskerade kommen; man wird ihn auszischen, oder wenigstens unbemerkt herum wandeln lassen. Aber erfindet die närrischste Maske! Je närrischer, desto besser. Wer ist beliebter an Höfen? Der Patriot, oder — der lustige Rath? Wer macht sein Glück auf dem Maskenballe der menschlichen Gesellschaft besser? Der Weise, oder der Narr, der sich zum Narren halten läßt, um zu seiner Zeit die Andern wieder zu äffen. Auf der Maskerade scheint jeder etwas anderes zu seyn, als er ist. Ists nicht eben so unter den Menschen?

64.

4) Der belehrende (didactische) Brief.

Der belehrende Brief ist etweder an ein wirklich abwesendes, mit uns in Verbindung stehendes, oder an ein blos gedachtes und angenommenes Individuum gerichtet, mit der eigenthümlichen Bestimmung, diesem Individuum über gewisse wissenschaftliche Gegenstände und Theile der menschlichen Erkenntniß zusammenhängende Mittheilungen zu ma-

chen. Da der Stoff zu dem belehrenden Briefe zunächst dem Lehrstyle angehört; so muß die Haltung und Durchführung der Form den Ausschlag darüber geben, ob wirklich die schriftliche Darstellung zum Briefstyle und zu der besondern Untergattung desselben, zum belehrenden Briefe, oder ob die Form zum eigentlichen Lehrstyle gehört. Dies letztere ist der Fall, sobald in dem angeblich belehrenden Briefe blos das Außerwesentliche und Zufällige des Briefstyls, die Anrede, die in der Briefform gewöhnlichen Uebergänge, und am Schlusse die erneuerte Beziehung des Gegenstandes auf die abwesende Person vorkommen, die ganze schriftliche Darstellung aber im Charakter einer wissenschaftlichen Abhandlung sich ankündigt, von welcher man blos die genannten Zufälligkeiten der brieflichen Einkleidung trennen dürfte, um das Ganze unter die einzelnen Formen des Lehrstyls zu bringen.

Soll daher der belehrende Brief zum Briefstyle gehören und in der Reihe der Formen desselben einen selbstständigen und eigenthümlichen Charakter behaupten; so muß zuerst das Individuum, an welches der Brief gerichtet ist, theils nach seiner ganzen geistigen Eigenthümlichkeit, theils nach seiner wirklichen oder gedachten Stellung und Ankündigung im häuslichen und öffentlichen Leben scharf aufgefaßt, und der, im Briefe behandelte, Stoff auf diese Eigenthümlichkeit so bezogen und angewandt werden, daß, in diesem Sinne, der Brief zunächst nur für dieses Individuum das höchste Interesse haben kann. Es muß aber auch zweitens die Form der Darstellung durchgehends den eigenthümlichen Charakter des Briefstyls überhaupt, und nicht den Charakter der Abhandlung,

an sich tragen, so daß, abgesehen von dem dargestellten Stoffe, diese Art der Darstellung durchaus nicht zum Lehrstyle gezogen, sondern unter den Briefstyl gebracht, und ihre Vollkommenheit als Brief nach dem Maasstabe des Gesetzes der Form beurtheilt werden muß.

Der belehrende Brief wird, in der ersten Hinsicht, entschieden besser gelingen, wenn das Individuum, dem er gilt, nach allen seinen Eigenthümlichkeiten, nach einem gewissen Lebensalter, nach dem Grade seiner geistigen und sittlichen Bildung, nach seinen Vorkenntnissen, besondern Ansichten und Meinungen, und nach seiner ganzen Stellung im häuslichen und öffentlichen Leben — als Knabe, Jüngling oder Mann, als Studierender oder Kaufmann, als Prediger oder Haus- und Jugendlehrer, als Geschäftsmann, oder überhaupt in den vielfach verzweigten Ständen der bürgerlichen Gesellschaft — wirklich vorhanden ist, als wenn ein solches Individuum erst angenommen und gedacht werden muß. Briefe dieser Art werden daher wissenschaftlich gebildete Väter an ihre Kinder, Erzieher und Lehrer an ihre ehemaligen oder gegenwärtigen Zöglinge, und Vorgesetzte an ihre Untergebenen am zweckmäßigsten schreiben, weil sie dabei den individuellen Grad der Cultur des Abwesenden bestimmt und durchgehends im Auge behalten, zugleich aber auch, nach ihrem persönlichen Verhältnisse und nach ihrer Stellung zu den Abwesenden nie aus dem Tone des Briefstyls fallen werden. Denn, bei dieser Vergegenwärtigung und Festhaltung des ganz individuellen Gesichtskreises der abwesenden Personen, wird die schwierige Aufgabe am sichersten gelingen, dasjenige, was diesem Gesichtskreise angemessen ist, mit Sicherheit

auszuwählen, und mit richtigem Tacte zu stellen und zu behandeln, so daß nicht selten der Ton der Darstellung dem eigenthümlichen Charakter des vertraulichen Briefes sich annähern wird, wie dies namentlich in den belehrenden Briefen eines Vaters an seinen Sohn, eines Lehrers an seinen Zögling, und eines Freundes an seinen Freund der Fall seyn muß. Je mehr daher diese Briefe auf die Bedürfnisse eines einzigen Individuums berechnet sind; desto mehr nähern sie sich ihrer Bestimmung. Je allgemeiner sie gehalten sind; desto mehr entfernen sie sich von derselben.

Sobald aber der Brief an keine wirklich vorhandene Person gerichtet, sondern für ein blos angenommenes Individuum bestimmt wird; sobald muß dieses, wenn anders der Brief gelingen soll, nach der ihm beigelegten Eigenthümlichkeit eben so bestimmt gedacht und scharf gezeichnet werden, als eine wirklich vorhandene Person. Man muß daher einen gewissen Standpunct geistiger Cultur für die gedachte Person annehmen, ihr gewisse Vorkenntnisse beilegen, bei ihr gewisse wissenschaftliche Bedürfnisse voraussetzen, und selbst ihre Stellung im häuslichen und bürgerlichen Leben, nach den einzelnen Abstufungen und Verzweigungen desselben, bestimmen. Vernachlässigt man diese Bedingungen; so wird man vielleicht eine sehr gut belehrende Abhandlung, aber keinen Brief liefern. — Noch schwieriger wird die Durchführung dieser Bedingungen, wenn ein abgeschlossener Kreis wissenschaftlicher Gegenstände in einer fortlaufenden Reihe von Briefen behandelt werden soll, besonders wenn diese Briefe sämmtlich in dem Charakter Einer Person gehalten sind, und nicht abwechselnd Zuschriften

und Antworten vorkommen. Wird gleich diese letztere Form des belehrenden Briefes dadurch erschwert, daß der Stylist zwei Individuen nach ihrer Eigenthümlichkeit aufstellen und festhalten muß; so gewinnt diese Art der Darstellung doch im Ganzen weit mehr an Mannigfaltigkeit und Abwechslung durch Rede und Gegenrede, durch Behauptung, Einwand und Widerlegung der gemachten Einwürfe, als dies bei denjenigen belehrenden Briefen möglich ist, die blos Eine Person schreibt.

Bei der Verarbeitung und Gestaltung des wissenschaftlichen Stoffes im belehrenden Briefe muß sich derselbe, unter den einzelnen Gattungen und Arten des Lehrstyls, am meisten dem populären Style nähern; d. h. es muß von der Verarbeitung dieses Stoffes alle Terminologie und Polemik der Schule, überhaupt alles das ausgeschlossen werden, was blos den Gelehrten als Gelehrten interessirt; es muß, durch die Gestaltung des wissenschaftlichen Stoffes in der Briefform, dieser Stoff nach seiner Fruchtbarkeit und Anwendbarkeit aufs wirkliche Leben dargestellt, und dadurch auch in die Kreise von solchen Lesern gebracht werden, die zwar, nach ihrer individuellen geistigen Bildung, Sinn und Empfänglichkeit besitzen, den gegenwärtigen Standpunct gewisser Wissenschaften kennen zu lernen, die aber weder durch gelehrte Vorkenntnisse, noch durch ihre Verhältnisse im bürgerlichen Leben dazu geeignet sind, in die innerste Tiefe der Wissenschaft selbst einzudringen, und das mächtige Gerüste der Kritik, Literatur und Polemik zu besteigen, das für den Gelehrten vom Fache besteht. Es kann übrigens jede Wissenschaft so aufgefaßt und behandelt werden, daß sie sich als Stoff für den belehrenden Brief

eignet; nur muß der sichere Tact des Stylisten über das Was? Wieviel? und Wie? entscheiden. Denn nicht alles, was zum Umfange einer Wissenschaft gehört, verstattet die Mittheilung in der Briefform; es muß daher nur das Wesentliche und Wichtige ausgehoben werden, das zugleich als allgemein verständlich und allgemein anwendbar sich empfiehlt. Diese Massen des Stoffes bedürfen aber, bei ihrer Gestaltung, eben so sehr des nothwendigen logischen Zusammenhanges, wie der ästhetischen Vollendung der Form, so daß diese Form, in jedem einzelnen belehrenden Briefe, als ein in sich abgeschlossenes Ganzes erscheint, das in der Wahrnehmung mit einem reinen Wohlgefallen erfüllt. Deshalb muß der belehrende Brief das Gepräge der Natürlichkeit, Leichtigkeit und Gewandtheit tragen; es muß ein freies, frisches Leben auf der ganzen Form der Darstellung ruhen, und diese gelungene Versinnlichung des dargestellten Stoffes muß eben so das geläuterte Gefühl bewegen, wie, durch die vollendete Einheit der Form, die Einbildungskraft in ein freies Spiel versetzen.

Die teutsche Sprache ist nicht arm an dieser Gattung des Briefstyls, und hat im Ganzen mehr gelungene Versuche in dieser Gattung, als in andern Formen des Briefstyls, aufzuweisen; allein unverkennbar fehlt vielen — die als Aufsätze des Lehrstyls, durch ihre stylistische Gediegenheit, sich auszeichnen — der eigenthümliche Charakter des Briefstyls. — Mit Achtung verdienen genannt zu werden: Moses Mendelssohns Briefe über die Empfindungen (im ersten Theile s. philosophischen Schriften); Dusch moralische Briefe zur Bildung des Herzens; Herders Briefe, das Studium der

Theologie betreffend, und dessen Briefe zur Beförderung der Humanität; Fr. Heinr. Jacobi über die Lehre des Spinoza, in Briefen; Reinholds Briefe über die Kantische Philosophie; Heydenreichs Briefe über den Atheismus; Hoffbauers Naturlehre der Seele in Briefen; Pörschke's Briefe über die Metaphysik der Natur; J. Geo. Müllers Briefe über das Studium der Wissenschaften; Eberhards Handbuch der Aesthetik, in Briefen; Joh. v. Müllers Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund (Bonstetten); Reinhards Geständnisse; Tzschirners Briefe über Reinhards Geständnisse; Köppens vertraute Briefe über Bücher und Welt; u. a.

65.

Beispiele.

a) von Franz Volkm. Reinharrd,

an den Prediger Scheibler zu Montjoie; aus der Schrift: Aus dem Leben Reinhards, in einigen Briefen von demselben an den Herausgeber Max. Fr. Scheibler. (Leipz. 1823. 8.) S. 1.

Dresden, am 7 März, 1798.

Ewr. Hochwohlehrw. danke ich für das Vertrauen, welches Sie in Ihrer Zuschrift gegen mich äußern, und eile, über die in derselben mir vorgelegten Fragen meine Gedanken zu eröffnen.

Die erste besteht darin, ob man den von der französischen Regierung geforderten Bürgereid: Haß dem Königthume und der Anarchie, und Treue der Republik mit gutem Gewissen schwören könne?

Ich muß zuvörderst bemerken, daß die Formeln, in welchen dieser Eid abgefaßt ist, allerdings Bedenklichkeiten veranlassen müssen. Aller Haß ist Leidenschaft und besteht in habituellen feindseligen Gefühlen, die nicht einmal immer in unserer Macht sind; zum Hasse kann man also eigentlich Niemand verpflichten, und Niemand kann eine Verbindlichkeit dazu übernehmen. Es kommt hinzu, daß das Königthum zwar eine Verfassung, und mithin ein Abstractum ist. Allein der Haß gegen dasselbe, welchen der Eid verlangt, kann sich entweder gar nicht, oder er muß sich gegen die Menschen äußern, welche dieser Verfassung günstig sind. Nun ist es aber den Grundsätzen nicht blos des Christenthums, sondern auch der Sittlichkeit überhaupt zuwider, sich zum Hasse gegen irgend jemand zu verbinden, weil dies nichts anders heißen würde, als sich zur Verletzung aller der Pflichten anheischig machen, welche man dem Gehaßten schuldig ist. Es ist noch besonders die Zweideutigkeit anzumerken, welcher der Ausdruck: Haß dem Königthume enthält. Er bestimmt nämlich nicht, ob blos von der königlichen Würde in Frankreich, oder von jeder monarchischen Verfassung überhaupt die Rede sey? Sollte das letztere der Fall seyn; so würde sich dieser Eid auch darum nicht mit gutem Gewissen leisten lassen, weil er eine Beleidigung aller der Völker wäre, welche in dieser Verfassung leben, und eine Art von Kriegserklärung gegen sie enthielte, zu der man auf keine Weise berechtigt wäre.

Weil indessen die französische Regierung über die Art und Weise, wie sie diese Eidesformel verstanden wissen will, nicht nur keine authentische Declaration gegeben hat, sondern auch, wie es scheint, keine geben will, und es dem Schwörenden überläßt, welche Vorstellungen er damit verknüpfen will; weil ferner von der Regierung

einer mächtigen Nation, ohne ihr ein strafbares Unrecht anzuthun, nicht vermuthet werden darf, daß sie ihre Bürger zu Etwas verpflichten wolle, was unvereinbar mit den Gesetzen der Sittlichkeit ist; so bin ich der Meinung, daß man den geforderten Eid mit gutem Gewissen leisten könne, wenn man 1) das Wort Haß, nicht von leidenschaftlicher Erbitterung, sondern von einem vorsätzlichen und pflichtmäßigen Entgegenwirken, 2) das Wort Königthum aber, nicht von der königlichen Würde überhaupt und im Allgemeinen, sondern von der Wiederherstellung derselben in Frankreich versteht; daß also der Sinn des Eides wäre: man verpflichte sich, auf keine Weise mitzuwirken, daß die monarchische Verfassung in Frankreich wiederhergestellt werde, sondern wolle sich vielmehr dergleichen Unternehmungen, wie auch der Aufhebung aller bürgerlichen Ordnung widersetzen, und die bestehende republikanische Verfassung ehren und zu erhalten suchen.

Die Gründe, warum es erlaubt seyn muß, den Eid in diesem Sinne abzulegen, fallen in die Augen. Es ist nämlich alle nur mögliche Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Republik ihn so verstanden wissen will, weil er auf diese Weise Alles enthält, was sie von ihren Bürgern fordern kann, wenn sie sich selbst sichern, jenen aber weder etwas Unmögliches, noch etwas Unmoralisches zumuthen will. Man macht sich also keines reservati mentalis schuldig, wenn man in dieser Maße schwört. Sodann giebt es kein Gesetz der Vernunft und des Christenthums, mit welchem dieser Eid nicht vereinbar wäre; es ist vielmehr recht und christlich, daß man der eingeführten Verfassung des Landes, dessen Bürger man ist, von Herzen ergeben sey, und Veränderungen, welche mit einer gewaltsamen Erschütterung und Auflösung des Ganzen verknüpft seyn würden, zu ver-

hüten trachte. Sind endlich die Länder auf der linken Seite des Rheins durch einen Friedensschluß an Frankreich abgetreten; so ist den Bewohnern derselben alle Verbindlichkeit gegen ihre bisherige Regierung nicht blos erlassen, sondern sie sind von dieser sogar angewiesen, nun derjenigen zu gehorchen, welcher man sie überlassen hat, und mithin alle die Pflichten zu übernehmen, welche diese fordert.

Was die andere Frage anlangt, wie man sich zu verhalten haben dürfte, wenn die Feier des Sonntags durch die von der Republik angeordnete Dekadenfeier verdrängt werden sollte? so setze ich hier als entschieden voraus, daß die sollenne Feier des Sonntags keinesweges juris divini ist. Es läßt sich nämlich mit nichts beweisen, daß Christus oder seine Apostel sie vorgeschrieben haben; und aus der Kirchengeschichte weiß man, daß sie erst zu den Zeiten Konstantins des Großen eingeführt worden ist. In der Augsburgischen Confession (Art. 28. S. 58 der Walchischen Ausgabe) wird dies auch ausdrücklich anerkannt. Auf der andern Seite ist es gewiß, daß es Tage geben muß, wo gottesdienstliche Versammlungen gehalten werden können, und daß Christen den Sonntag zu diesem Behufe jedem andern Tage darum vorziehen müssen, weil er seit den ältesten Zeiten in der christlichen Kirche zu dergleichen Zusammenkünften bestimmt gewesen, und durch die Geschichte Christi selbst so merkwürdig geworden ist. Solchem nach wäre ich der Meinung, daß 1) auf der Feier des Sonntags neben der Dekadenfeier so lange zu bestehen wäre, als die Regierung jene nicht untersagte, und die Umstände der Gemeine sie nicht unmöglich machten; 2) daß man aber die sollenne Feier des Sonntags, wenn sie wirklich nicht länger statt finden könnte, ohne Verletzung des Gewissens aufgeben dürfte; doch unter der Bedin-

gung, daß einige Stunden dieses Tages zu den gottesdienstlichen Versammlungen ausgesetzt blieben. Man wäre dann völlig wieder in dem Falle, in welchem sich die ersten Christen vor Konstantin befanden; 3) daß endlich, um das Aeußerste zu setzen, selbst darin Aendederungen getroffen und die gottesdienstlichen Zusammenkünfte auf andere Tage verlegt werden könnten, weil die christliche Freiheit, wie die Augsburgische Confession in der angeführten Stelle richtig bemerkt, bei dieser Sache durch kein positives Gesetz beschränkt ist.

Uebrigens bitte ich Gott, daß er Ewr. ꝛc. und allen Lehrern des Evangelii in Ihren Gegenden Weisheit, Muth und Kraft schenken wolle, der Sache seines Sohnes, die er zu schützen wissen wird, auf alle Weise nützlich zu werden ꝛc.

b) von Fr. Köppen,

aus s. vertrauten Briefen über Bücher und Welt (Leipz. 1820. 8.) Th. 1. S. 98. (abgekürzt)

Also am Schlusse meines letzten Schreibens sind Ihnen Dinge unsrer Zeit eingefallen; der Mysticismus, Pietismus, Separatismus, die Frau von Krüdener, ja sogar die Concordate? Und Sie wollen, trotz meiner seltsamen Meinungen, auch hierüber mich hören? Das gäbe Zank mit vielerlei Geschlecht. Ich ginge lieber den Erscheinungen aus dem Wege, wartete auf gutes oder schlimmes Ende, urtheilte für mich und schwiege vor lauter Einsicht und Philosophie. Soll mein Schweigen gebrochen werden? Es sey darum.

Manche Schriftsteller unsrer Tage kämpfen mit dem Mysticismus gleich einem Schreckbilde, das sie allenthalben verfolgt, und in ihrem Leben und Treiben auf-

stört. Häufig indessen ist der Begriff eben so unbestimmt, als die Furcht, und die Art der Gegenwehr. Was bezeichnet der Name des Mystikers? Entweder einen Mann, der mit festem Glauben dem Uebersinnlichen zugewandt ist, und es für unerforschlich achtet; oder einen Mann, der mit demselben Glauben eine Erforschung desselben für möglich hält, und auf allerlei Weise sich damit abmüht. Jener ehrt Gott als den verborgenen geheimnißvollen Quell aller Weisheit; dieser will Gott leiblich näher kommen, und das Wort des Geheimnisses finden. Beide Bedeutungen scheinen mir unterschieden werden zu müssen. Nach der ersten Bedeutung sind alle gottesfürchtige Menschen Mystiker, ein Sokrates und Platon in ihrer Weise, Christus, seine Apostel, und alle gläubige Christen. Im zweiten Sinne sind nur einige gottesfürchtige Menschen mystisch, etwa die Neuplatoniker, Quietisten und Martinisten, ein Theophrastus Paracelsus, Jacob Böhme, manche Naturphilosophen unsrer Tage. Nur die zweite Art von Mystikern wird sich einer besondern geheimen Wissenschaft oder Anschauung rühmen, ihr sich ausschließend hingeben, und sie mit ausgezeichneter salbungsvoller Sprache Andern verkünden. Nur diese Art kann gemeint seyn, wenn eine vernünftige Klage über Mysticismus laut wird; jene erste Gattung von Mystikern darf wohl Niemand anklagen, der nicht die Erhabensten und Würdigsten unsers Geschlechts lästert.

Die romantischen Sauser und Brauser, wie Baggesen sie vor zehn Jahren im Klingklingelalmanach nannte, machen die Vorhut des neumystischen Heeres. Sie sind ausgezogen unter einer Musik des Mittelalters, die ihnen immerdar in die Ohren tönt, und deren Scharriwärri Niemand von ihnen tadelt, weil die Töne weit herkommen, und den Hörern genauere historische

und musikalische Bildung fehlt. Sie wollen sich verlieren im weiten Unendlichen oder Unbestimmten, im wogenden Nebel von Gemüth, Religion und Philosophie, in den südlichen Gefilden Spaniens und Italiens, nebst deren Sonetten und goldenen Aepfeln. Was sie dort alles finden werden, ist ihr Schatz, und das geheimnißvolle Suchen darnach ihre Mystik. So kommen Viele nach Rom, sehen dort ein paar Prachtstücke des Mittelalters, die Peterskirche und den Papst; sie fallen nieder und beten an; sie schwören ab die Freiheit der Gedanken und den Glauben ihrer Väter; sie werden Knechte der Priester, um eingeweiht zu werden in das Geheimniß der Messe. Das freut die alten Schatzgräber vom Fache und ihre hierarchische Innung; sie wissen wohl, wozu ein solcher kindlicher Glaube der Adepten zu brauchen, sie reden deshalb in neumystischen Wendungen und putzen ihre alte kunstreich verschlungene Dogmatik wohl gar mit einem Firniß von Naturphilosophie. Dies sind die Mystiker zweiter Gattung, welche wohl wissen, was sie thun, während die erstern es nicht wissen. Beide Arten aber reden von geheimer Weihe, von unheiligem Gebrauche der Vernunft; welcher Vernunft, sobald sie ein Licht und keine Finsterniß seyn will, die Gnade Gottes fehle und Erleuchtung von oben. In ihrer Mitte finden wir Zöllner und Sünder; sie haben sich bekehrt, und sind, wie man sagt, eben durch ihre Sünden der wahren Erleuchtung recht fähig geworden. Wenn die sinnliche Lust und der weltliche Hochmuth in sich selber verglühen, und durch Weihe der Unkraft jede Weihe der Kraft zu Nichts wird, kommt dem Menschen die Frömmigkeit, eben weil vordem der Hochmuth weltlicher Wissenschaft nicht satt sich rühmen konnte, so wie der Sinn nicht satt sich trinken im Becher der Lust. In ihre Reihe gehören, nur unter sehr verschiedener

Gestaltung, Werner, Kanne und Frau von Krüdener. Der erste hat am vollständigsten seine Ohnmacht empfunden, und büßet seine Sünden im Sack und in der Asche als katholischer Fastenprediger. Der zweite sieht die Nichtigkeit des menschlichen Wissens, auch des seinigen; ihm kommt die christliche Demuth mit dem Bewußtseyn, wie demüthig er sey, und was für ein Kampf noch dazu gehöre, den Hochmuth völlig zu überwinden. Beweise dafür liefert seine Sammlung erbaulicher Lebensgeschichten protestantischer Christen, vorzüglich sein eignes, von ihm selbst beschriebenes Leben. Noch ist er nicht zum Geheimnisse der Messe fortgedrungen; doch wage Niemand, zu versichern, daß es nicht einst geschehe. Die Frau von Krüdener, französisch gebildet und in der großen Welt auferzogen, weiht ihre Seele dem Himmel, und predigt Buße den Armen. Ihre liebenswürdige Weiblichkeit und feine Weltbildung erhöhen den Eindruck, wenn auch nicht das sanfte Nehmen und Geben eines weiblichen religiösen Gemüths, und die bequeme Unabhängigkeit ihres irdischen Daseyns, nebst dem Rufe ihrer Reisebegebenheiten, von selbst eine Schaar von Gläubigen sammelte. Bis dahin bewegen sich ihre Reden in breiter Allgemeinheit von Sünden und Gottes Gerichten, von Ablegung des irdischen Sinnes und Anziehung eines neuen Menschen durch Christum. In den Gebeten erscheint schon die heilige Maria, wie in den Grüßen katholische Wendung, und wir zweifeln keinesweges, das Schifflein dieser Reisenden werde zu seiner Zeit in den Hafen der alleinseligmachenden Kirche einlaufen.

Zur Hinterhut dieses bis dahin bezeichneten mystischen Heeres zähle ich die Pietisten des protestantischen Teutschlands, deren Zahl in unsern Tagen nicht geringe. Sehr schätzbar an diesen Pietisten ist ihre wackere prote-

stantische Natur. Sie achten die Ueberzeugung aus der Schrift zu hoch, um Knechte eines römischen Kirchenthums zu werden; auch stehen bei ihnen Luther und die Reformatoren in so großem Ansehn, als die Neulehrer des achtzehnten Jahrhunderts in Schmach. Mir sind sogar Einige vorgekommen, welche die freudige Hoffnung hegten, Anhänger des Katholicismus und der verschiedensten christlichen Secten im lebendigen Schriftglauben zu vereinigen, und alle sonstige Unterschiede der Vergessenheit zu übergeben. Diese Hoffnung kann ich aus guten Gründen nicht theilen; doch hat der evangelistische Glaube mein ganzes Herz. Unersetzlicher Schade, wenn manche dieser Pietisten in Gefahr ständen, ihn zu verlieren! Darüber ist meine Besorgniß nicht ganz beruhigt. Allerlei Erscheinungen im protestantischen Teutschlande deuten auf eine sonderbare Unkenntniß des Katholicismus, und auf eine mögliche Annäherung zu ihm, so daß die römische Propaganda erwarten dürfte, ihren Schafstall zu füllen, wäre nicht das Fest der Reformation (1817) mit besondrer Theilnahme zum Verdrusse der Römlinge gefeiert worden. Sonst liegt in den Grundsätzen der protestantischen Pietisten vieles, was der katholischen Lehre in die Hände arbeitet, so daß die Hinterhut des angegebenen mystischen Heeres wohl die Vorderhut einhohlen könnte, was Gott verhüten möge!

66.

Die Zueignungen.

Die Zueignungen (Dedicationen) haben die eigenthümliche Bestimmung, ein erscheinendes Buch einer oder mehrern Personen zu widmen, als öffentlicher Ausdruck entweder der Verehrung und Dankbarkeit, oder der Liebe und Anhänglichkeit. Sobald

die Zueignung blos in der Aufführung des Namens der Person besteht, welcher das Buch gewidmet wird, höchstens begleitet von wenigen Worten auf derselben Seite mit der Dedication; sobald gehört die Zueignung nicht in den Kreis des Briefstyls, weil dann weder über Stoff, noch Form ein stylistischer Maasstab der Beurtheilung aufgestellt werden kann. Sobald aber die Zueignung in einem eigentlichen Schreiben besteht; sobald gehört sie auch in die Reihe der Briefe. Doch bildet sie keine besondere Gattung des Briefstyls, weil jede Zueignung — freilich mit Einschluß der wesentlichen Bedingung der Oeffentlichkeit der Zuschrift — im Ganzen entweder zu dem vertraulichen Briefe gehört, sobald sie den Ausdruck persönlicher Achtung, Liebe und Anhänglichkeit enthält, oder zu dem Briefe der Convenienz, wenn sie öffentlich die Verehrung und Dankbarkeit gegen Höhere bezeugen soll, mit welchen wir in denselben bürgerlichen Beziehungen stehen, die bei dem Briefe der Convenienz aufgeführt worden sind. Zwar ließe sich auch eine Zueignung als Brief des Witzes und der Laune in einzelnen Fällen denken, die aber — wegen ihrer Bestimmung zur Oeffentlichkeit — fast immer das Gepräge eines unreifen und einseitigen Geschmacks an sich tragen, und die Urtheilskraft des Schriftstellers selbst verdächtigen würde. Daß übrigens eine Zueignung nicht als belehrender Brief sich ankündigen dürfe, und als solche ganz verfehlt seyn würde, versteht sich von selbst.

Die Zueignung ist Brief; sie muß daher nach dem eigenthümlichen Charakter des Briefstyls niedergeschrieben und beurtheilt werden. Sie muß, in

stylistischer Hinsicht, ein in sich abgeschlossenes Ganzes seyn, das die Grundbedingungen des Gesetzes der Form erfüllt, und, wegen der Vollendung der stylistischen Form, ein reines Wohlgefallen hervorbringt. Die Zueignung aber ist ein zur Oeffentlichkeit bestimmter Brief, was ursprünglich von keinem vertraulichen Briefe, von keinem Briefe der Convenienz, und von keinem Briefe des Witzes und der Laune, und höchstens nur von den belehrenden Briefen gilt, die an kein wirklich vorhandenes Individuum geschrieben, sondern sogleich für den Druck bestimmt werden. Deshalb darf die Zueignung, als öffentlicher Brief, kein Verhältniß berühren, das nicht für die Oeffentlichkeit geeignet wäre. Nichts desto weniger muß die Zueignung ganz individuell seyn; d. h. sie muß durchgehends das besondere Verhältniß und die Stellung bezeichnen, in welchem der Schriftsteller zu der Person steht, welcher er sein Buch widmet; sie muß so beschaffen seyn, daß sie durchaus von keinem andern Verfasser herrühren, und, dem Inhalte nach, auf keine andere Person sich beziehen könnte. Die Zueignung muß aber auch, durch die stylistische Gewandtheit des Verfassers, den Gegenstand des Buches, vor welchem sie steht, mit der Person in Verbindung bringen, an welche sie gerichtet ist; mit Beseitigung aller Schmeichelei, aller Erkünstelung und alles gesuchten Schmuckes in der Darstellung. (So wird man ein Buch über Anatomie oder Physiologie keinem Frauenzimmer, eine Theorie des Straßenbaues keinem Theologen, ein Kochbuch keinem Fürsten u. s. w. widmen.) Zugleich darf die Zueignung dem Individuum, welchem sie gilt, nichts beilegen, was ihm nicht auch die öffentliche Meinung

beilegt. Sie darf, in Beziehung auf Höhere, nie vertraulich werden, aber auch nicht zur Kriecherei herabsinken; sie muß vielmehr die Mittellinie des Schicklichen und die gemilderten Formen der Courtoisie (wie im Briefe der Convenienz, nicht aber nach den steifen Umrissen des eigentlichen Geschäftsstyls) festhalten. Sie darf, an Freunde, Wohlthäter und Personen gleiches Standes gerichtet, als Ausdruck herzlicher Anhänglichkeit und Dankbarkeit sich ankündigen; doch ohne irgend ein zartes Verhältniß zu berühren, das blos dem stillen Kreise der Häuslichkeit, und nicht der Oeffentlichkeit angehört. Besonders müssen, in dieser Beziehung, die Zueignungen an Personen des andern Geschlechts, mit der genauesten Umsicht und Schonung niedergeschrieben werden; denn nie soll der, der die Zueignung niederschreibt, weder in der Meinung dessen, dem sie gilt, noch in der öffentlichen Meinung durch den gewählten Ton der Darstellung verlieren; nie aber auch der, an den sie gerichtet ist, vor dem, was ihm die Zueignung beilegt, erröthen. Eine Haupteigenschaft der Zueignungen ist K ü r z e. Sie sind keine Abhandlungen; sie sollen den Inhalt des Buchs nicht commentiren; sie sind und bleiben Briefe, und dürfen nicht durch ihre Breite ermüden. — Zueignungen an ganze Corporationen haben ihre eigenen Schwierigkeiten, die am besten vermieden werden, wenn eine solche Zueignung nur die Namen nennt, ohne besondere Zuschrift. Endlich darf kein Schriftsteller so tief sinken, eine Zueignung an Höhere als ein E r w e r b s m i t t e l zu betrachten, selbst wenn dadurch nicht gerade ein Viaticum erbettelt, sondern, aus Schwäche und Eitelkeit, nur das Verleihen eines Ordens, oder eines Ringes, oder

eines gnädigen Handschreibens zum Vorzeigen an Andere, beabsichtigt werden sollte.

67.

Beispiele.

a) von Sebast. Münster,

Zueignung seiner Kosmographey, im Jahre 1550, an den König Gustav (Wasa) von Schweden. (abgekürzt) *)

Dem Durchleuchtigsten vnnd Großmechtigsten Landsfürsten vnd Herren, Herren Gustaff zu Schwedien, der Gothen vnd Wenden rc. König, meinem aller Gnedigsten Herren.

Die gantze Welt zu beschreiben, wie mein Fürnemmen ist in diesem Buch, Großmechtigster vnd Gnedigster Herr, erfordert ein weitschweiffig vnd wolbericht Gemüt, das viel gelesen, viel gesehen, viel gehört vnd viel erfahren hab, welches dannoch alles nicht gnug will seyn, wo nicht ein recht Vrtheil darbey ist, dardurch man mög vnderscheiden das wahr von dem falschen, vnd das gewiß von dem vngewissen. Es were nach den Büchern Göttlicher Geschrifft kein lesen auff Erdtrich lustiger vnd nutzlicher dem Menschen, dann das lesen der Historien, wo sie (alß sie solten) ohnangesehen dieser oder jener Partheyen geschrieben weren. Dann was sind alle Historien anders, weder fürgebildete Exempel, an denen man sicht, wie diese oder jene Sach außgeschlagen, wie

*) wo er Eingangsweise viele Beispiele aus der alten Geschichte beibringt. — Uebrigens wird eine flüchtige Vergleichung dieser und der nachfolgenden Zueignung es außer Zweifel setzen, daß man im Jahre 1550 besser schrieb, als im Jahre 1689.

Menschliche Witz vnd Vorsehung zum offtermal so vngewiß, ja blind ist, vnd alle ding so gar an der Hand Gottes hangen, der alle ding wircket in allen dingen. Aber vnser Rhatschlag gehet hinter sich, wo er dem Fürsehen Gottes nicht gemäß ist. — — Daher kompt es, daß ein Königreich abgeht vnd das ander auffgeht, ein Landt reich wird, vnd das ander verdirbt, ein Statt zunimmet vnd die andere abnimmet, ein Herrschaft außstirbt vnd die andere auffsteht, vnd in summa vnder dem beweglichen Himmel nichts bestendig bleibt, alles der wanderbarlichkeit vnderworffen ist; darauß wir lernen sollen, vnser Hertz nicht auf zergengklich, sondern auff das ewig zu schlahen. Solches aber schreib ich, nich daß ich E. Kön. Maj. damit lernen wöll, die solichs wol weißt, sondern daß ich etwas anzeigung geb, was mich vervrsachet hat zu beschreiben diß Buch, das vor mir keiner vnderstanden hat in sollicher gestalt, vnnd in teutscher Zungen. Dann das Argument streckt sich gar weit. Ich hab hie ein Compendium vnd kurtzen Begriff, von allen Ländern des Erdtrichs dem gemeinen Mann wöllen fürschreiben, sich darinn mit lesen zu erlustigen, vnd den Gelehrten ein weg anzeigen, wie man noch so viel Teutscher Chronographien, auch gar nutzliche Cosmographien schreiben möchte, wie ich dann solches vor achtzehen jaren hab vnderstanden und angefangen mit diesem Werck, nachgefolgt dem Hochgelehrten Mann Straboni. Alß ich aber vor sechs jaren noch mit dieser Arbeit vmbgieng, ist zu mir kommen E. Kön. Maj. Diener, der Hochgelehrt Herr, Herr Georgius Normannus, dem ich vorhin auß etlichen Büchern, vnder meinem Nammen außgangen, bekannt wart, vnd alß er besichtiget diese fürgenommene Arbeit, schetzet er sie wol wirdig, daß sie vnder dem Königlichen Schirm E. Kön. Maj. an tag käme; sonst were ich nicht so

vermessen gewesen, diesem Buch ein solchen Patron für zu stellen. Hab mich auch dieser anmutung dester lieber vnderzogen, alß ich von jhm vernommen hab das frey vnd geneigt Gemüt, so E. Kön. Maj. tregt gegen allen Gelehrten vnd Kunstreichen, welches sie sonderlich bißher bewiesen hat in dem, daß sie sich geflissen, die jungen Landsfürsten vnd Printzen E. Kön. Maj. Söhn zu instituiren in Christlichen Thugenden vnd Adelichen Künsten, Gott wöll sollich Gemüt bestätigen biß zum end. Ich hett E. Kön. Maj. Hauptstatt Stockholm, sampt andern fürnemmen Stetten des Reichs Schwediens gern verfaßt gehabt in diese dritte Edition, wie sonst andere Stette, damit ich ein danckbar Gemüt hett erzeigt gegen E. Kön. Mag. mir bewiesen: aber nachdem E. Kön. Maj. mir von dem Königlichen Schloß Calmar Anno Christi 1546 gantz gnediglich zugeschrieben, ist mir seidher bis auff den heutigen tag nie kein gewisse Bottschafft zugestanden, vnd damit will ich mich entschuldiget haben. Will auch mich hinfür E. Kön. Mag. auff das aller vnderthenigst vnd mit höchstem fleiß befohlen haben. Datum zu Basel am 17 tag Mertzens, im jar nach Christigeburt 1550.

E. Kö. Mag.

Vnderthenigster
Sebastianus Münsterus.

b) von Dan. Casp. v. Lohenstein;

Zueignung seines: Arminius oder Herrmann nebst seiner Durlauchtigsten Thußnelda (Leipz. 1689. 4.) an den Churfürsten Friedrich 3 von Brandenburg. (abgekürzt)

Durchlauchtigster Großmächtigster Churfürst,
Gnädigster Churfürst und Herr.

Arminius, vor welchem das weltbeherrschende Rom

mehrmals gezittert, hatte das Absehen, seine sieghaften Waffen, welche nebst ihm vor mehr als tausend Jahren zu Staub und Asche worden, wiederum ans Tagelicht zu bringen, und solche Ewr. Churfürstl. Durchl. erlauchtestem Herrn Vater *), höchstrühmlichen Andenkens zu Füßen zu legen. Die mit diesem löblichen Vorhaben beschäftigte Hand hat das göttliche Verhängniß durch allzufrühzeitigen Tod unterbrochen: daß nunmehr der Sohn diesem hochverdienten Helden hierdurch vollends ans Licht hilft, und solch Werk, nachdem zu höchstem Leidwesen Teutschlands unser großer Cederbaum, daran sich manch Staat sicher gelehnet, nicht ohne erbebenden Donnerknall in Stücken zerfallen, Ewr. Churfürstl. Durchl. bey nunmehr angetretener Regierung, als einem nicht minder klugen und herzhaften Nachfolger, zum schuldigsten Opfer, nebst seinem Herzen als der besten Beylage, in aller Unterthänigkeit liefert.

Arminius bleibt nun zweifelsohne in dem berühmten Berlin, dessen Verherrlichung einen August zum Beherrscher andeutet, unter die Helden aufgethrönet, welchen Ewr. Churf. Durchl., gleich Dero erlauchtestem Herrn Vorfahr, weil von Adlern nur Adler gebohren werden, aller Welt zur Nachfolge lebhaftes Bild, gleich der Sonne bey denen Persiern oder denen sinesischen Königen mehr mit verdecktem Munde und Angesicht stillschweigend zu verwundern, als durch eine ohnmächtige Feder abzuzirkeln. Denn Tinte und Farbe ist allzuschlecht hiezu; und das Alterthum hat schon längst seinen Phidias, Welschland seinen Bernin, wir Teutschen aber unsern Rauch-Müller verloren; wiewol auch diese noch nicht die rechten Werkzeuge der Verewigung sind; son-

*) dem großen Churfürsten.

dern Ewr. Churfürstl. Durchl. anbetungswürdige Vollkommenheiten sahe man vor Dero wirklichen Regierung schon in die Sternen gezeichnet, und fester, als alle in stummen Marmel und Alabaster gehauene Ehrensäulen, in die dankbaren Gemüther der jetzig- und künftigen Welt, als die lebhaften und unvergänglichen Behältnisse gesetzet. Anjetzo aber schauet ganz Europa Ewr. Churfürstl. Durchl. in Dero erlauchtesten Herrn Vatern Fußstapfen vollkommen getreten zu seyn; in dem Selbte sowol zu großer Verwunderung aller Fürsten, als hohem Vergnügen aller aufrichtig gesinnten teutschen Herzen die teutsche Freyheit zu beschirmen allbereit einen höchstrühmlichen und die Unsterblichkeit verdienenden Anfang gemacht haben; also Selbte nicht minder als ein ander Herrmann, wie vor Dero eigene Länder, als des ganzen teutschen Reiches Wohlstand zu sorgen bemühet sind.

Ich verhoffe die glückseligsten Zeiten, und darinnen meinen Angelstern erreichet zu haben, da in Dero nunmehr durch eine wieder aufs neue aufgegangene Sonne bestrahltem Himmels- und Erdenkreise ich meinen wirklichen Sitz gefunden, in welchem Gerechtigkeit und Friede sich küssen, Künste und Waffen sich umarmen, und der heilige Gottesdienst die Grundfeste ist; also ein jeder Unterthan mit mehrerem Recht, als die Aegyptier, welche ihren Segen weder dem Himmel, noch ihren Königen, sondern einzig dem Nilus zuschreiben, vor die ewige Behaltung des zeither vom Tod und Verhängniß heftig erschütterten erlauchtesten Churhauses Brandenburg den Allerhöchsten herzlich anzurufen, und nebst mir sich glückselig zu schätzen und zu rühmen Ursach hat

Ewr. Churfürstl. Durchl.

allerunterthänigst-gehorsamster Knecht
Daniel Caspar von Lohenstein.

c) von Garve,

an den König Friedrich 2 von Preußen, vor der Uebersetzung von Cicero's Abhandlung über die menschlichen Pflichten (Bresl. 1783. 8.)

Sire,

Eine Uebersetzung ist an sich keine Arbeit, die werth wäre, Ewr. Majestät öffentlich überreicht zu werden. Aber Ew. Majestät haben der gegenwärtigen dadurch größere Rechte gegeben, indem Sie selbst sie mir aufgetragen haben. Es ist nicht blos das freiwillige Opfer der Ehrfurcht, zu welchem man nur das Vortrefflichste wählen muß; es ist das schuldige Opfer des Gehorsams, welches man darbringen darf, so unvollkommen es seyn mag, wenn man nur alle seine Kräfte angewandt hat, den Befehl auszurichten.

Die Absicht, Ewr. Maj. einen Beweis dieser Gesinnungen vor den Augen meiner Mitbürger zu geben, so erlaubt und wichtig sie mir auch ist, ist doch nur eigennützig. Ich habe noch einen andern Bewegungsgrund, Ewr. Maj. Namen diesem Buche vorzusetzen, welcher mich mehr rechtfertigt, weil er das Publicum angeht. Ew. Maj. zeigen durch den Auftrag, welchen Sie einem teutschen Gelehrten geben, dieses Werk vor allen andern des Alterthums zu übersetzen, daß Sie demselben einen vorzüglichen Werth zuschreiben. Und was könnte wohl dem Unterrichte, den es auch in einer mangelhaften Uebersetzung noch geben kann, mehr Aufmerksamkeit und Eingang verschaffen, als dieser Beifall eines der größten Fürsten und Männer unsers Jahrhunderts? Wenn meine Arbeit nützlich ist; so haben Ew. Maj. auf eine doppelte Art dazu beigetragen: indem Sie mich dazu aufgefordert, — nur die Begierde, Ewr. Maj. zu gehorchen, hat mir den Muth eingeflößt, sie zu Ende zu bringen; — und

indem Sie die Urschrift selbst der Wißbegierde des teutschen Publici schon zum Voraus empfohlen haben. Ich bin mit der tiefsten Ehrfurcht

Sire,

Ew. Königlichen Majestät

allerunterthänigster Knecht

Christian Garve.

d) von Heydenreich,

an den König Friedrich Wilhelm 3 von Preußen, vor der Schrift: Grundsätze zur Bildung für Verstand und Herz, jungen Zöglingen der Kriegswissenschaft aus den höhern Ständen gewidmet. (Leipz. 1798. 8.)

Ew. Majestät genießen des glänzendsten Ruhmes, den ein König erringen kann, unter den Lasten der Regierung und den verführerischen Reizen des Heldengeistes, dem so viele Fürsten ihre Gefühle aufopfern, das heilige Feuer der Menschenliebe nicht erlöschen zu lassen. Thron und Schlachtfeld konnten Ihnen jenes Herz nicht entreißen, welches die Menschheit in dem niedrigsten Unterthan und selbst in dem wildesten Feinde achtet.

Gegenwärtige Schrift ist bestimmt, junge Krieger jenem Ideale eines Helden und Menschenfreundes frühzeitig näher zu führen, welches Teutschland in Ewr. Majestät bewundert, und ich konnte mir, so kühn es auch ist, es nicht versagen, Dero erhabenen Namen derselben vorzusetzen. Grundsätze bedürfen der Beispiele; es ist Pflicht, das beste und glänzendste zu wählen.

Einem Könige von so erhabener Gesinnung hat ein Schriftsteller nicht nöthig, ein Werk, welches der ganzen Menschheit gewidmet ist, nach dem Beispiele niedriger Seelen, zu Füßen zu legen; er darf aber auch von

seiner Gnade Verzeihung hoffen, wenn er es an jenes wahrhft königliche Herz legt, welches nur für das Glück seiner Unterthanen schlägt, und dem der Segen eines anzen Volkes theurer ist, als die verewigten Lorbeeren bluterkaufter Siege.

Io ersterbe mit der tiefsten Verehrung

Ew. Majestät

unterthänigster

Heydenreich.

e) von Spalding,

an den Vicepräsident und Abt Jerusalem, vor der Zugabe zur dritten Auflage s. vertrauten Briefe, die Religion betreffend (Bresl. 1788 8.).

Lasn Sie es sich nicht zu sehr befremden, mein verehrugswürdiger Freund, daß Ihnen dieses — es werde un Brief oder Buch — gedruckt in die Hände kommt. Ich hatte, bei der Gelegenheit einer abermaligen Aulage der Ihnen bekannten Schrift, welche Sie hiebei ehalten, auch noch Eines und das Andere auf dem Hezen, was ich öffentlich sagen wollte; und dabei ward mr, aus mehr als einem Grunde, der Gedanke so sehr villkommen, daß ich es gewissermaßen auch Ihnen besoiders sagen, Sie darüber zu meinem ersten Richter nehmen, und zugleich die Welt wissen lassen wollte, nie viel Sie mir werth sind. Empfindungen von dieser letztern Art ergießen sich gar zu gern; aber dabei sollen Sie doch gewiß nicht zu fürchten haben, daß ich Ihnen hier mit einem andern Lobe, als dem von Ihrer mir unschätzbaren Freundschaft, beschwerlich seyn werde. Ich bekenne es aus dem Grund meines Herzens, daß, unter den vielen wohlthätigen Fügungen

Gottes, mit welchen er mein Leben beglückt hat, eine der erfreulichsten für mich auch das ist, mit Ihnen zu gleicher Zeit gelebt zu haben, Ihnen persönlich bekannt geworden, von Ihnen geliebt, und in den Grundsätzen und Gesinnungen, welche sich auf die wichtigste menschliche Angelegenheit beziehen, mit Ihnen eben so, wie mit so manchen andern redlichen und verdienstvollen Männern, einstimmig zu seyn. Dafür danke ich noch immer Gott und Ihnen; und damit sey es auch hievon genug!

f) von Garve,

an den Kreissteuereinnehmer Weiße, vor dem zweiten Theile s. Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, der Literatur ꝛc. (Bresl. 1796. 8.).

Ich habe lange gewünscht, daß von unserer alten Freundschaft ein öffentliches Denkmal vorhanden seyn möge; nicht nur aus der sehr sehr verzeihlichen Eitelkeit, daß die Welt wissen soll, daß ich von einem würdigen Manne durch viele Jahre ununterbrochen geliebt worden bin; sondern auch, weil ich glaube, daß eine lang dauernde Freundschaft unter Gelehrten ein gutes Beispiel giebt, da diese Freundschaften, welche oft mehr der Verstand, als das Herz stiftet, durch die Eitelkeit so leicht getrennt werden. Sie haben überdies ein Recht auf meine letztern, reifern Geistesarbeiten, da Sie meine ersten, noch unreifen, in Ihren Schutz genommen, und mich als Schriftsteller beim Publicum eingeführt haben.

Die Aufsätze, welche ich Ihnen hier widme, sind klein und unbedeutend, und können höchstens nur insofern einigen Werth haben, als sie etwas Selbstgedachtes enthalten, und Gedanken bei Andern veranlassen. Aber

für Sie werden sie dadurch eine größere Wichtigkeit bekommen, daß Sie wissen, unter welchen Hindernissen und in welcher unangenehmen Lage ich sie ausgearbeitet habe. Sie werden sich freuen, daß ich im Stande gewesen bin, sie zu vollenden: und da Sie so lange, auch durch Briefe, wenig oder nichts von mir erfahren haben; so wird es Ihnen lieb seyn, mich einmal ausführlich sprechen zu hören.

Ich selbst ergötze mich, indem ich dies schreibe, an dem Gedanken, daß, in den schönen Tagen des bevorstehenden Frühlings, mein Buch Sie vielleicht einige heitere Morgenstunden auf Ihrem Landsitze beschäftigen, und mein Andenken bei Ihnen recht lebhaft erneuern wird.

Möge der Himmel Sie diese unschuldigen Freuden des Landlebens, — die Familienfreuden eines, von einer guten Gattin und wohlgerathenen Kindern umgebenen, Hausvaters, — das Vergnügen des Umgangs mit so vielen verständigen und rechtschaffenen Personen, von denen Sie geliebt und aufgesucht werden, und endlich das Vergnügen des Studirens, und einer lebhaften Theilnehmung an allen Fortschritten der Literatur, welches durch das Alter bei Ihnen nicht geschwächt worden ist, noch lange genießen lassen. Sehe ich auch dies alles nicht mehr, wie ehedem, selbst in der Nähe; so wird, auch in der Entfernung, das bloße Bild davon mein Gemüth erheitern. Leben Sie wohl.

---

4) Der Geschäftsstyl.

68.

Begriff und eigenthümlicher Charakter des Geschäftsstyls.

Wir bezeichnen durch das Wort Geschäfte diejenigen Aeußerungen unsrer Thätigkeit, welche aus unsern Verhältnissen hervorgehen, inniefern wir Bürger des Staates und Mitglieder eines gewissen Standes in demselben sind. Diese Geschäfte sind aber eben so verschiedenartig, wie die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens selbst, und für den Ausdruck dieser Verhältnisse, so wie für die schriftliche Darstellung aller aus denselben für uns hervorgehenden und von uns übernommenen Geschäfte muß es eine besondere Gattung des Styls geben, den wir Geschäftsstyl nennen, und der in demselben Verhältnisse von dem Lehr-, Geschichts- und Briefstyle sich unterscheidet, in welchem unser bürgerlicher Geschäfts- und Wirkungskreis selbst von den Kreisen der Erkenntniß, der Vergangenheit und Gegenwart, und von den mannigfaltigen Formen unserer schriftlichen Mittheilung an Abwesende sich unterscheidet. Der Geschäftsstyl umschließt daher die gesammten stylistischen Formen, welche aus den mannigfaltigen gegenseitigen Verhältnissen und Beziehungen des öffentlichen und bürgerlichen Lebens hervorgehen, und sein eigenthümlicher Charakter beruht auf dem möglichst treuen, und dem Gesetze der Form angemessenen, Ausdrucke dieser Verhältnisse und Beziehungen vermittelst aller derje-

nigen einzelnen stylistischen Formen, welche diese Verhältnisse in der Darstellung durch Sprache zu bezeichen vermögen.

69.

Verhältniß des Geschäftsstyls zum Gesetze der Form.

Je verschiedener der Stoff des Geschäftsstyls von allen andern Stoffen des Lehr-, Geschichts- und Briefstyls, und je abgeschlossener in sich, in Beziehung auf diesen ihm eigenthümlichen Stoff, der Kreis desselben ist; desto mehr unterscheiden sich auch die Formen des Geschäftsstyls von allen andern Gattungen und Arten des Styls. Schon seinem Stoffe nach verstattet der Geschäftsstyl nicht die freie Bewegung der Versinnlichung, so wie das höhere Leben der übrigen Gattungen des Styls; die meisten der untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form sind in ihm nicht anwendbar. Desto strenger und unerbittlicher aber werden von ihm die untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form gefordert, weil Deutlichkeit und Klarheit der Begriffe, Ordnung in ihrer Aufeinanderfolge, Zusammenhang in ihrer Verbindung, Treue, Vollständigkeit, Kürze und grammatische Reinheit in ihrem Ausdrucke, so wie die vollendetste technische (logisch-grammatische) Einheit keinem Erzeugnisse des Geschäftsstyls erlassen werden dürfen, das seiner Bestimmung entsprechen, und dem Gesetze der Form, wenigstens nach dem ersten wesentlichen Theile desselben, genügen soll. Mag daher immer eine gewisse Einförmigkeit und Trockenheit von den Stoffen des

Geschäftsstyls nicht ganz getrennt werden können, und er, in dieser Hinsicht, hinter den übrigen Gattungen und Arten des Styls zurück stehen müssen; so verlangt doch das Gesetz der Form von demselben unnachlaßlich: theils die unbedingte Anwendung aller untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit der Form; theils die Anwendung derjenigen untergeordneten Eigenschaften der Schönheit der Form, welche mit der stylistischen Behandlung des Stoffes, ohne Störung des dadurch zu erreichenden Zweckes des öffentlichen und bürgerlichen Lebens, vereiniget werden können.

Diese Forderung wird dadurch keinesweges ungültig oder wirklich aufgehoben, daß bis jetzt noch der Geschäftsstyl fast durchgehends an Unvollkommenheiten, Mängeln und Gebrechen leidet, welche dem Gesetze der Form geradezu widerstreiten, und zugleich verhindern, daß aus dem Gebiete des Geschäftstyls eben so zweckmäßige und lehrreiche Beispiele aufgestellt werden können, wie aus den Kreisen der übrigen Gattungen des Styls. Zwar ist in neuern Zeiten von einigen Regierungen und Behörden die Verbesserung der einzelnen Formen des Geschäftsstyls angeordnet *) und zum Theile wirklich versucht worden; allein als durchgreifend und allgemein können diese Verbesserungsversuche nicht betrachtet werden; theils weil an sich schon das mehrhundertjährige Herkommen mit einer gewissen Allgewalt wirkt; theils, und besonders, weil

*) So erließ am 13 März 1821 der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen eine Verordnung wegen Verbesserung des Geschäftsstyls. Sie steht in der Nationalzeitung 1821. St. 21.

die wesentliche Verbesserung des Geschäftsstyls nicht eher gelingen kann, bis nicht — bereits vom Schul- und Universitätsunterrichte an — die künftigen Geschäfts- und Staatsmänner im Style überhaupt, namentlich aber in den einzelnen Gattungen und Arten des Geschäftsstyls geübt werden. Denn wenn gleich keinesweges verkannt werden kann, daß dem Geschäftsstyle der höhere Ernst, die Würde, und zum Theile sogar das Feierliche des öffentlichen Staatslebens eigenthümlich ist, und von demselben versinnlicht werden soll; so folgt doch daraus keinesweges, daß dies mit ununterbrochenen Verstößen gegen Denk- und Sprachlehre und mit einer Härte, Widerlichkeit, Schwerfälligkeit und Unförmlichkeit des Periodenbaues geschehen müsse, wodurch jeder, der nicht aus amtlichem Berufe die Aufsätze des Geschäftsstyls lesen muß, von denselben zurückgeschreckt wird. Allerdings wird aber die Verbesserung des Geschäftsstyls nur da gelingen, wo allmählig die spanischen Formen des Ceremoniells aus dem sechszehnten Jahrhunderte im höhern Staatsleben schwinden, und wo die scharfen Gegensätze der verschiedenen Stände in der bürgerlichen Ankündigung, und mit denselben die Ausdrücke einer aus dem Mittelalter stammenden Sprache der Courtoisie, gemildert werden. Denn obgleich die Courtoisie **) nicht völlig in dem Geschäftsstyle vermieden werden kann, weil die Stellung der verschiedenen Stände in der bürgerlichen Gesellschaft gegen einander, so wie die Stellung der Regierung gegen das Volk und des Volkes gegen die Regierung, nicht minder die Höflichkeitsformen zwischen den Regie-

*) vgl. §. 60.

rungen der verschiedenen neben einander bestehenden Staaten und Reiche, nie ganz aufhören werden; so verstattet doch auch die herkömmliche Courtoisie eine Verbesserung und Milderung ihrer Formen, ohne Störung der durch sie zu bezeichnenden amtlichen Würde und bürgerlichen Verhältnisse. Daß übrigens der einzelne Geschäfts- und Staatsmann, selbst wenn er persönlich zu besserer Einsicht gelangt ist, nicht eigenmächtig die in dem Geschäftsgange seines Staates eingeführte Courtoisie ändern darf, sondern nur darauf sich beschränken muß, in den von ihm bearbeiteten Geschäftsaufsätzen aller Fehler und Verstöße gegen Grammatik und Logik sich zu enthalten, versteht sich von selbst. Dadurch wird aber beides ausgeschlossen: daß man nämlich die Formen der Courtoisie weder aus Dünkel und Anmaßung eigenmächtig vermindere, noch aus Unwissenheit, Demuth und Knechtssinn verstärke und übertreibe; denn bei hellsehenden Obern verstößt man eben so sehr durch das zu Viel, als durch das zu Wenig.

Uebrigens bezieht sich die Courtoisie nur auf die öffentlichen Geschäfte und auf die unmittelbaren Amtsverhältnisse, in welchen Vorgesetzte und Untergebene gegen einander stehen; in Privatgeschäften, welche der Untergebene mit seinen Vorgesetzten zu verhandeln hat, wird der erstere des Tones sich bedienen, wozu ihn die letztern berechtigt haben, ohne doch in Vertraulichkeit zu fallen, oder die Verhältnisse der Abhängigkeit ganz zu vernachlässigen, die zwischen ihm und den Vorgesetzten statt finden. Denn so vorurtheilsfrei auch der Vorgesetzte über seinen höhern Rang denken mag; so muß doch zwischen ihm und seinen Unter-

gebenen immer noch eine Abstufung der Verhältnisse sichtbar bleiben, an welche innerhalb der Sprachdarstellung der schriftliche Ausdruck erinnert. Minder bindet man sich an die Formen der Courtoisie gegen Personen, die zwar dem bürgerlichen Range nach über uns stehen, denen wir aber in keiner Rücksicht untergeordnet sind.

70.

Eintheilung des Geschäftsstyls.

Jeder Staat bildet, nach dem Gebiete, das ihm gehört, nach dem Volke, das dieses Gebiet bewohnt, und nach seiner ihm eigenthümlichen Verfassung, Regierung und Verwaltung, ein selbstständiges, in sich abgeschlossenes, und zur organischen Einheit verbundenes Ganzes. Als solches kündigt er sich nach seinem innern und nach seinem äußern Leben an, inwiefern Verfassung, Regierung und Verwaltung die wesentlichen und nothwendigen Bedingungen seines innern Lebens, und die Fortdauer der rechtlichen Verhältnisse und der abgeschlossenen Verträge mit allen außer und neben ihm bestehenden Staaten die wesentlichen und nothwendigen Unterlagen seines äußern Lebens sind.

Der Staat ist aber auch zugleich die Grundbedingung des rechtlichen Bestehens und Verkehrs zwischen den einzelnen Bürgern, Ständen und Corporationen, die zu ihm gehören, und welche die Gesammtheit seiner Bevölkerung bilden.

Weil nun alles, was dieses öffentliche Leben des Staates selbst, so wie das öffentliche Leben aller Bürger im Staate betrifft, und als Aeußerung und Wirkung dieses Lebens sich ankün-

digt, mit dem herkömmlichen Ausdrucke der Geschäfte bezeichnet wird; so muß auch der Geschäftsstyl, oder die schriftliche Darstellung aller möglichen Verhältnisse und gegenseitigen Beziehungen im öffentlichen Staatsleben, nach jener Eintheilung, in zwei Hauptgattungen zerfallen:

1) in den höhern Geschäftsstyl, welcher die einzelnen Verhältnisse des innern und äußern Staatslebens in seinen einzelnen stylistischen Formen darstellt; und

2) in den niedern Geschäftsstyl, welcher die besondern Verhältnisse der einzelnen Bürger, Stände und Corporationen im Staate gegen einander selbst in seinen stylistischen Formen bezeichnet.

71.

a) Der höhere Geschäftsstyl.

Der höhere Geschäftsstyl (auch Curial- und Kanzleistyl genannt) enthält die stylistische Darstellung des gesammten öffentlichen, sowohl innern als äußern, Staatslebens, inwiefern der Staat, an sich betrachtet, theils als ein rechtlich abgeschlossenes Ganzes erscheint, an dessen Spitze die Regierung steht; theils, nach seiner Stellung zu allen andern neben ihm bestehenden Staaten, in der Mitte des gesammten europäischen Staatensystems gedacht wird. Nach dieser Ansicht wird der höhere Geschäftsstyl 1) in den Gerichtsstyl, und 2) in den Hofstyl, und der letzte wieder α) in den Hofstyl für die innern und β) für die auswärtigen Angelegenheiten eingetheilt.

Der Gerichtsstyl enthält den schriftlichen Ausdruck der Anerkennung der rechtlichen Verhält-

nisse der Staatsbürger und der einzelnen Stände im Staate gegen einander selbst, unter der Gewährleistung und im Namen der Regierung. Der Gerichtsstyl hat daher die Bestimmung, theils die anerkannten und wirklichen Rechte der Mitglieder eines Staates zu sichern und aufrecht zu erhalten, theils über die streitigen Rechte derselben zu entscheiden, und dieselben unter sich auszugleichen. Zu ihm gehören alle Verhandlungen der Gerechtigkeitspflege und der Polizei; mithin: Citationen, Protocolle, Relationen, Klagschriften, Urtheile, Protestationen, Appellationen, Läuterungen, Repliken, Dupliken, Exceptionen, Recognitionen, Testamente, Consense, Contracte, Vollmachten, Attestate, — Pässe, Kundschaften, Steckbriefe, Geburts- und Todtenscheine u. s. w.

Der Hofstyl enthält die Darstellung derjenigen Verhältnisse, in welchen der Staat, als ein rechtliches und organisches Ganzes, theils zu sich selbst, theils zu allen auswärtigen Staaten steht; mithin die Darstellung der einzelnen Erscheinungen und Ankündigungen seines innern und äußern öffentlichen Lebens vermittelst einzelner stylistischer Formen.

Der Hofstyl für die innern Angelegenheiten umschließt daher alle Verhältnisse, welche aus der Stellung der Regierung gegen die Gesammtheit der Bürger ihres Staates, nach den verschiedenen Abstufungen und Verzweigungen der einzelnen Stände derselben, so wie aus der Stellung der einzelnen Bürger, der Stände und Corporationen, oder auch der Gesammtheit derselben zur Regierung, in Beziehung auf die höchsten Grundsätze alles Staatslebens, auf Recht und Wohlfahrt, hervorgehen. Es gehö-

ren, nach diesem Gesichtspuncte, zu dem Hofstyle für die innern Staatsangelegenheiten:

theils die allgemeinen Bekanntmachungen der Regierung in Hinsicht auf die öffentlichen Angelegenheiten (z. B. neue Verfassungen als Ausflüsse der Souverainetät der Regenten; Uebersichten über die Lage und Verwaltung des Staates an Versammlungen der Stände; Aufrufe an das Volk beim Ausbruche eines Krieges, oder bei eingetretenen wichtigen politischen Veränderungen in den innern und auswärtigen Angelegenheiten rc.);

theils die Verhandlungen der Regierung mit der Gesammtheit der Bürger ihres eigenen Staates, oder doch mit den Vertretern derselben (z. B. Wahlcapitulationen; neue Verfassungen auf dem Wege des Vertrages; Landtagsordnungen; Recesse; Vergleiche mit einzelnen Ständen [z. B. den Mediatisirten]; Edicte; Decrete; Mandate; Patente);

theils die von dem Oberhaupte des Staates ausgehenden Acte der vollziehenden Gewalt (z. B. Dienstbestallungen; Beförderungen; Belobungsschreiben; Privilegien; Ordensverleihungen rc.);

theils die Verhandlungen der Staatsbürger mit der Regierung (durch Berichte, Vorladungen, Beschwerden, Bittschriften, Gesuche, Anhaltungsschreiben rc.).

Dagegen gehören zu dem Hofstyle für die auswärtigen Angelegenheiten, inwiefern der Staat gegen die andern, neben ihm bestehenden, Staaten seine Rechte, so wie die Rechte seiner Bürger und der Stände derselben geltend macht:

theils die öffentlichen Verhandlungen mit

andern Staaten (Verträge, Vergleiche, Bündnisse, Manifeste, Repressalien, Kriegs- und Friedensschlüsse ꝛc.);

theils die geheimen Unterhandlungen mit dem Auslande (diplomatische Schreiben und Noten an die Gesandten beim Auslande, oder an die Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten im Auslande, so wie die Schreiben und Meldungen der im Auslande angestellten Gesandten und Agenten an die inländischen Ministerien ꝛc.).

72.

Beispiele aus dem höhern Geschäftsstyle.

Wenn gleich der höhere Geschäftsstyl, und in demselben namentlich der Gerichtsstyl, im Allgemeinen noch zu wenig der in den vorigen Jahrhunderten ihm angelegten Fesseln sich entbunden hat; so sind doch bereits aus den letzten fünf und zwanzig Jahren so viele einzelne gelungene Arbeiten im höhern Geschäftsstyle vorhanden, daß eine Auswahl aus denselben, besonders für den angehenden Geschäfts- und Staatsmann, nicht ohne Brauchbarkeit wäre. Allein die meisten dieser stylistischen Erzeugnisse sind für unser Werk zu lang und ausführlich, und verstatten, wegen der Wichtigkeit und des innern Zusammenhanges ihres politischen Inhalts, keine ähnliche Abkürzung, wie Aufsätze aus andern Gattungen des Styls. Zu diesen stylistisch gediegenen Arbeiten des Geschäftsstyls gehören namentlich die (von v. Gentz gearbeiteten) Manifeste Preußens gegen Frankreich im Jahre 1806, und Oestreichs im Jahre 1813; mehrere neue teutsche Verfassungen, unter welchen besonders

die des Großherzogthums Baden vom 22 Aug. 1818 durch die Deutlichkeit, Bestimmtheit und Kürze des Ausdrucks sich auszeichnet; mehrere öffentliche Bekanntmachungen der preußischen, bayrischen, wirtembergischen u. a. Regierungen u. s. w.

a) Manifest des Churfürsten Moritz von Sachsen und seiner Bundesgenossen gegen den Kaiser Karl 5 im Jahre 1552.

Dieses Manifest, entlehnt aus Fr. Hortlebers Werke: der röm. Keyser= vnd Königl. Maj., auch deß h. röm. Reichs Stände ꝛc. Handlungen und Abschreiben ꝛc. (Frkf. am M. 1618. Fol.) Th. 2. S. 1013. erscheint hier, seiner Länge wegen, abgekürzt. Es umschloß drei Beschwerden gegen den Kaiser: 1) die Religionssache; 2) die widerrechtliche Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen; und 3) die Reichsbeschwerden. — Nur aus dem ersten und dritten Puncte werden hier einige Bruchstücke ausgehoben.

Von Gottes Gnaden, Wir Mauritz, Hertzog zu Sachsen ꝛc. vnd von desselben Gnaden, Wir Johannes Albrecht, Hertzog zu Meckelnburg ꝛc. vnd Wir Wilhelm, Landtgraffe zu Hessen ꝛc. Entbieten hiermit für Vns, auch für die andern Vnsern hierin Mitverwandten Fürsten vnd Ständte, allen vnnd jeden Chur vnd Fürsten ꝛc. Vnsere freundliche Dienste ꝛc. Vnd fügen darbey E. L. vnnd Euch zu wissen, daß Wir je vnd allwege, nichts höhers begehre, vnd noch auf diese Stunde wündschen, dann einen gemeinen Frieden im heyligen Reich Teutscher Nation, vnnd zu Bestettigung desselbigen, in dem Streit vnd Spaltunge der Christlichen Religion, eine

wahre vnd Christliche Vergleichunge, dem Göttlichen Prophetischen vnd Apostolischem Wort vnnd Lehre gemeß, zu finden vnnd zu treffen, welcher Vergleichunge halben, auch vns zu mehrmaln, von der Röm. Keys. vnd Kön. May. wegen Vertröstung, Verschreibunge, Zusage, Reichs Abschied, vnd anderst gegeben.

Es ist aber doch solches nicht alleine nicht gefolget, sondern der Gegentheil hat auch, als er seine Gelegenheit ersehen, alle solche Abschiedte, Brieffe, Zusage vnd Vertröstunge anders gedeutet, widerruffet, vnd gäntzlich wider auffgehebet. Auch sich gegen etlichen vnsers Theils (vnangesehen seiner Zusage vnnd hohen Verpflichtunge) vernemen lassen: er hette zugesagt was er wolte, so solt man sich doch auff nichts zu verlassen haben, da man seines Willens nicht gelebte. Item, es hette jene Zeit, da er die Zusage gethan, ein andere Gelegenheit gehabt, dann jetzo, vnnd in Summa, wo man seines Willeus nit were, so wolte er sich rund erkläret haben, daß er wider dieselben trachten vnd dencken wolte, als wider Vngehorsame, dadurch er sich ohne einige vrsach, vnd wider sein zusagen vnd verpflichten, als einen offentlichen Feinde erkläret. Darbey es nicht geblieben, sondern er hat darüber hin vnnd wieder, vnterm Schein der Religion, etliche außwertigen Christlichen Potentaten wider Vns vnnd andere Vnsere Mitverwandten verbittert, verunglimpffet, hässig gemacht, auch Vns selbst gegen einander verhetzet, vnnd hierzu einem die Religion, dem andern aber etwas anders eingebildtet, da doch klärlich für Augen lieget, daß es dem Gegentheil vmb die Religion nicht so hoch, sondern je so viel, wo nicht mehr, darumb zu thun gewesen, daß er vnter dem Schein der gespaltenen Religion sein eigene Domination, Nutz vnnd Gewalt durchdringen vnd erlangen möchte.

Nun ist hierbey, vnd eines neben dem andern zu

meldten, Warheit vnd Grundt, daß Wir nicht allein sehen, sondern auch mit den Händen spühren vnd greiffen mögen, die geschwinden Practicken, List vnd Anschläge, dardurch der Gegentheil für hat von Tagen zu Tagen, je lenger je enger, unsere wahre Christliche Religion (die Wir, inmassen zu Augspurg bekanndt, für wahrhafftig halten) einzuzeunen, vnnd zuletzt gantz außzureuten. — —

Und vor das dritte, als den fürnembsten vnd höchsten Puncten dieses offenen Außschreibens vnd gegenwertiges vnsers Wercks, haben wir obgemelten Chur- vnd Fürsten, sampt vnnd sonderlich, ingemein angesehen den gegenwertigen elenden Standte Teutscher Nation, wie derselbige in Abfall gerahten, was massen man vns teutschen (zu gegen dem hohen keyserlichen Jurament) mit Kriegsvolck auß frembdten Nationen vberfähret, dasselbe viel Jahr auff den armen Vnterthanen vom Adel, Stätten vnnd Dörffern ligen läst, die in Grundt vnd Bodem verderbet, jhnen Weib vnnd Kinder schändet, ja auch etlicher derselben wider alle Natur mißbrauchet, vnder gedichten Farben vnnd Schein ein Schatzung nach der andern von vns dringet, der Gestalt vnnd sonsten in viel Wege vnsere alte löbliche Freyheit schwächet, einzeucht, schmälert, vnser aller Haabe vnd Gut, Schweiß vnnd Blut außsäuget, die Rähte vnnd Bottschafften außwertiger Potentaten, so dem Gegentheil in die Karten sehen, vnnd sich vmb der Teutschen Notturfft annehmen möchten, mit Fürwendunge allerley gedichten Vrsachen, von den Reichstägen, wider den alten Brauch, abhelt, außschleusset, nicht zuläst, vnnd also dieser vnnd ander Gestalt vns alle sampt zu gleich endtlich zu einem solchen vnträglichen Viehischen, erblichen Servitut, Joch vnd Dienstbarkeit zu bringen vorhat, darob vnsere Nachkommen vnnd Kindtskinder biß in

Himmel schreyen, vnd vns die wir solches zu gesehen hetten, vnter der Erden verfluchen würden, mit dem schmähelihen Auffruck, daß doch vnsere Voraltern se- lige zu Erhaltung solcher Freyheit so mannigfaltig ihr Blut wilig vergossen, das Gut darzu auffgesetzet, vnd also, vermittelst Göttlicher Verleihung ihre Freyheiten, wider alle Nationen biß hieher gewaltiglichen erhalten haben.

So haben wir demnach einmal Hertz vnd Manheit geschöpffet, vnnd zu Offenbahrunge desselben neben an- dern Christlichen Potentaten, als der hochlöblichen Cron zu Franckreich, vnd andern vnsern Herrn vnd Freunden, welchen der Feindt gleicher Gestalt nach jhrer zeitlichen Wolfahrt getrachtet, vns vertrewlich zusammen gethan, vnd also vereiniget, daß wir im Nahmen Gottes deß Allmächtigen, seines geliebten Sohns Jesu Christi, vnnd deß heyligen Geists mit Heereskrafft vnd gewaltiger Handt, die Erledigung bemeltes Landtgraffen, vnnd deß gefangenen Hertzog Johans Friederichen zu Sachsen suchen, auch vns Hertzog Mauritzen selbst auß der Be- schwerung vnnd Inhaltung, darin wir neben dem Marg- graffen Churfürsten vnsere eigene Leib, vermüge vnserer hohen Verpflichtunge haben stellen müssen, heben, das beschwerlich Joch deß vorgestelten Viehischen Seruituts vnnd Dienstbarkeit von vns werffen, vnnd die alte löb- liche Libertet vnnd Freyheit vnsers geliebten Vaterlandts der Teutschen Nation acerrime vindiciren vnnd erretten; darin vns die heylige Göttliche Dreyfaltigkeit Gnad, Glück vnnd Heil verleihen wolt. Amen.

b) Schreiben des Kaisers Joseph 2 (vom J. 1771) an einen General in seinem Heere; aus d. Briefen von Joseph dem zweiten. (Leipz. 1821. 8.) S. 8.

Herr General!

Den Grafen von K. und Hauptmann W. schicken Sie sogleich in Arrest. Der Graf ist aufbrausend, jung, von seiner Geburt und von falschen Ehrbegriffen eingenommen. Hauptmann W. ist ein alter Kriegsknecht, der jede Sache mit dem Degen und Pistolen berichtigen will; und welcher das Cartel des jungen Grafen sogleich mit Leidenschaft behandelte!

Ich will, und leide keinen Zweikampf bei meinem Heere; verachte die Grundsätze derjenigen, die ihn vertheidigen, die ihn zu rechtfertigen suchen, und sich mit kaltem Blute durchbohren!

Wenn ich Officiers habe, die sich mit Bravour jeder feindlichen Gefahr blos geben, die bei jedem sich ereignenden Falle Muth, Tapferkeit und Entschlossenheit im Angriffe und in der Vertheidigung zeigen; so schätze ich sie hoch. Die Gleichgültigkeit, die sie bei solchen Gelegenheiten für den Tod äußern, dient ihrem Vaterlande und ihrer Ehre zugleich.

Wenn aber hierunter Männer seyn sollten, die alles der Rache und dem Hasse für ihren Feind aufzuopfern bereit sind; so verachte ich dieselben; ich halte einen solchen Menschen für nichts besseres, als einen römischen Gladiator.

Veranstalten Sie ein Kriegsrecht über diese zwei Officiere; untersuchen Sie mit derjenigen Unpartheilichkeit, die ich von jedem Richter fordere, den Gegenstand ihres Streites, und wer hievon am meisten Schuld tragend ist; der werde ein Opfer seines Schicksals und der Gesetze.

Eine solche barbarische Gewohnheit, die dem Jahrhunderte der Tamerlans und Bajazets angemessen ist, und die oft so traurige Wirkungen auf einzelne Familien gehabt, will ich unterdrückt und bestraft wissen, und

sollte es mir die Hälfte meiner Officiere rauben! Noch giebt es Menschen, die mit dem Charakter von Heldenmuth denjenigen eines guten Unterthanen vereinbaren; und das kann nur der seyn, welcher die Staatsgesetze verehret. Joseph.

c) Der König von Preußen Friedrich Wilhelm 3 an sein Volk. Breslau, d. 17 März, 1813.

So wenig für mein treues Volk, als für Teutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht; denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt, so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unsrer Städte. Die Freiheit des Handels war gehemmt, und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land war ein Raub der Verarmung.

Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterungen zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sey, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch, wie seine Kriege, uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lit-

thauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren erduldet habt; Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Churfürsten, den großen Friedrich! Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsere Vorfahren blutig erkämpften, Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unsrer mächtigen Verbündeten, der Russen; gedenkt der Spanier und Portugiesen! Selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen; erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer!

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden; denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unsrer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euern angebohrnen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unsrer Bundesgenossen, werden unsern redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen; sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Teutsche zu seyn.

Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsre Existenz, für unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden, oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen,

um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Teutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit fester Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unsrer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern glorreichen Frieden, und die Wiederkehr einer glücklichern Zeit.

Friedrich Wilhelm.

d) Der König Friedrich August von Sachsen an sein Volk. Dresden, am 7 Juny, 1815.

Euer König, ihr Sachsen, ist in eure Mitte zurückgekehrt, zwar tiefgebeugt von den Leiden, die ihn und euch zeither betroffen haben, und durchdrungen von dem Schmerze der Trennung, die einen großen Theil seiner treuen und geliebten Unterthanen ihm entrissen hat; aber nicht ohne den Trost, den ihm das Vertrauen auf die Liebe und den Sinn des ihm übrig gebliebenen Volkes gewährt.

Ihr habt den alten Ruhm der Sachsen in der schweren Zeit, in der Wir von euch getrennt gehalten wurden, bewährt und erhöhet. Ihr habt das Unvermeidliche ruhig ertragen; ihr habt unter allen Ereignissen, die euch niederdrückten, den Sinn für Recht und Pflicht in euch lebendig erhalten; ihr habt eure Anhänglichkeit an uns und an unser königliches Haus vor den Augen von ganz Europa laut und unzweideutig ausgesprochen.

Wie sollten wir bei dem Geiste, der euch belebt, bei den Gesinnungen, die ihr gegen uns zu Tage gelegt habt, uns nicht der beruhigenden Zuversicht überlassen, daß es uns unter dem Beistande Gottes durch unsere und eure vereinigten Anstrengungen gelingen werde, die tiefen Wunden nach und nach zu heilen, die das Un-

glück der Zeit euch geschlagen hat, und Wohlstand und Zufriedenheit unter euch wiederum zu verbreiten.

Hierauf und auf die möglichste Erleichterung der unabwendlichen Lasten, welche die von neuem drohende Störung des öffentlichen Ruhestandes mit sich führen wird *), sollen unsre landesväterlichen Bemühungen unablässig gerichtet seyn. Wir fordern euch auf, zu diesen wichtigen Zwecken, nach euern Verhältnissen und allen euern Kräften, mit unermüdetem Fleiße und verdoppeltem Eifer mitzuwirken. Durch euer Vertrauen, euern Gehorsam, euern einträchtigen und thätigen Beistand werden alle dahin abzielende Maasregeln befördert und erleichtert werden.

Die in der Verfassung, den Gesetzen und Einrichtungen des Landes von den zeitherigen Gouvernements verfügten Abänderungen werden wir sorgfältigst prüfen, und, befundenen Umständen nach, über deren Beibehaltung oder Wiederaufhebung uns entschließen. Die durch sie und während ihrer Dauer angestellten, uns noch nicht pflichtbaren, Diener verbleiben einstweilen, und bis wir ihrenthalben besondere Entschließung gefaßt haben werden, in dem ihnen angewiesenen Berufe.

Friedrich August.

e) Erklärung des Königs Maximilian Joseph von Bayern auf die Glückwünsche bei der Jubelfeier seiner 25jährigen Regierung.

Wir haben mit Rührung die vielfältigen Beweise aufgenommen, durch welche unsre getreuen Unterthanen aller Kreise und aller Stände am 16 Febr. d. J., als

*) Der Krieg im Jahre 1815 gegen Napoleon.

dem Jahrestage unsrer 25jährigen Regierung, ihre liebevolle Anhänglichkeit an uns sowohl schriftlich, als durch öffentliche Veranstaltungen aller Art abermals an den Tag zu legen gewetteifert haben. Erfreulich und erhebend ist dieses von Bayerns Bewohnern in schöner Eintracht gefeierte große Familienfest. Kein Band kann inniger, als diese treue Liebe uns mit unserm Volke und dieses unter sich vereinen; kein Lohn für die treue Regentensorge, deren wir uns bewußt sind, beneidenswerther seyn. Wenn wir mit Gottes Hülfe den Staat durch 25 Jahre einer thaten- und gefahrvollen Zeit glücklich hindurch geleitet haben; so war es die unerschütterliche Gesinnung unsers Volkes, auf welche wir dabei vertraut haben, und durch welche wir mit gleichem Vertrauen unterstützt worden sind. Wir bitten den Allmächtigen, daß er unsre Bemühungen zum Wohle dieses Volkes, dessen Liebe unser Glück und unser Stolz ist, fortan segnen, und was er an Jahren uns noch beschieden haben mag, mit solchen Ereignissen erfüllen möge, durch die wir in dessen dankbarem Andenken fortzuleben hoffen können. München, d. 19 Febr. 1824.

Maximilian Joseph.

f) Decret des Fürsten Wilhelm von Nassau in Versen.

Nach der Genesung des gefährlich erkrankten Erbprinzen von Nassau-Saarbrücken ward von der Residenz am 4 Jun. 1755 ein Freudenfest gefeiert. Darauf erließ am 7 Jun. der regierende Fürst folgendes selbstverfertigte Decret:

Decretum auf das Ehrenfest, so wegen meines Sohns Genesen von beider Städte Bürgerschaft am vierten angestellt gewesen.

Die Treue, Freude, Lieb' und Pflicht
Der Unterthanen beider Städte
War viel zu edel eingericht,
Daß es mich nicht gerühret hätte.

Drum nehmt für eure Redlichkeit
Dies Zeichen der Zufriedenheit:
Zwei Jahre seyd ihr Zehntenfrei
Von allen Stift- und Herrschaftsfrüchter.

Glaubt, daß es meine Freude sey,
Euch ein Vergnügen anzurichten;
Mein Eifer wird beständig sehn
Auf aller Bürger Wohlergehn.

Saarbrücken, d. 7 Jun. 1755. Wilhelm, Fürst.

73.

b) Der niedere Geschäftsstyl.

Der niedere Geschäftsstyl, oder der Styl für die Privatgeschäfte im innern Staatsleben, enthält den schriftlichen Ausdruck aller öffentlichen Verhältnisse der einzelnen Staatsbürger, Stände und Corporationen derselben gegen einander, welche, ohne Mitwirkung und Dazwischenkunft der Obrigkeit, zwischen ihnen selbst verhandelt werden können. Dahin gehören: Obligationen, Empfangs-, Depositions- und Pfandscheine, Wechsel, Cautionen, Cessionen, Schenkungsbriefe, Quittungen, Zeugnisse, Reverse, Vollmachten, Miethsverträge, Abschiede; — Ankündigungen von Gegenständen zum Verkaufe und Verleihen bestimmt; Bekanntmachungen von Verlobungen, Verheirathungen, Geburten, Todesfällen, Wohnungsveränderungen; Anerbietungen zu Geschäften; Nachfragen; Aufruf für Hülfsbedürftige u. dergl.

In den Kreis des niedern Geschäftsstyls gehört zugleich der **Geschäftsbrief**, der bereits in der Darstellung des Briefstyls von den einzelnen Gattungen und Arten desselben ausgeschlossen ward, sobald er zunächst einen Gegenstand des bürgerlichen Verkehrs (z. B. einen Kaufmannsbrief, die amtlichen Anfragen eines Predigers an seinen Superintendenten in Betreff eines eingetretenen Falles ꝛc.) betrifft, und in diesem Falle mit dem eigentlichen Briefe blos die äußern und ganz zufälligen Merkmale der Ueber=, Unter= und Aufschrift theilt.

Ob nun gleich der niedere Geschäftsstyl an sich keiner unmittelbaren Aufsicht der Regierung unterworfen ist; so sollten doch die Redacteure öffentlicher Blätter, sobald die einzelnen Erzeugnisse dieses Styls in ihre Hände vor dem Abdrucke kommen, **wenigstens** insoweit die Mängel und Unvollkommenheiten derselben verbessern, daß nicht Verstöße gegen Sprachlehre und gegen die Schicklichkeit des Tones in denselben stehen bleiben, und alle anerkannte **Sprachunrichtigkeiten** und **Zweideutigkeiten** vor dem Abdrucke der Aufsätze gestrichen oder verändert würden, wenn gleich, bei der gegenwärtigen Einrichtung der öffentlichen Blätter, keine höhere Nachhülfe solcher Aufsätze **in eigentlicher stylistischer Hinsicht** erwartet werden kann.

74.

Beispiele aus dem niedern Geschäftsstyle.

Die folgenden Anzeigen haben sämmtlich in öffentlichen Blättern gestanden und sind mit wörtlicher Treue aufgenommen worden.

a) Verfehlte Anzeigen.

1) Eine junge, mit den besten Attestaten ihres Wohlverhaltens versehene, Frauensperson, die mehrere Jahre als Jungfer diente, wo sie alles in allem war, wünscht in ähnlicher Qualität, oder als Wirthschafterin ein baldiges Unterkommen. Versteht sich bestens auf Putz, aufs Schneidern, Waschen und Platten.

2) Ueber die Catalani (im Hamburg. Correspondenten). Die Stimme der hingerissenen Künstlerin schwebte, bis zum Schmettern verstärkt, gleich einer entfesselten Lichtkugel, singend über Gefeierte und Mitsänger *), und zerfloß, wie jene, in einen kreuzenden Blitzstrahl. Sie gab uns die schönste und vollendetste mimische Darstellung der Andacht, bei der jedes Herz, tief erschüttert, sich mit dem Weltall vereint träumt.

3) Gesucht wird binnen Dato und 14 Tagen ein Dienstmädchen von 18 Jahren, unbescholtenem Rufe und braven Aeltern, welche aber auch zum einzelnen Verkaufe passend seyn muß.

4) Todesanzeige. Das geliebte theure Haupt, dessen Züge sonst der Seele hohe Schönheit wiederstrahlten, ist jetzt der Verwesung übergeben. Aber ein Funke entschwebt der vollendeten Asche und entzündet sich steigend zum glänzenden Stern. Was erhaben über Raum und Zeit, entsprungen dem denkenden Geiste, und geglüht in der Tiefe des Herzens: — Mutter der Verlassenen! theilnehmende Freundin! Alles Guten, Wahren und Schönen Verbündete! Dich deckt nie des Todes kalte Nacht!

5) Auf ein Rittergut, auf dem viel Rindvieh ist, wird eine ledige Weibsperson, am liebsten eine Prediger-

*) im Chorgesange.

wittwe, zur Führung der Wirthschaft, allenfalls auch zum Platten der geringen Wäsche, aber ja nicht zur Gesellschaft gesucht. (Leipz. Zeit. 1808, vom 18 Mai.)

6) Todesanzeige. Am 22 dieses ging zu einem andern Leben über, zum ewigen Lichte im Osten, zur Vereinigung mit Gott, wo weder Zeit noch Stunde, wo nichts als Ewigkeit, unser theurer Vater. Nur der Trost, daß wir uns im Osten wiedersehen, kann unsern Schmerz lindern.

b) Gelungene Anzeigen.

1) Geburtsanzeige.

Meinen Freunden, die mich verstehen.

So eben hat in meinem Selbstverlage das neunte Bändchen meiner unsterblichen Werke, unter dem Titel: Emma Luise, die Vignette ein gut getroffenes, niedliches, blondgelocktes Mädchen vorstellend, verlassen. Um den Nachdruckern nicht in die Hände zu fallen, ist nur ein einziges Exemplar abgezogen worden, welches vor der Hand bei der Familie bleibt, und auch in der Folge nur mit Bewilligung des Verfassers in vermehrten Abdrücken erscheinen darf.

Zittau, d. 15 Jun. 1812. H.

2) Todesanzeige des Rectors Krügelstein in Ohrdruff, vom 16 Apr. 1804.

Eine stille und herzliche Ehe ward nach zehn Monaten schnell getrennt, als meine theure und unvergeßliche Gattin, Wilhelmine, am 15ten dieses mich verließ und in die Ewigkeit ging. Sie war ein edles Weib, voll Liebe und Herzensgüte, durch welche mir die wenigen,

mit ihr verlebten Tage zu den glücklichsten und seligsten gemacht worden sind. Tieferschüttert mache ich ihr Scheiden unsern auswärtigen theuren Verwandten, ihrer herzlichen und, wie ich bitte, stillen Theilnahme versichert, hierdurch bekannt. Mit mir trauert ein Kreis zärtlicher Verwandten, und in unsre Klage weint der Säugling, den sie mir hinterließ, und den ich mit doppelter Liebe in meine Arme nehme, da er — wehmüthiger Trost — das Ebenbild seiner verewigten Mutter ist.

Ende des zweiten Theiles.

Berichtigungen

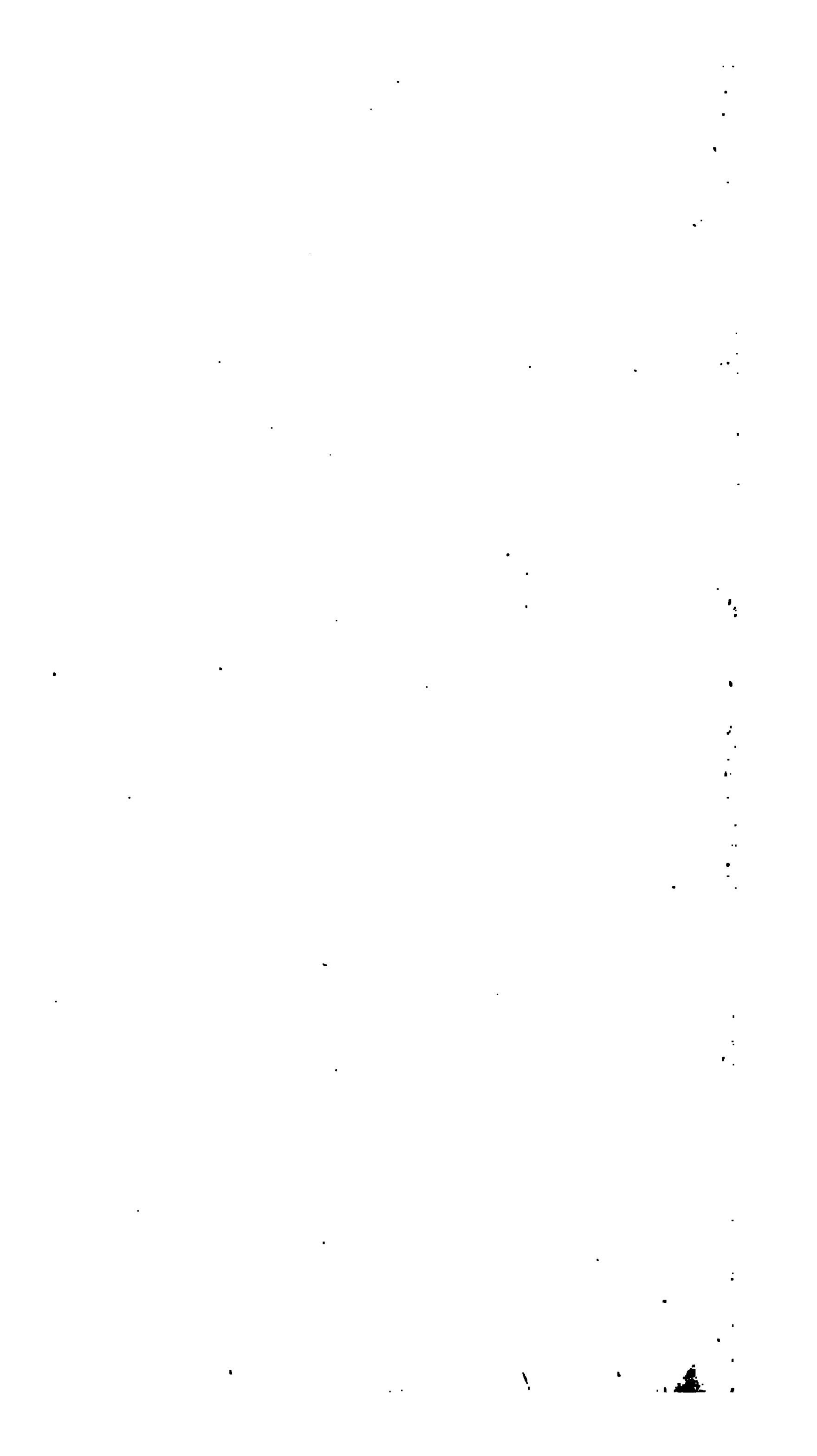
im ersten Theile:

S. 95 Z. 12 v. o. l. reinen st. innern
S. 113 Z. 7 v. o. l. gestifteten
S. 350 Z. 14 v. o. l. Windgeächz
S. 394 Z. 14 v. o. l. mythischen

im zweiten Theile:

S. 109 Z. 8 v. o. niederrisse
S. 133 Z. 14 v. u. veschaffte
S. 270 Z. 5 v. u. ein so







Pölitz

Das gesammtgebei

der teutschen sp

